Schweichel

Jura und Genfersee.

Novellen

von

Robert Schweichel.

Berlin.
C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
A. Charisius.
1865.

Jura und Genfersee.

Novellen

von

Robert Schweichel.

Berlin.
C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
A. Charisius.
1865.

Inhalt.

Der Uhrmacher vom Lac de Joux.

1.

Die Glocke von le Sentier am Lac de Joux rief zum Nachmittags-Gottesdienst. Einen Augenblick belebten sich die Straßen des Dorfes; dann trat eine Todtenstille ein, als hätte der volkreiche Ort mit dem verhallenden Summen der Glocke seine Seele ausgehaucht.

Amey Meylan hatte Mutter und Schwester Claire nicht zur Kirche begleitet. Er saß daheim in der sonntäglich aufgeräumten Wohnstube an seinem Arbeitstisch, der in einer Fensternische stand. Es war der Arbeitstisch eines Uhrmachers. Amey war damit beschäftigt, die Zähne eines Rades auszufeilen, das zu dem Werke eines Chronometers gehörte. Die bereits fertigen Theile desselben, sämmtlich von Amey selbst gearbeitet, lagen unter verschiedenen Glasglocken auf dem Tische.

Amey mochte etwa vierundzwanzig Jahre zählen. Sein längliches, regelmäßiges Gesicht war ein wenig blaß, doch wohl nicht allein von der sitzenden Lebensweise in der Stubenluft. Von seiner hohen sanft zurückgewölbten Stirn leuchtete es wie Gedanken, und in seinen dunklen Augen lag Sinnigkeit, während die Bildung des Mundes auf Festigkeit und Thatkraft deutete.

Der junge Mann stammte aus einem Uhrmachergeschlecht und, unter einer Bevölkerung von Uhrmachern herangewachsen, war es natürlich, daß auch er das Handwerk seiner Väter ergriffen, dessen verschiedene Zweige er gleichsam spielend erlernt hatte. Dank seiner Geschicklichkeit und Intelligenz hatte er sich in ungewöhnlich kurzer Zeit zur höchsten Stufe in seiner Kunst aufgeschwungen. Er war Repasseur und Remonteur, d. h. er machte die Uhren vollends fertig und brachte sie in Gang, eine Arbeit, die ihm ein gutes Stück Geld einbrachte, so daß er nach dem Tode des Vaters vollkommen im Stande war, Mutter und Schwester anständig zu unterhalten.

Die Meylans hätten in bessern, ja für ihren Stand in glänzenden Verhältnissen sich befinden können, denn das Uhrmachertalent war in der Familie erblich, wenn Ameys Vater nicht in der letzten Zeit seines Lebens auf den unglücklichen Gedanken gerathen wäre, durch den Holzhandel rasch zu großem Reichthum zu gelangen. Er verstand aber von diesem Handel nichts, und da er bei demselben seinen eigentlichen Beruf zu vernachlässigen genöthigt war, so gingen seine Vermögensverhältnisse mit Riesenschritten rückwärts. Glücklicher Weise starb er, bevor er sich vollends ruinirt hatte. Es mußte aber, um seine Schulden zu bezahlen, ein Kapital auf das Häuschen aufgenommen werden, welches der Großvater gebaut und schuldenfrei hinterlassen hatte. Dieses Häuschen lag so, daß man aus den Fenstern der Wohnstube auf den See und den östlichen Bergrücken des Jura gegenüber blickte. Vor den Fenstern lag ein Gärtchen, dessen wenige Blumenbeete Claires Freude und Stolz waren. Bei der Unfruchtbarkeit des hochgelegenen

Joux- oder Bergthales, denn Joux heißt im Patois Berg, wo es oft nur eines tüchtigen anhaltenden Regens bedarf, um die dünne Humusdecke von dem Kalkboden hinwegzuspülen, konnte Claire mit Recht auf ihre Blumen stolz sein.

Waren nun auch die Verhältnisse beschränkt, in denen der Vater Amey's die Seinigen zurückgelassen, so hatte dieser Umstand auf die Gemüther derselben doch keinen Einfluß. Die größte Liebe und Eintracht herrschte zwischen der Mutter und ihren Kindern. Frau Meylan konnte freilich mitunter einen Seufzer nicht unterdrücken, wenn sie auf ihre Tochter blickte. Wäre es nicht gekommen, wie es leider gekommen war, so hätte Claire wohl auf das Anspruch machen können, was die Mütter eine gute Partie nennen. Claire war kein häßliches Mädchen. Es kamen oft reiche Kaufleute aus Lausanne und Genf in Geschäften nach le Sentier. Wer weiß, was geschehen wäre? Claire wäre nicht die Erste gewesen, die sich durch eine Heirath über ihren Stand erhoben hätte. Claire selbst war nicht so ehrgeizig, sie dachte nicht „höher" hinauf, und ihre nußbraunen Augen lachten die Wolken von der Stirn der Mutter immer schnell fort. Amey empfand dagegen jenen Sporn, ohne den einmal in der Welt nichts wirklich Tüchtiges und wahrhaft Großes geleistet wird, um so lebhafter.

Schon als Knabe hatten Amey's Augen von Begeisterung geblitzt, wenn er der Schwester von den großen Männern seines jetzigen Standes erzählte. Mochten Andere die Eroberer der Welt rühmen, ihm stand ein Daniel Jean Richard höher, welcher die Uhrmacherkunst in den rauhen Jurathälern von Locle und la Chaux de Fonds eingeführt.

Noch lebhafter erregte seine Einbildungskraft das Beispiel von Peter Droz und seinem Sohne, deren Kunstuhren und Automaten seiner Zeit ganz Europa mit Staunen und Bewunderung erfüllten. War Richard durch seine Geschicklichkeit der Wohlthäter der armen Jurabevölkerung geworden, so lockten die Droz, indem sie das Höchste in ihrer Kunst leisteten, den lebhaften Knaben zugleich in die weite Welt hinaus. Solch ein Mann wie der jüngere Droz wollte auch er werden, und es waren für ihn nicht minder glückliche Stunden wie für Claire, wann er erzählte, wie die schlichten Uhrmacher aus la Chaux de Fonds mit ihren Kunstschätzen die Welt durchwandern, in den Palästen der Fürsten und Könige empfangen werden, und sich selbst und ihrer Heimath einen unvergänglichen Ruhm erwerben.

Durch solche Beispiele angeregt, entwarfen die Geschwister manche Pläne künftiger Größe und Herrlichkeit. Diese Träume wurden freilich mit den Jahren vergessen, wie die aufgehende Sonne die Erinnerung an das Farbenspiel der Morgenröthe zurückdrängt. Aber sie waren wie diese die Vorboten des schaffenden Lichtes. Das Beste in seinem Fache zu leisten, blieb unverrückt als Ziel vor den Blicken des jungen Uhrmachers stehen, und er sparte weder Fleiß noch Nachdenken, diesem Ziele Schritt vor Schritt näher zu kommen. Nie legte er ein Stück Arbeit aus der Hand, als bis es den Anforderungen entsprach, die er an sich selbst stellte, und wenn die anderen jungen Leute ihre freie Zeit mit Vergnügungen tödteten, so übte er sich im Maschinenzeichnen und studirte Mechanik. Jetzt war er dabei, einen entscheidenden Schritt zu thun. Der Chronometer, an dem er arbeitete, war für die bevorstehende In-

dustrieausstellung in London bestimmt. Die Welt sollte über seine Fähigkeiten richten.

Wie fleißig er nun auch arbeitete und studirte, um sich in seinem Fache zu vervollkommnen, so war er doch durchaus kein Kopfhänger, kein finsterer Grübler, dem es am wohlsten in der Einsamkeit ist. Er war im Gegentheil lebhafter, mittheilsamer Natur. Eben so gern er ein ihn förderndes Buch studirte, eben so gern sprach er von dem Gelernten, und bei allem Fleiß fand er Muße genug, mit den Seinigen zu leben. Es war ein ebenso trauliches, wie heiteres Zusammenleben, und wie Mutter und Schwester an dem theilnahmen, was Amey interessirte, so hatte er stets ein offenes Ohr für ihre Angelegenheiten, einen Rath, einen Trost, wenn es nöthig war, einen Scherz oder eine Neckerei.

Mit den übrigen Dorfbewohnern hatten die Meylans nur wenig Verkehr, nicht weil sie hochmüthig oder stolz waren, denn dergleichen war ihnen fremd, auch galten sie nicht dafür; sondern weil sie sich einander genügten und namentlich Bruder und Schwester an den Klätschereien keinen Gefallen fanden, die doch in den prunkenden Sälen wie in den Hütten überwiegend die Kosten der Unterhaltung bestreiten. Brauchte jemand Rath und Beistand, so war er gewiß, denselben bei den Meylans zu finden, wenn zu helfen irgend möglich war.

In einem innigen freundschaftlichen Verhältniß stand Amey nur zu Rudolph Bertholet, so daß man den Einen selten ohne den Andern sah. Bertholet war der tägliche Abendgast in dem Hause der Frau Meylan und mit der Zeit schien es, als ob ihn nicht allein die Freundschaft zu Amey dorthinzöge. Der Bruder behauptete dies wenigstens

gegen Claire, und sie hatte deshalb von seinen Neckereien manches zu leiden.

Spotte du nur, sagte dann wohl die Mutter. Wie lange wird es währen, so bringst du mir noch eine Tochter ins Haus.

Amey versicherte, daß dies nie geschehen würde, und diese Versicherung hatte einigen Grund. Kein Bursche im ganzen Dorfe machte sich so wenig aus den Mädchen wie er, und Claire hatte oft die Klagen ihrer Freundinnen anzuhören, daß Amey wegliefe, wann sie zu ihr zum Besuche kämen. Es war Mancher wahrlich leid, daß er ihr seine Bücher, Zeichnungen und Instrumente vorzog. Denn er war ein hübscher Bursche, und das kleine Haus mit der Aussicht auf den See, seiner Sauberkeit und dem schmucken Gärtchen war für ein junges Ehepaar wie geschaffen.

Bertholet seinerseits war ein fleißiger, aber etwas stiller und schüchterner Mensch, der vor nun zwei Jahren, nicht als Uhrmacher, sondern als Portraitmaler nach le Sentier gekommen war. Bis dahin hatte er Sommer für Sommer die Industriedistricte des Jura durchwandert. Es war dort Geld genug vorhanden, und an der Eitelkeit, sein liebes Ich auf der Leinwand zu sehen, gebricht es dem Menschen nirgend, so daß Bertholet reichlich verdiente. Aber auch ein Brunnen schöpft sich aus, und Bertholet merkte, daß seine Einnahmen allmälig spärlicher wurden. Er sah den Augenblick kommen, wo er die Leute so ziemlich alle gemalt haben würde. Und was dann? Er hatte sich mit der Energie eines Genies in seiner Kunst emporgearbeitet, um ihretwillen die schwersten Opfer und Entbehrungen getragen; aber er begann auf seinen Kunstzügen um des täglichen Brodes willen

einzusehen, daß seine Liebe zu dem erwählten Beruf größer sei, als sein Talent. Er fand, daß dasselbe nicht bedeutend genug war, um ihn flott zu erhalten, wenn er sich an höhere Aufgaben der Kunst machen wollte oder mußte, als das Abkonterfeien eines braven Handwerkers oder Kleinkrämers im Gebirge. So dachte er denn: lieber ein guter Uhrmacher, als Gottes Ebenbilder mit Farben und Pinsel verderben. Er hatte sich auf seinen Wanderungen das „Ding" lange genug angesehen, sich auch wohl zum Scherz darin versucht; Amey redete ihm zu, ward sein Lehrmeister, und so entpuppte sich denn eines Tages der Maler als Uhrmacher. Er war jetzt achtundzwanzig Jahre alt und verdiente als geschickter Federarbeiter reichlich. Ganz untreu ward er indessen seiner Kunst nicht; nur blieben Zeichnen und Malen für die Mußestunden aufgespart und, statt unter den Menschen, suchte er fortan seine Gegenstände in der Natur.

So trat er auch jetzt, seinen Malkasten an einem Riemen über die Schulter gehängt, zu Amey in die Stube, um denselben zu einem Ausflug in das Gebirge abzuholen. Es war ein schöner, warmer Sommertag.

Amey vertauschte nach kurzem Bedenken seinen blauen Arbeitskittel gegen den Sonntagsrock; Bertholet betrachtete unterdessen des Freundes Arbeit und lobte sie.

Ah, wenn sie gelingt! rief Amey mit blitzenden Augen.

Sie wird gelingen, versicherte Bertholet. Und dann?

Dann will ich mich zunächst an irgend ein mathematisches Instrument machen.

Und dann? fragte der Freund mit einem Lächeln weiter.

Dann denke ich, wird es einem Manne, dessen Fähigkeiten die Welt anerkannt hat, auch gelingen, das nöthige

Kapital aufzutreiben, um selbst eine Fabrik herzustellen. Dann zahlen wir die Schuld ab, die auf unserem Hause steht, du ziehst zu uns, heirathest die Claire — ah, das soll ein Leben werden.

Aber du? fragte Bertholet.

Ich behalte mir mein Stübchen droben vor, entgegnete Amey vergnügt. Die Claire besorgt für uns alle die Wirthschaft und die Mutter kann sich pflegen.

Bertholet drückte ihm warm die Hand. Wenn alle Menschen so unselbstsüchtig wären wie du, sagte er.

Du irrst, versetzte Amey, indem er die Stubenthüre hinter sich zuschloß und den Schlüssel auf der Flur an einen Nagel hing, wo ihn jeder Fremde so gut finden konnte, wie die Seinigen, denn die Hausthüre blieb offen. Du irrst, ich bin auf meine Weise selbstsüchtiger als ihr alle. Wenn Einer von mir forderte, ich sollte meine Kunst aufgeben, und ich könnte ihm damit das Leben retten, siehst du, ich thät' es nicht. Mein eigenes Leben gäb' ich mit Freuden hin.

2.

Bertholet hatte schon auf frühern Ausflügen einen Punkt im Gebirge sich gemerkt, der eine malerische Aussicht auf den See gewährte. Dorthin führte er den Freund, der sich unter den Föhren auf das Moos warf, während er den See und dessen Ufer skizzirte. Unbewegt gleich einem hellgrünen Krystall lag der schmale, zwei Stunden lange See, dessen unteres Ende die bei Lieu sich vorschiebenden Felsen verdecken, zu ihren Füßen, von zahlreichen weißschimmernden Ortschaften

wie von Sternen umkränzt. Schwärzlich in seiner reichen Föhrenbewaldung strich am südöstlichen Ufer der Rücken des Jura bis zum Noirmont hin, während im Nordosten, wo der See in einem kleinern sich schließt und seine Wasser in einen unterirdischen Trichter ergießt, der dieselben erst bei Valorbe wieder ans Tageslicht entläßt, die mächtige Dent de Vaulion in ihrer gekrümmten Form sich erhebt. Leichte Sonnendünste webten um den nackten Zahn, und ein blauer Duft lag über den Wäldern, die breit und reihenweise über einander an dem südöstlichen Ufer bis zu dem langgestreckten Mont Tendre aufstiegen. Der Himmel wölbte sich im reinsten Blau über dem schmalen Thale, in welchem die aus Frankreich herströmende Orbe ihr Bett zum See erweitert.

Indem Amey auf die vielen blühenden Dörfchen und Dörfer im Thalgrunde hinabschaute, mochte er mit Recht auf seine geliebte Kunst stolz sein. Sie hatte dieses Leben, diesen Wohlstand geschaffen. Bis um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts war das Thal eine vollkommene Einöde voll kleiner Seen, undurchdringlicher Wälder, todaushauchender Sümpfe gewesen. Dann kamen die ersten Ansiedler, die Kirche ergriff Besitz von dem Thal und baute ein Kloster. Aber der Boden vermochte seine Bebauer nicht zu ernähren, und sie mußten zur Industrie greifen. Die Industrie baute die ersten Dörfer, in denen man sich schon gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts mit der Anfertigung hölzerner Uhren beschäftigte. Diese Industrie zog dann die andern herbei, deren der Mensch für sein Dasein bedarf, während die reiche Waldung Holzfäller, Böttcher, Schreiner anlockte und festhielt.

Auf dem weichen Moose gelagert, den Kopf auf den Arm

gestützt, erzählte Amey manches von dem allmäligen Aufschwung des Thales, während sein Freund eifrig und mit einer Schnelligkeit, die den Zuschauenden in Erstaunen setzte, an seiner Skizze malte.

Nun, sagte Amey, als sein Freund fertig war, wenn ich dieses Bild mit deinen Portraits vergleiche, so will es mir fast scheinen, als hättest du von Hause aus die Richtung deines Talents verkannt. Ich verstehe zwar nichts von deiner Kunst, aber das sehe ich doch, daß in dieser Landschaft lebendige Natur ist, während deine Portraits alle so steif und kalt darein schauen wie Leichen. Sei mir aber nicht böse; ich will dir wahrlich nicht weh thun.

Bertholet packte mit einem leisen Lächeln seine Sachen zusammen. Die Bemerkung seines Freundes that ihm eher wohl als weh. Wollte es ihn doch gleichfalls bedünken, daß Amey Recht hatte. Aber was war zu thun? Er konnte nicht wieder zu der brodlosen Kunst zurückkehren und jetzt vollends nicht, da ihn die Neigung an Claire band, wenn auch das Wort der Liebe zwischen ihnen noch nicht ausgesprochen war.

Die Freunde befanden sich nicht weit von dem Dorfe Soliat und dorthin lenkten sie jetzt ihre Schritte. Muntere Stimmen schollen ihnen näher und näher entgegen, wie sie ihr Pfad durch eine schmale Schlucht hinabführte. Jetzt machte die Schlucht eine scharfe Biegung und vor den beiden Wanderern öffnete sich ein kleines Thal mit schroffen Wänden, deren Fichtenbekränzung den Strahlen der Sonne wehrte. Aus diesem Thale waren die Stimmen erschollen, und die beiden Freunde erblickten eine kleine Gesellschaft, die sich hier im kühlen Schatten mit Ringspiel unterhielt. Die Spieler bestanden aus fünf jungen Männern und einem Mädchen;

eine ältere Frau, welche in der Nähe auf einem Stein saß, schaute ihnen zu. Es gewährte einen hübschen Anblick, wie sich die bunten Reifen in der Luft hin und her kreuzten, jetzt wagrecht hinschossen und jetzt mit aller Kraft gen Himmel geschleudert wurden, und wie die Gestalten der Spieler sich vor und zurück bogen, sprangen, liefen, um die Reifen mit ihren Stöcken aufzufangen. Allgemeines Gelächter strafte den Ungeschickten, der seinen Kranz verfehlte, während die Geschicklichkeit Anderer durch rasch auf einander folgende oder kühne Würfe auf die Probe gestellt wurde. Dazwischen ertönte dann mancher Zuruf an den Unaufmerksamen, manche Neckerei, manches Scherzwort.

Die beiden Freunde schauten vom Eingange des Thales aus unbemerkt einen Augenblick dem muntern Spiele zu, dessen Mittelpunkt das junge Mädchen bildete. Ihr flog stets die Mehrzahl der Kränze zu, und die jungen Männer gaben sich ersichtlich Mühe, ihr gegenüber die größte Geschicklichkeit zu beweisen. Sie selbst ließ keinen Reifen zur Erde fallen und versandte dieselben nach allen Seiten hin in zierlichen Bogenwürfen, wo dann oft ein Spieler dem andern den ihm zugedachten Reifen wegzufangen suchte.

Das Gesicht des Mädchens konnten die beiden Freunde nicht sehen, da sie mit dem Rücken gegen dieselben stand. Es war eine gefällig biegsame Gestalt, die ein helles Kleid nach französischem Schnitt, wie er im Jourthal üblich ist, von dem dunklen Hintergrund der Felsen in bestimmten Umrissen abhob. Sie war im bloßen Kopfe, ihren runden Strohhut mit kirschrothen Bändern hielt die Frau, welche dem Spiele zusah, auf dem Schooße, und so zeigten sich schwere, schwarze Flechten, in dem weißen Nacken zierlich

aufgesteckt. Gehänge von rothen Korallen zierten die Ohrläppchen.

Der Pfad nach dem Dorfe führte nicht weit von den Spielenden vorüber. Als die beiden Freunde ihren Weg fortsetzten, schaute das Mädchen bei dem Geräusch ihrer Schritte hinter sich, und zwei schwarze Augen glühten aus einem hübschen Gesicht Amey entgegen.

Aufgepaßt, Fräulein Rosette! rief in diesem Augenblick einer von den Spielern, ein großer, wohlgenährter, breitschultriger Bursche, dessen rundes Gesicht von Schweiß perlte. Das Mädchen wandte sich schnell um, aber zu spät, um den von jenem geworfenen Reifen mit ihrem Stecken aufzufangen. Er fiel ihr über den Kopf und hing nun an ihrem Halse. Alle lachten.

Ah! hat die Augen! murmelte Amey im Weitergehen und fragte den Freund, ob er das Mädchen kenne?

Bertholet kannte nur den großen Burschen, der ihr den bunten Reifen über den Kopf geworfen hatte. Er hieß Camard und war Besitzer der Mühle, über deren Räder der Abfluß des kleinen Sees, Lac des Brenets genannt, in die unterirdische Tiefe stürzt. Die Mühle selbst ist höchst malerisch zwischen die Felsen dort hineingebaut. Bertholet hatte sie gezeichnet und bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft des jungen Müllers gemacht, dem er nach der Zeichnung ein Bild von seinem Eigenthum hatte malen müssen.

Die beiden Freunde saßen noch nicht lange in dem kleinen Wirthshaus zu Soliat beim Wein, als sich auch die Gesellschaft aus dem Thale einfand und nicht weit von ihnen an rasch zusammengeschobenen Tischen Platz nahm.

Waren die Leutchen bei ihrem Spiel vergnügt und munter

gewesen, so wurden sie es bei dem Wein bald noch mehr. Sie scherzten, lachten und sangen durcheinander, und jeder von den jungen Burschen bemühte sich in seiner Weise, dem Mädchen den Hof zu machen. Diese hatte unverhohlen ihr Wohlgefallen daran. Sie verstand es, alle zu beschäftigen, sei es mit einem Blick, einem Wort oder einem Lachen, bei dem sie ein paar Reihen prächtiger, kräftiger Zähne sehen ließ. Der Mund hätte vielleicht etwas kleiner sein können, aber die frischen rothen Lippen machten ihn doch hübsch. Sie hatte ihren Platz neben der ältern Frau, die, nach einer gewissen Aehnlichkeit in den Zügen zu schließen, wohl die Mutter sein mochte. Stolz wie eine solche auf die Triumphe ihrer Tochter, saß sie da, und wenn der flinken Zungenspitze dieser etwas Spaßhaftes entfuhr, lachte sie gewöhnlich zuerst und rief dann: Nein, über die Rosette! Wo sie nur das alles hernimmt?

Ja, es sprudelte nur so aus dem hübschen Köpfchen, Gescheutes und Ungescheutes, des letzteren mehr, und alles fand bei ihren Verehrern den gleichen Beifall. Aber wie sehr auch Rosette mit ihrer Gesellschaft beschäftigt war, so ließ sie doch auch die beiden Freunde an ihrem entfernten Tische nicht leer ausgehen. Amey konnte von seinem Platze aus ihr in lebhaften Farben blühendes Gesicht sehen. Es war wirklich ein hübsches Gesicht mit jugendlich weichen Zügen, länglich, doch voll, mit einem Grübchen im Kinn. Amey konnte das Auge nicht von ihr abwenden, und sie schielte von Zeit zu Zeit mit ihren brennenden Blicken zu ihm hinüber, während sie mit einem ihrer Courmacher sprach. Amey schien es, daß sie von diesen Keinen dem Andern vorzöge; Bertholet, der mehr als sein Freund in der Welt

gelebt und scharf genug beobachtet hatte, meinte aber, ihre Blicke und ihr Lachen gegen den jungen Müller seien etwas freundlicher als gegen die übrigen.

Camard stand nach einer Weile auf. Er wolle nachsehen, äußerte er, ob auch die Pferde gehörig gefüttert würden. Im Hinausgehen mußte er an dem Tisch der beiden Freunde vorüber.

Potz Tausend! rief er, stehen bleibend und Bertholet die Hand reichend, da ist ja mein Freund, der Maler. Leiser setzte er hinzu, indem er sich über den Tisch neigte: Was sagen Sie, ist sie nicht schön?

Bertholet nickte, indem er zurückfragte, wer sie sei?

Der Müller stieß seine Hand, die er noch hielt, wie mit Entrüstung zurück. Was, Sie kennen die Rosette Prichard von Lieu nicht? rief er, nicht das schönste Mädchen aus dem ganzen Jouxthale, und Sie wollen ein Maler sein? Gehen Sie, Sie wollen mich foppen.

Damit ging er zur Stube hinaus.

Da hätte ich viel zu thun, wenn ich alle schönsten Mädchen kennen sollte, lachte Bertholet leise, jedem ist seine die Schönste.

Aber der Müller hat Recht, sagte Amey, sein Glas leerend.

Camard hatte einen Gedanken, während er im Stall bei den Pferden stand, mit denen die Gesellschaft aus dem nahen Lieu herübergekommen war, und zusah, wie sie langsam ihren Hafer verzehrten. Der Gedanke bestand darin, daß sich die Rosette eigentlich malen lassen müßte, und sobald er in die Stube zurückgekommen war, fuhr er damit heraus. Der Einfall wurde von den jungen Leuten mit Jubel aufgenommen.

O! rief das Mädchen, die Achseln zuckend. Aber man sah es ihren erglühenden Wangen an, daß ihr der Vorschlag gar nicht so verächtlich oder gleichgültig war, wie sie sich anstellte.

Weiß Gott, Herr Camard, sagte die Mutter, Sie treffen immer den Nagel auf den Kopf, selbst wenn Sie spaßen. Es ist ein hübscher Einfall.

Aber ich spaße nicht, versicherte er. Und da ist mein Freund, der Maler. — Ihre Gesundheit, Herr Maler! Er trank Bertholet zu, auf den sich bei diesen Worten alle Blicke richteten; auch Rosette schaute neugierig nach ihm hin.

Der Mensch ist toll, murmelte Bertholet, nachdem er Bescheid gethan. Nun ist's Zeit, daß wir gehen.

Er winkte dem Wirth, der am Fenster die Zeitung las, und bezahlte die Zeche. Amey aber hörte nicht.

Ja, rief Frau Prichard, wenn die Rosette ihr neues weißes Kleid anhat, so wird das ein hübsches Bild.

Und das Fräulein muß unter einem Baum auf einer Bank sitzen, rief einer von den jungen Leuten.

Und ein Buch in der Hand haben, ergänzte ein Anderer.

Nein, nein, so Felsen im Hintergrund sind hübscher, schlug ein Dritter vor. Und einen Blumenkranz im Haar, Fräulein Rosette, so wie auf der letzten Abbaye.

Der Vierte wollte sie wieder in einer andern Stellung gemalt wissen, und so folgte Vorschlag auf Vorschlag, einer den andern verbessernd, an Sentimentalität überbietend. Rosette lachte vergnügt, und die Mutter strich ihr die Haare aus dem Gesicht, die sich von den Scheiteln abgekraust hatten.

Bertholet zog unterdessen seinen Freund mit sich aus der Schenkstube fort. Um Gottes willen, komm, flüsterte

er; es wäre doch Schade, wenn ich mich an dem hübschen Gesicht versündigen müßte!

Vor der Thüre athmete er wie erleichtert auf, und auf dem Heimwege scherzte er über die verschiedenen Vorschläge der jungen Leute. Amey könnte daraus entnehmen, meinte er, wie ein armer Portraitmaler gequält würde.

Amey lachte. Er war in der rosigsten Laune, die ihn auch zu Hause nicht verließ. Seine Lebhaftigkeit hatte etwas Stürmisches. Er ließ Keinen ungeneckt. Nach dem Abendessen bemächtigte er sich der Guitarre seiner Schwester und sang lustige Lieder, wozu er auf dem Instrumente gräulich kratzte. Er war gar nicht musikalisch und verstand keinen einzigen Akkord zu greifen. Die Frauen flohen entsetzt vor seiner Katzenmusik in den Garten. Bertholet entriß ihm das Instrument und folgte den Frauen. Amey lachte ihnen ausgelassen nach und warf sich dann in den großen Lehnstuhl, der neben dem Ofen stand. Nicht lange, so ertönte draußen ein kunstfertiges Spiel und ein wohltönender Gesang. Es war Bertholet's Spiel und Stimme. Sie klangen weithin durch die abendliche Stille und lockten die Leute, die vor den Thüren saßen oder in der Dorfgasse spazieren gingen, an den Gartenzaun.

Bravorufen und Händeklatschen lohnten dem Kunstfertigen. Aus der Stube aber ließ sich kein Laut vernehmen: Amey schaute träumend auf die Mondstrahlen, die auf dem Fußboden vor ihm zitternd spielten.

3.

Bertholet wohnte in einem der letzten Häuser am Ausgang des Dorfes nach Lieu zu. Er hatte am folgenden Tage eben Feierabend gemacht, als der Müller Camard zu ihm in die Stube trat.

Uff, Herr Bertholet, rief er, ich habe in meinem Leben keine so steile Treppe gesehen, wie die Ihrige. — Sie sind mir gestern durch die Lappen gewischt, dafür muß nun heute mein armer Fuchs traben. Ha! ha! ha!

Bertholet bot ihm einen Stuhl an. Camard setzte sich, und nachdem er sich in der Stube, an deren Wänden mancherlei Skizzen und Landschaften hingen, überall umgesehen hatte, rückte er mit seinem Anliegen hervor: Bertholet sollte die Rosette Prichard malen.

Dieser lehnte den Antrag ab. Doch vergebens versicherte er, daß er das Portraitmalen ganz aufgegeben hätte, daß es ihm, selbst wenn dies nicht der Fall wäre, bei seiner gegenwärtigen Beschäftigung an der nöthigen Zeit gebräche. Camard ließ alle diese Gründe nicht gelten und schien sehr geneigt, die Ablehnung als eine Beleidigung aufzunehmen. Bertholet hätte schon gestern gemacht, als ob er die Rosette nicht kennte; aber ihn führte er nicht hinter's Licht.

Bertholet hatte Mühe, dem verliebten Müller seinen Argwohn auszureden.

Na, schon gut, sagte derselbe endlich; aber wer da behauptet, daß die Rosette nicht hübsch ist, dem brech' ich das Genick! Er schlug mit seiner breiten kräftigen Faust auf den Tisch, daß es krachte. Und nicht wahr, fuhr er vertrau-

licher fort, ein paar Feuerräder hat das Mädel im Kopf? Wetter, sie wird mir noch die Mühle damit in Brand stecken.

Er lachte laut hinaus.

Bertholet wurde etwas ungeduldig. Es war die Zeit, um die er zu Meylans zu gehen pflegte, und er wollte, der Müller säße sonst wo, als da vor ihm in seiner Stube. Camard aber war einmal im Zuge, und Bertholet mußte es des Breitern anhören, was die Rosette für ein Prachtmädel sei, und wie sie sich aus den Burschen, die da gestern um sie herumschwänzelten, gar nichts mache. Wie sollte sie auch? Es wären doch nur arme Hungerleider von Uhrmachergesellen.

Um ihn nur los zu werden, gab Bertholet endlich seine Einwilligung, und die erste Sitzung wurde auf den nächsten Sonntag verabredet.

Sparen Sie nur ja keine Farben, empfahl noch der glückliche Camard dem Maler, als er sich entfernte. Für die Bezahlung steh' ich!

Einige Tage später erschien ein Knecht des Müllers bei dem Maler mit einem Scheffel Mehl und ein paar Säcken voll Graupen und Grützen. Der Herr lasse schönstens grüßen, und der Herr Bertholet möcht's mit Gesundheit verzehren, und das sei extra.

Am Sonntag Morgen um neun Uhr stellten sich Frau Prichard und ihre Tochter der Verabredung gemäß in der Stube Bertholet's ein. Der Fuchs des Müllers hatte wieder traben müssen. Camard hatte die Frauen herübergefahren, und nachdem er Wagen und Pferd im Gasthof untergebracht, kam auch er, um der Operation des Malens zuzusehen.

Bertholet hatte im Voraus alle Vorbereitungen zur Sitzung

getroffen. Aber es dauerte einige Zeit, bis Rosette, nachdem sie Hut und Tuch abgelegt, vor dem kleinen Spiegel des Malers die Haare sich glatt gekämmt hatte, und dann fand die Mutter immer wieder an dem weißen Kleid ihrer Tochter zu ordnen und zu zupfen, und dann mußten noch die vielen Bilder an den Wänden betrachtet werden und Bertholet mußte dabei Auskunft geben, was dies und jenes vorstelle. Rosette fragte gar viel; doch schienen ihre Fragen mehr darauf berechnet, sich gegen den Maler freundlich zu beweisen, als daß sie wirklich ein Interesse an den Bildern genommen hätte, während die Mutter bei jedem Gemälde und jeder Skizze in einen Ruf der Bewunderung ausbrach. Sie fand alles schön, alles wundervoll.

Ich sagt's Ihnen ja, rief Camard, mein College ist ein Tausendsassa. Sind wir nicht Collegen? Wir malen beide, jeder in seiner Weise. Ha! ha! ha!

Dabei schlug er dem kleinen Maler, der ihm mit dem Kopfe kaum bis an die Achselhöhle reichte, mit seiner derben Hand dermaßen auf die Schulter, daß dieser fast in die Kniee gesunken wäre.

Endlich saß Rosette. Die Mutter und Camard stellten sich seitwärts hinter den Stuhl des Malers und schauten ihm mit verhaltenem Athem auf die Hand, wie er die Umrisse auf die Leinwand zeichnete. Es herrschte eine Todtenstille im Zimmer. Bertholet's Bemerkung, daß ihn die Unterhaltung seiner Gäste keineswegs bei seiner Arbeit stören würde, hatte keinen sonderlichen Erfolg. Camard war von dem Vergleich der Striche auf der Leinwand mit dem hübschen Original und dem Prozeß der Farbenmischung auf der Palette völlig in Anspruch genommen. Er äußerte sich nur

in Ausrufen des Erstaunens und der Verwunderung, und Rosette schien zu fürchten, durch die Unterhaltung die ihr angewiesene Stellung zu verderben. Sie ward anfangs roth, als die Blicke des Malers so scharf beobachtend auf ihr ruhten. Sie hatte das neue Kleid an, von dem die Mutter vor acht Tagen gesprochen hatte. Es war ein niedriges Kleid, aus dem die Wölbung der Schultern und der Hals weiß und voll hervortraten. Auffallend weiß für ein Landmädchen waren auch ihre Hände. Dieselben sahen nicht danach aus, als ob sie schwere Arbeit zu thun gewohnt wären.

Die Mutter wurde allmälig gesprächiger. Sie fing mit großer Wohlgefälligkeit von den Triumphen zu erzählen an, die ihre Rosette überall feierte: was Dieser und Jener gesagt und gethan, wie er ihrer zum erstenmal ansichtig geworden, und wie sie sich den Tod holen würde, wenn sie bei festlichen Gelegenheiten mit allen ihren Verehrern tanzen wollte. Frau Prichard meinte, sie sollte als Mutter das eigentlich nicht sagen, es klänge so stolz und könnte ihr Kind eitel machen; aber eitel sei die Rosette nicht, durchaus nicht, und manchmal wünschte sie, der liebe Gott hätte ihre Rosette nicht so hübsch geschaffen. Die Männer seien so sonderbar, jeder könnte einem Mädchen doch nicht gefallen, und da gäb's oft Streit unter ihnen. Sie seufzte, während ihre Augen von Stolz leuchteten.

Und wissen Sie, flüsterte sie dem Maler ins Ohr, doch so, daß es Alle hören konnten, der Herr Camard ist der schlimmste. Ich begreif' gar nicht, was es ihn in aller Welt angeht, wer meiner Tochter gefällt, und wer nicht? Aber da war der Schreiber von dem Notar in Pont. Wie der beim Schützenfest im Frühjahr zweimal mit der Rosette tanzte,

da hat er ihn hinterher doch so durchgeprügelt! Der Schreiber verklagt' ihn, und er hat zwanzig Franken Straf' zahlen müssen. Zwanzig Franken? sagt der Unhold, ist das alles? Und da geht er hin und giebt noch zwanzig Franken aus und schenkt meiner Rosette die Korallen, die sie da in den Ohren trägt.

Ja, ja, Herr Camard, das thaten Sie, wandte sie sich mit lauter Stimme an den Müller. Ist's nicht wahr?

Gewiß ist's so, versetzte dieser. Und wenn ich an das Jammergesicht denke, das der Federfuchser dabei machte, dann muß ich noch lachen.

Und er sieht aus, als ob er kein Wasser trüben könnte, rief die Frau, während der Müller dem Wort die That folgen ließ und mit seinem kräftigen Lachen die kleine Stube erdröhnen machte.

O, Sie sind ein solcher Bösewicht, Herr Camard, lachte auch die Frau. Aber traue noch Einer den Gesichtern!

Bertholet malte stumm und eifrig weiter.

Ja, was ich sagen wollt', nahm Frau Prichard wieder das Wort. Von wegen der Schönheit, da kann niemand was vor, die ist ein Geschenk vom lieben Gott. Aber das kann ich meinem Mann nimmer vergeben — der ist so wunderlich, wissen Sie — daß ich die Rosette in keine Pension hab' schicken können. O, Sie glauben's nicht, wie klug sie ist! Das hat auch der Pfarrer beim Confirmandenunterricht gesagt. In dieser Weise sprach die Mutter noch lange fort und Rosette lächelte ganz harmlos zu all der Unvernunft.

Potz Wetter, rief endlich der Müller, nach seiner Uhr sehend, es ist schon über Mittag. Da ist's Zeit, daß wir aufbrechen.

Bertholet erhob hiergegen Einsprache. Er müßte wenigstens den Kopf in dieser Sitzung untermalen, wenn aus dem Bilde etwas werden sollte. Frau Prichard und ihre Tochter erklärten sich gleich bereit, noch länger zu bleiben.

Aber der Mensch muß doch essen, murrte Camard.

Sie können ja nach Hause fahren, wenn Sie hungert, meinte Rosette schnippisch.

Die Mutter legte sich ins Mittel und schlug dem Müller vor, in das Wirthshaus des Dorfes zu gehen.

Er versicherte, daß ihn eigentlich gar nicht hungere; es sei nur so die Gewohnheit. Aber man merkte ihm an, daß die Gewohnheit eine gar große Macht über ihn hatte und er sich nur schämte, derselben Folge zu leisten. Er blieb also. Doch schien das Malen nicht mehr die frühere Anziehungskraft auf ihn auszuüben, und nach einiger Zeit meinte er, er wolle einmal nachsehen, ob er nicht für sie alle etwas zu essen finden könnte. Er nahm seinen Hut und ging.

Er war kaum fort, als Amey hereintrat. Wie er der Frauen ansichtig wurde, wollte er wieder davon. Er entschuldigte sich, er hätte geglaubt, daß die Sitzung schon zu Ende sei. Sein Freund rief ihn aber heran: er wollte sein Urtheil über die Arbeit hören. Amey trat vor die Staffelei, während der Maler erwartungsvoll in seinem Stuhl zurücklehnte und auch Rosette gespannt auf ihn blickte, seine Erscheinung musternd. Als ob er ein Kunstkenner wäre, so lange und aufmerksam prüfte Amey die Arbeit seines Freundes. In Wahrheit aber empfand er einige Scheu, den Blicken des Originals zu begegnen. Als er sich endlich ein Herz faßte und von der Staffelei auf Rosette schaute, schlug sie mit einem etwas verlegenen Lächeln die Augen nieder.

Amey erklärte, daß von allen Portraits seines Freundes, die ihm bekannt seien, dies das beste werden würde.

Nicht wahr? rief Frau Prichard; es ist die Rosette, wie sie leibt und lebt.

Amey dachte nicht mehr daran, fortzugehen. Bertholet stellte ihn vor, und Rosette wurde in Bezug auf die ihr von dem Maler angewiesene Haltung weniger ängstlich. Sie schien an dem, was Amey äußerte, viel Gefallen zu finden und brach wiederholt in ein herzliches Lachen aus. Frau Prichard, welche früher so beredt gewesen, verhielt sich jetzt ziemlich zurückhaltend. Hätte Amey noch für etwas anderes außer Rosette Augen gehabt, so würde es ihm nicht entgangen sein, daß ihn die Mutter neugierig, forschend, mißtrauisch beobachtete.

Aber nun sehen Sie mich auch wieder ein wenig an, Fräulein Prichard, sagte Bertholet. Ich bin eben bei Ihren Augen.

Amey schaute ihr nicht minder eifrig in die Augen, wie sein Freund.

Indem kam der Müller zurück, einen Korb in der linken Hand und unter jedem Arm eine Flasche Wein. In dem Korbe waren Brod, Käse, Schinken, Teller, Gläser, Messer und Gabeln.

Jetzt ist Holland aus Noth! rief er vergnügt, indem er mit der Ferse des linken Fußes die Thüre hinter sich zustieß. Sein Gesicht verfinsterte sich aber, als er Amey gewahrte, und mißvergnügt erkundigte er sich bei Frau Prichard, die ihm den Korb abnahm und dessen Inhalt auf dem Tisch ordnete, wer der Fremde sei.

Daß Amey ein Freund des Malers sei, schien ihm

kein hinlänglicher Grund, sich gegen denselben höflich zu zeigen.

Bertholet unterbrach die Sitzung, und Frau Prichard bat die Anwesenden, zuzugreifen.

Gott steh uns bei, lachte Rosette und schlug die Hände zusammen, nachdem sie einen Blick auf die Vorräthe geworfen, die der Müller herbeigeschafft hatte. Sie müssen ja einen fürchterlichen Hunger haben, Herr Camard; davon könnten wir Andern eine Woche lang leben.

Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen, bemerkte Frau Prichard weise. Für mich hätten Sie nichts besseres bringen können, als Schinken, Herr Camard. Ich hatte so einen rechten Appetit auf ein Stück Schinken.

Camard machte ein süßsaures Gesicht, dessen Süße sich aber wieder chemisch verflüchtigte, als es Rosette ablehnte, an der Mahlzeit Theil zu nehmen: sie hätte nicht den mindesten Appetit. Die Mutter drang mit einem bedeutungsvollen Blick in sie, dennoch etwas zu essen.

Ich will aber nicht, versetzte sie mit der Unart eines verzogenen Kindes, indem sie den Kopf zurückwarf.

Auch Amey dankte; er hatte schon zu Mittag gegessen, bevor er gekommen war. Er stand vor der Staffelei und betrachtete das Bild. Rosette, welche in der Stube auf- und niederging, trat nach einiger Zeit zu ihm.

Brr, wie das aussieht! sagte sie nach einer Weile, auf ihr Portrait deutend. Glauben Sie wirklich, daß es mir schon jetzt ähnlich sieht?

Sie hob die Augen zu ihm auf. Er nickte. Sie blickten einander stumm an; ein leises Lächeln trat auf Rosettens Lippen, während sich ihre Wangen allmälig höher rötheten.

Sehr verschieden von den ihrigen waren die Blicke, die unterdessen Camard nach der Staffelei warf.

Es ist so warm in der Stube, sagte endlich Rosette, indem sie sich abwandte und mit ihrem Taschentuch sich Kühlung zufächelte. Finden Sie es nicht auch, Herr Camard? Ich bin ganz matt. Sie ließ sich erschöpft auf einen Stuhl fallen, und es lag ein gut Theil Koketterie in der Stellung, die sie dabei annahm. Amey's Blicke hafteten wie verzaubert an ihr.

Das kommt, weil Sie nichts gegessen haben, murmelte der Müller mit vollen Backen auf die Beschwerde des Mädchens.

Bertholet meinte, sie sei von der langen Sitzung angegriffen, und rieth ihr, etwas zu trinken.

Ach ja, Herr Camard, rief sie, ein wenig Wein mit Wasser, bitte.

Amey war mit dem Gewünschten schneller bei der Hand, als der schwerfällige junge Müller; aber Rosette weigerte sich, das Glas von ihm anzunehmen. Sie hätte Herrn Camard darum gebeten, und der wüßte schon, wie sie es liebe. Camard mischte mit einem behaglichen Schmunzeln den Trank. Er war versöhnt. Rosette dankte ihm mit einem stummen Lächeln. Sie nippte nur aus dem Glase; doch schienen die wenigen Tropfen, die sie zu sich nahm, Wunder zu wirken. Sie wurde schnell wieder munter, und ihre Zunge gewann eine Beweglichkeit, wie sie sie nur am letzten Sonntag unter ihren Verehrern gezeigt hatte. Wie damals, so theilte sie auch jetzt Blicke und Worte mit ziemlicher Unparteilichkeit zwischen Amey und Camard. Bertholet, welcher nach kurzer Zeit wieder zu seinen Pinseln gegriffen hatte, wollte es

indessen bedünken, daß der Müller die Mehrzahl der Worte, sein Freund aber die Mehrzahl der Blicke erhielte. Camard aß unterdessen immer fort, und er kaute noch, als Bertholet die Untermalung vollendet hatte. Die nächste Sitzung wurde auf Mittwoch um halb ein Uhr Mittags anberaumt. Die Mittagsstunden waren die einzigen, die Bertholet für diese Nebenbeschäftigung frei hatte.

Camard eilte nach dem Wirthshause, um sein Gefährt zur Stelle zu schaffen. Amey gab den Frauen die Tücher um, als sich auf der Straße das Rollen des Wagens hören ließ.

Also Mittwoch um halb Eins? fragte Rosette, sich in der Thüre noch einmal umwendend. Ihre Frage galt Bertholet; aber sie sah dabei Amey an.

Amey drückte dem Freunde mit ungewöhnlicher Kraft die Hand und eilte nach Hause, wo er sich sofort an seinen Chronometer setzte. Selten war ihm die Arbeit so schnell, leicht und glücklich von der Hand gegangen wie heute. Bertholet kam später, Amey's Schwester und Mutter zu einem Spaziergang abzuholen. Amey blieb bei seiner Beschäftigung und hämmerte, feilte und bohrte, bis ihn die Dämmerung Feierabend zu machen zwang.

4.

Der Vater der schönen Rosette war seines Zeichens ein Böttcher. Ganz Lieu schätzte ihn als einen nüchternen, arbeitsamen, braven Mann; seine Frau aber hielt ihn für wunderlich. Das ganze Dorf war blind und die Frau hatte

Recht. War es denn nicht wunderlich, daß dieser Mann, der jedem Nachbar gern gefällig sich erwies, es nur gegen seine Frau nicht war? daß er mit aller Welt in Frieden lebte, nur nicht mit seiner Frau? daß er der Vernunft fremder Leute stets Gehör gab, nur nicht der seiner Frau? Ach, die arme Frau hatte ein schweres Kreuz an ihrem Ehemann zu tragen und das schlimmste war, daß sie es außer einem paar alter Weiber, die jede Woche einmal bei ihr Kaffee tranken, niemand klagen konnte. Es hatte sonst keine Seele im Dorfe mit ihr Mitleid. Frau Prichard stammte aus Abbaye le Joux, auf der andern Seite des Sees, wo ihr Vater Schulmeister gewesen war. Sie war schön gewesen, das bewies Rosette, die ihr Ebenbild war, und wie Rosette, so hatte auch sie ihrer Zeit so manchem jungen Burschen den Kopf verdreht. Und nun war sie die Frau dieses zähen, ewig widersprechenden, beschränkten Menschen! Sie begriff nicht, wie sie unter allen ihren Bewerbern gerade ihren Mann hatte wählen können! Liebe konnte sie doch wahrlich nicht dazu verführt haben und noch weniger das Geld.

Die beiden Freundinnen der Frau Prichard begriffen es eben so wenig. Sie fanden es geradezu lächerlich, daß Frau Prichard den Mann geliebt haben sollte.

Und doch verhielt es sich so, und der alte Prichard erinnerte sich noch ganz wohl, daß Neigung von beiden Seiten das Band dieser Ehe geknüpft hatte. Man sah es ihm jetzt freilich nicht mehr an, daß er selbst ein hübscher, stattlicher Bursche gewesen war. Er ging jetzt gebückt von der Arbeit und den Sorgen, sein Gesicht war hager und voller Runzeln und in seinen Blicken lag ein Gemisch von Bitterkeit und

Traurigkeit. Mit Glücksgütern war er allerdings nie gesegnet gewesen; allein, wer anders als seine Frau, ihre Putzsucht und Arbeitsscheu, trugen die Schuld, wenn es ihm trotz seines unermüdlichen Fleißes nimmer gelang, auf einen grünen Zweig zu kommen? Doch nein, so ganz allein trug die Frau nicht die Schuld. Die Gerechtigkeit fordert dieses Zugeständniß.

Wäre Prichard nicht in die Hübschheit seiner Frau verliebt gewesen, so hätte er gleich von Anfang an nachdrückliche Einsprache dagegen erhoben, daß dieselbe mehr Zeit vor dem Spiegel und bei den Nachbarinnen, als vor dem Herd und in ihrer Wirthschaft zubrachte. Aber sie gefiel ihm selbst, wenn sie geputzt war; er war eitel auf sie, und nachher war es schwer, sie zur Einsicht zu bringen. Es gab heftige Scenen zwischen ihnen und es nützte ihm nichts, daß er fortan den Geldschlüssel bei sich trug. Er bekam um so schlechter zu essen, gut zu kochen verstand sie überhaupt nicht, und langten ihre Ersparnisse am Wirthschaftsgelde nicht aus, ihr Gelüste nach Putz zu befriedigen, so machte sie bei dem Kaufmann heimlich Schulden, die ihr Mann schließlich doch bezahlte. Denn er konnte es nicht über sein Herz bringen, seine Frau durch eine öffentliche Warnung vor der ganzen Dorfschaft zu beschämen.

Er hoffte, es würde besser werden, wenn erst Kinder da wären. Nun, die Kinder kamen, zwei Mädchen, Sophie und Rosette, und mit der Zeit wurde es anders, aber nicht besser. Sophie war die ältere, und die Mutter machte einen Affen aus ihr. Als Sophie sechs Jahre alt war, bekam sie die Pocken. Von der schönen Mutter konnte man doch nicht verlangen, daß sie bei einem so gefährlichen, ansteckenden

Uebel eine sorgsame Pflegerin des armen Kindes sein sollte. Die Folge davon war, daß die Krankheit häßliche Spuren zurückließ, die noch bis auf diese Stunde aus dem Gesicht Sophiens nicht völlig verschwunden waren. Das war in einer Beziehung ein Glück für das Mädchen; denn von Stund an kümmerte sich die Mutter nicht mehr um sie, sondern wandte ihre ganze Zärtlichkeit der jüngern Rosette zu. Von dem Herzen der Mutter zurückgewiesen, schloß sich Sophie innig an den Vater an. Als Kind war sie immer um ihn und auch jetzt noch war seine Werkstätte ihr liebster Aufenthalt in ihren freien Augenblicken. Aber sie hatte deren nicht viele. Taugte sie mit ihren Blatternarben für die Mutter nicht, um mit ihr Staat zu machen, so war sie doch zum Aschenputtel gut genug im Hause. Sophie unterzog sich willig und freudig den häuslichen Geschäften. Die ganze Wirthschaft ging allmälig auf sie über, und alle befanden sich wohl dabei. Der Vater hatte nicht mehr über halbgaares, angebranntes oder versalzenes Essen zu klagen, in Küche und Stuben herrschte Ordnung und Reinlichkeit, und die Mutter konnte nach Herzenslust mit der hübschen Rosette prunken. Sie selber hörte allmälig auf, sich herauszuputzen, wie Rosette heranwuchs; aber um so ärger trieb sie es mit dieser. Sie meinte, selbst Herr Pombal, der reiche Uhrenfabrikant von Lieu, könnte sich glücklich schätzen, wenn er einmal eine solche Schwiegertochter wie ihre Rosette bekäme. Ihre Eitelkeit auf ihre hübsche Tochter war maßlos.

Der Vater mochte gegen die Unvernunft seiner Frau reden und vorstellen, so viel er wollte: es war vergebens. Ebenso vergebens war es, daß er das Rechte mit Gewalt durchsetzen wollte. Da gab es zwischen den Ehegatten viel Zank und

Streit, und Zank und Streit läuteten seiner Liebe zu der Mutter seiner Kinder zu Grabe. Als Sophie heranwuchs, wurde das Verhältniß wenigstens äußerlich ein besseres. Sophie vermittelte, so viel in ihren Kräften stand. Sie war von sanfter, liebevoller Gemüthsart, und so innig sie an ihrem unglücklichen Vater hing, der am liebsten gar nicht mehr aus seiner Werkstätte herauskommen mochte, so sehr bewunderte sie die Reize ihrer Schwester. Sie that derselben alles zu Liebe, was nicht gegen ihre Ueberzeugung von Recht und Pflicht war. Wenn daher die Mutter und Rosette etwas bei dem alten Prichard durchsetzen wollten, so ward Sophie ins Feuer geschickt, die er wie seinen Augapfel liebte. Ihrer Vermittelung war es denn auch zuzuschreiben, wenn der Alte seine Einwilligung dazu gegeben hatte, daß Rosette gemalt würde. Sophie sah nichts schlimmes darin und meinte, es würde ja wohl nicht lange mehr dauern, daß die Rosette heirathete, da sei es doch hübsch, wenn man ihr Bild wenigstens im Hause behielte.

Glaubst wohl, sie wird es uns lassen? murrte der Alte. Wenn das bischen Hübschheit weg ist, nimmt sie es uns fort und hängt's in ihre Stube, damit die Leute sehen, wie hübsch sie einmal gewesen ist.

Sophie vertheidigte die Schwester mit Wärme.

Laß es nur gut sein, sagte darauf der Vater. Man könnt' ja an Gott verzagen, wenn ein so junges Ding kein Herz mehr haben sollt'. Aber ich seh' schon, wie es ist; wenn sie dich lieb hat, so ist sie doch die Herrin und du die Magd.

Es war so, wie der Vater sagte: Rosette spielte ein wenig die Herrin gegen ihre Schwester; aber sie liebte

dieselbe, so viel sie vermochte. Sie hatte ein gutes Herz und als Kind vermischte sie ihre leidenschaftlichen Thränen mit denen der Schwester, wann es zwischen den Eltern Streit gegeben hatte. Auch an Verstand fehlte es ihr eben nicht; allein die Mutter war ihr böser Dämon, und die Gevatterinnen standen derselben redlich bei, dem kleinen hübschen Wesen das Köpfchen zu verdrehen.

Während Sophie in Küche und Haus thätig war, kochte und wusch, durfte Rosette nur feine Handarbeit machen, nähen und sticken, zu welchem letztern sie beiläufig sehr geringes Geschick hatte. So blieben ihre Hände weiß. Sie war stolz darauf, und es fiel ihr nicht ein, daß man ihr diese weißen Hände zum Vorwurf machen könnte. Sie dachte überhaupt nicht daran, was die andern Leute von ihrem innern Menschen halten mochten. Die Mutter sprach immer nur geringschätzend von ihnen: sie hätten alle keinen Verstand; sie seien so dumm und boshaft; wenn man es denen recht machen wollte, müßte man wie vor hundert Jahren leben. Genieße du nur dein Leben, ich hab's auch so gehalten, predigte Frau Prichard. Es war ein unerschöpfliches Kapitel für sie, ihrer Tochter von den Eroberungen zu erzählen, die sie in ihrer Jugend gemacht, von dem Unheil, das ihre Reize unter den Burschen ihrer Zeit angerichtet hatten. Indessen verfehlte sie nie, ihrer Predigt des Lebensgenusses die Warnung hinzuzufügen: aber halte dein Herz frei, bis der Rechte kommt! Rosette könnte aus ihrem Beispiel entnehmen, welch ein Kreuz es fürs ganze Leben sei, wenn man an den Unrechten geriethe.

Ob Camard der Rechte sei, darüber war Frau Prichard noch nicht mit sich im Reinen. Als sie am Mittwoch in

der Mittagshitze mit Rosette die dreiviertel Stunden Wegs nach le Sentier zur Sitzung zu Fuß gehen mußte, war sie fast überzeugt, daß der Müller nicht der Rechte sein könnte. Camard besaß nämlich die unhöfliche Eigenheit, daß er seinen Fuchs keinen fremden Händen anvertraute, und er selbst konnte an den Wochentagen nicht von seinem Geschäft abkommen.

Es war eine glühende Hitze, und Frau Prichard langte in einem Zustande völliger Auflösung in des Malers Stube an. Erschöpft sank sie auf den nächsten Stuhl an der Thüre, der rothe Regenschirm, der ihr zum Schutz gegen die Sonne gedient hatte, entglitt ihrer Hand und mit matter Stimme lallte sie: Ich komm' um — Wasser!

Bertholet lief selbst mit dem Wasserkruge nach dem nächsten Brunnen, um einen frischen Trunk zu holen.

Auch Rosette schien von der Wanderung in der Mittagsgluth angegriffen. Wenigstens schob sie hierauf die Schuld der Verstimmung, die der Maler an ihr bemerkte. Es lag ein kleiner Verdruß auf ihrer Stirn. Bertholet versuchte sie durch seine Unterhaltung heiterer zu stimmen; aber er erhielt nur karge Antworten. So schwieg er endlich, und nur die tiefen gleichmäßigen Athemzüge der Frau Prichard unterbrachen die Stille in der kühlen, nach Norden gelegenen Stube. Frau Prichard war auf ihrem Stuhl eingeschlafen.

Die Uhr auf dem Kirchenthurm schlug eins, da knarrte die Stiege, welche zu Bertholet's Wohnung führte und Amey trat herein. Rosette, deren Lider allmälig schwerer und schwerer geworden waren, machte die Augen weit auf. Jede Schlafanwandlung war plötzlich aus denselben verschwunden,

und Bertholet hatte für die übrige Zeit der Sitzung keine Mühe mehr, in dem Portrait den heitern Zug festzuhalten, den er demselben zu Grunde gelegt hatte.

Amey kam auf den Fußspitzen näher und setzte sich so hinter Bertholet's Rücken, daß Rosette nicht die Stellung ihres Kopfes zu verändern brauchte, um ihn anzusehen, während er mit ihr plauderte. Er saß so gerade in dem Brennpunkt ihrer großen schwarzen Augen. Jeder Strahl derselben traf ihn und goß Feuer in seine Seele. Aber auch sie traf jeder Blick von ihm, und in diesen Blicken war es deutlich zu lesen, wie sehr sie ihm gefiel. Rosette hatte diese Schrift freilich schon in vielen Augensternen gelesen; allein sie war noch nicht in dem Alter, wenn es überhaupt ein solches für die Frauen giebt, wo man dieser Lektüre müde wird. Rosette war erst siebzehn Jahre alt, und sie entzifferte daher die Schrift mit großem Vergnügen, ja, es schien, mit größerem Vergnügen, als sie in früheren Fällen empfunden. Man konnte es ihr auch kaum verdenken; denn, wenn sie Amey mit Camard oder ihren andern Anbetern verglich, so mußten diese dabei kläglich zu kurz kommen. Außerdem war Amey so drollig, wie sie es nannte. Es kam ihr alles so eigenthümlich vor, was er sagte, so daß sie zuweilen laut auflachen mußte: dieses Lachen klang wie eine helle Glocke aus dem Geflüster heraus, in dem die Unterhaltung geführt wurde. Frau Prichard wachte endlich darüber auf und war verwundert, Amey in der Stube zu finden.

Rosette meinte, die Mutter könnte immer noch weiter schlafen; sie hätten noch Zeit. Frau Prichard verspürte indessen keine Lust dazu.

Schon? rief Amey, als sein Freund den Pinsel weglegte. Frau Prichard lächelte verstohlen vor sich hin. Der Ton, mit dem Amey jenes Wörtchen ausrief, verrieth ihr, daß abermals ein Fisch in die Netze ihrer Tochter zu gehen im Begriff stand. Die folgenden Tage gaben ihr die Gewißheit, daß der Fisch gefangen war.

Amey fand sich jeden Mittag ein, bis das Bild fertig war, und Frau Prichard weidete sich an seiner Verliebtheit. Daß Rosette die Gefühle des jungen Mannes theilen könnte, kam ihr durchaus nicht in den Sinn, obwohl sie schon der Eifer hätte mißtrauisch machen sollen, mit dem Rosette den Maler über die Verhältnisse seines Freundes ausfragte, so wie die gespannte Aufmerksamkeit, mit der ihm das Mädchen zuhörte, wenn er ihr den Charakter und die Talente Amey's pries. Frau Prichard baute auf die weisen Grundsätze, in denen sie ihr Töchterchen erzogen hatte, und so überließ sie sich nach der Wanderung in der Mittagshitze sorglos ihrem Schläfchen in dem kühlen Atelier, während die Andern sich flüsternd unterhielten.

Auch Bertholet gewahrte die erwachende Neigung seines Freundes; aber die Entdeckung war ihm keineswegs erfreulich. Er merkte wohl, daß Rosette im Grunde nicht die rechte Theilnahme für Amey's Streben hatte. Es war mehr der Reiz der Neuheit, als Interesse an der Sache und Verständniß, wenn sie Amey so aufmerksam und freundlich zuhörte, so oft er von seinen Planen und Arbeiten sprach. Es war übrigens wunderbar, wie rasch ihm die letztern von der Hand gingen. Der Chronometer ward in einer Weise gefördert, daß Bertholet mitunter scherzend meinte, sein Freund müßte hexen können. Amey kam es zuweilen selbst

so vor. Alle Kräfte seines Geistes, seiner Seele regten sich in erhöhtem Maße. Begeisterte ihn Rosette zu seiner Arbeit, so gab ihm das Gelingen dieser wieder einen lebhaften Schwung und eine glückliche Laune, welche auf seine ganze Umgebung wie heller Sonnenschein wirkte.

Rosette ihrerseits dachte immer weniger daran, mit ihm schön zu thun, sich zu zieren und Männchen zu machen, wie bei der ersten Sitzung. Sie bemerkte es nicht, daß sie von ihm nie eine Schmeichelei über ihre Hübschheit, ihre schönen Augen, ihr prächtiges schwarzes Haar, ihre weißen Hände, oder gar ihren Putz zu hören bekam. Die mütterliche Tünche fiel Stück für Stücke von ihr ab, und was sich darunter zeigte, war ein junges, gutmüthiges Ding, das gern lachte und schwatzte und es immer deutlicher verrieth, daß ihr der Amey gefiel.

Doch auch die schönsten Stunden tropfen erbarmungslos ins Meer der Vergangenheit, und es kam die letzte des traulichen Beisammenseins in der Stube des Malers. Das Portrait stand bis auf den Rahmen fertig auf der Staffelei. Die Mutter und Bertholet dankten ihrem Schöpfer; Rosette war still und in sich gekehrt, Amey seufzte.

Nun, die Herren kommen wohl einmal nach Lieu und sehen, wie man da lebt, sagte Frau Prichard beim Abschied mit herablassender Miene.

Rosette war merkwürdig zerstreut; sie konnte gar nicht ihre sieben Sachen zusammen finden, und als sie schon auf der Treppe war, mußte sie noch einmal umkehren. Sie hatte ihr Taschentuch vergessen. Noch einmal reichte sie Amey hastig die Hand.

Mit glühenden Wangen eilte sie fort. Der Abschied

lag Amey während des ganzen übrigen Tages auf der Seele. Abends nach Tisch, als Bertholet gekommen und die Mutter mit der Reinigung des Speisegeschirrs in der Küche beschäftigt war, faßte er die Hände Claire's und seines Freundes und sagte: Seid ihr doch sonderbare Menschen, ihr beiden! Da tragen sie nun wohl schon ein Jahr lang einander im Herzen, aber keins thut den Mund auf.

Nein, das ist zu arg, Bruder! rief Claire, indem sie purpurroth wurde.

Freilich ist das zu arg von euch beiden, lachte Amey, und darum ist es Christenpflicht, daß ich euch den Mund öffne. Es ist sündlich, wenn ihr selbst eurem Glücke die Zeit wegstehlt.

Er drückte dem Mädchen und Bertholet innig die Hand und ging zur Mutter in die Küche hinaus. Als Frau Meylan mit ihrer Arbeit fertig war, wußte sie, daß es ein Brautpaar im Hause gäbe. Sie ließ es an ihrem Segen nicht fehlen.

5.

Rosette saß mit einem großen Buche auf ihrem Schooße in der elterlichen Wohnstube auf dem Sopha. Dieses Sopha war, um mit Frau Prichard zu sprechen, so altmodisch, wie die Ideen ihres Mannes, und demgemäß für die gute Frau ein ewiger Stein des Anstoßes. Wenn ihr Mann nur einiges Einsehen gehabt hätte, so würde er längst ein neues Sopha angeschafft haben; aber er hatte dieses Einsehen nicht, keine Rücksicht auf die Empfindungen seiner

Frau, die sich jedesmal schämte, wenn sie einen Gast zum Niedersitzen auf dem steifen harten Ding einladen mußte. Um nun diesem Dinge doch einiges Ansehen zu geben, und Frau Prichard war sehr für das Ansehen, hatte Rosette einen Beweis ihrer neumodischen Erziehung liefern und die Stickerei zu verschiedenen Sophakissen anfertigen müssen. Die Arbeit war ein wenig elementar, und die Natur würde vielleicht einigen Anstand genommen haben, die Hunde, Vögel und Blumen, welche Rosette's Nadel geschaffen, als ihre Spiegelbilder anzuerkennen; allein Frau Prichard hielt es darum nicht weniger für ihre Pflicht, die Aufmerksamkeit eines jeden neuen Gastes auf diese Kunstwerke hinzulenken und seine pflichtschuldige Bewunderung durch die harmlos gleichgültige Bemerkung zu entzünden: O, die hat meine Rosette gestickt! Ueber diese Kissen waren gehäkelte Decken von weißer Baumwolle gebreitet. Aehnliche Decken lagen auf Tisch und Kommode; eine vierte hing über der Rückenlehne des Großvaterstuhles am Ofen, und mit der Anfertigung einer fünften war Frau Prichard, welche am Fenster saß, eben beschäftigt.

Das große Buch, welches Rosette auf dem Schooß hielt, war ein älterer Jahrgang von dem „Causeur", einem periodischen Unterhaltungsblatt mit vielen in den Text gedruckten Holzschnitten. Das Blatt schien indessen seinen Zweck schlecht an Rosette zu erfüllen; denn sie gähnte wiederholt, während sie darin blätterte. Sie hatte die Erzählungen, die der Band enthielt, schon wiederholt gelesen, und was giebt es langweiligeres als ein bekanntes Buch, wenn die Schwüle des Mittags den Geist erschlafft? Der Geist des jungen Mädchens war zudem keiner von den energischsten. Auch

war es in der Stube gar nicht so angenehm kühl, wie in der deß Malers, wo sie die Tage vorher um diese Zeit gesessen hatte. Hier summten die Fliegen, und sie waren unausstehlich zudringlich. Das Buch glitt beim Abwehren derselben vom Schooß auf den Boden. Rosette ließ es liegen, gähnte und lehnte sich schmollend auf die von ihr gestickten Kissen. Was halfen ihr nun alle ihre Verehrer? Da saß sie allein und langweilte sich.

Aber warum hilfst du mir nicht, wenn du dich langweilst? fragte die Mutter.

Das Häkeln ist auch langweilig, gab Rosette zur Antwort.

Nach einer Weile stand sie auf und verließ die Stube. Sie ging über die Hausflur und in die Werkstätte des Vaters. Der alte Prichard machte große Augen, als er sie hereintreten sah; denn sie war ein gar seltener Gast in den Räumen, in denen er schaltete und waltete. Auch Sophie, welche nähend auf der Schwelle der Thüre saß, die aus der Werkstätte unmittelbar ins Freie führte, schaute verwundert auf, und die beiden Lehrlinge starrten die hübsche Meisterstochter mit glänzenden Blicken an.

Was willst denn? fragte der Alte, sein Schnitzmesser einen Augenblick ruhen lassend.

O, ich will nur ein wenig zusehen, entgegnete Rosette. Es ist drüben so langweilig.

Glaub's wohl, murmelte der Vater.

Rosette sah eine Weile zu, wie die Spähne links und rechts in Locken von der Bank herunterfielen; dann ging sie wieder in die Wohnstube zurück, wo sie sich an eins der Fenster stellte und hinaussah. Das Haus stand etwas abgesondert

vom Dorfe, seitwärts auf einem erhöhten freien Platze, den Prichard während der guten Jahreszeit zum Bau der großen Fässer zu benutzen pflegte, und auf dem auch die Dauben über dem Feuer gebogen wurden. Im Rücken des Hauses lagen die Felsen, die sich zwischen dem Dorfe und dem See, hart am Rande dieses letztern hinschoben. Die Tannen, welche die Felsen bekleideten, erstreckten sich bis ziemlich in die Nähe des Hauses. An diesem vorüber führte ein Fußpfad in die Tannen, wo er in einem andern Steg mündete, der zwischen dem Gestein dem See parallel lief.

Auf der Mittagsseite des Hauses lag ein kleiner Gemüsegarten, in dessen Mitte ein Birnbaum stand. Eine niedrige Mauer von lose aufgeschichteten Jurasteinen umschloß den Garten von drei Seiten. Mit der vierten lehnte er an die südliche Giebelwand des Hauses. Die Fenster des ehelichen Schlafgemachs, welches hinter der Wohnstube lag, gingen auf diesen Garten hinaus, wie auch das Fenster von der Schlafkammer der Schwestern im obern Stock. Die Werkstätte lag auf der Nordseite. Die Fenster der Wohnstube öffneten sich auf das tiefer liegende Dorf.

Ueber dem Dorfe lag noch die Mittagsruhe, und keine menschliche Seele ließ sich auf der Straße blicken, die am Fuß der Bodenanschwellung, auf der des Böttichers Haus lag, sich vorüberwand. Einige Hühner, die mit kurzen, schnellen Bewegungen in dem Staub der Straße pickten, ein Spitz, der vor der Thüre des nächsten Hauses mit geschlossenen Augen in der Sonne lag, eine Katze, die sich an dem Zaun hindrückte und mit einem plötzlichen Satz auf denselben hinaufsprang und dann in dem Obstgarten dahinter verschwand, war alles, was Rosette von ihrem Fenster aus

zu sehen bekam. Es war eben nicht sehr unterhaltend, und Rosette trat bald auch vom Fenster wieder weg.

Wenn's doch nur einmal regnen wollte! rief sie wie verzweifelt, indem sie sich wieder auf das Sopha warf.

Aber der liebe Gott, der regnen läßt über Gerechte und Ungerechte, hatte kein Erbarmen mit dem gelangweilten Mädchen.

Der Tausend, rief plötzlich die Mutter, ist das nicht Pombal's Jüngster, der dort eben um die Ecke kommt? Richtig, es ist der Etienne!

So? sagte Rosette, ohne ihren Platz zu verlassen, ist der jetzt wieder zu Hause?

Ja, dem sieht man es gleich auf hundert Schritt an, was er für Leute Kind ist, fuhr die Mutter fort. Unsere Bursche könnten das Schönste und Beste anziehen, der Handwerker und der Tölpel sähe ihnen doch aus allen Nähten heraus. Wie dem Etienne das alles sitzt: so bequem und doch so elegant! Na, der wird was Schönes zu erzählen wissen von Genf und Lyon und Paris, und wo er sonst noch hingekommen ist! Mich soll's doch wundern, ob er sich unserer noch erinnert? Blos die Augen, die er machen wird, wenn er dich zu sehen kriegt, Rosette! Er wird sich's gar nicht vorgestellt haben, was du in der Zeit hübsch geworden bist.

Etienne, der Sohn des reichen Uhrenfabrikanten von Lieu, ging an dem Häuschen des Böttichers vorüber, ohne hinaufzusehen. Frau Prichard schüttelte unzufrieden mit dem Kopfe.

Rosette hatte die Mutter reden lassen, ohne an das Fenster zu kommen. Sie hatte den Kopf auf die Hand

gestützt und blickte so unverwandt und nachdenklich auf den „Causeur“, der noch immer am Boden lag, als gälte es, das Problem eines neuen Putzes zu lösen. So saß sie lange Zeit; dann hob sie den Kopf und fragte: Mutter, hast du 'mal einen Chronometer gesehen?

Gott steh' mir bei! rief Frau Prichard und ließ ihre Arbeit in den Schooß sinken, was fällt dir auf einmal ein?

O nichts, versetzt Rosette und bückte sich nach dem „Causeur“, wobei ihr das Blut in die Wangen schoß; ich fragte nur so. —

Bertholet hatte versprochen, den Rahmen zu dem Bilde zu besorgen. Am Sonnabend kam derselbe von Lausanne an; und Sonntags Nachmittag machten sich die beiden Freunde mit dem Bilde nach Lieu auf den Weg. Bertholet mochte durch sein Pack nicht die Neugierde im Dorfe erregen, und so bog er eine Strecke vor demselben von der Landstraße nach den Felsen am See ab. Er kannte den Fußpfad, der zwischen und an diesen entlang führte. Er hatte ihn gewöhnlich eingeschlagen, als er die Mühle Camard's malte, und er hatte auch einige Fels- und Baumpartien desselben in sein Skizzenbuch gezeichnet. Der Pfad, von welchem hie und da ein anderer nach dem Dorfe sich abzweigte oder über die Gipfel der Felsen an das Seeufer führte, bot manche malerisch wilde Stelle. Föhren und Felsen hüllten ihn überall, trotz des hellen Tages, in dichte Dämmerung. Nirgend merkte man, daß man nur ein paar hundert Schritte von der Stätte menschlicher Wohnungen entfernt war. Nichts ließ sich hören, als die geheimnißvollen Töne, welche dem Waldleben eigen sind.

Die Stille und Einsamkeit um sie her machte auch die

beiden Freunde stumm. Schweigend schritten sie hinter einander dahin, mit tiefen Zügen die erquickende Kühle einathmend. Jetzt senkte sich der Pfad zwischen den Föhren allmälig zu einem kleinen Bach hinunter, der sich den Freunden schon seit einiger Zeit durch sein Murmeln angekündigt hatte. Zwischen den Baumstämmen hindurch sahen sie ihn zur Rechten in verschiedenen Absätzen von den Felsen herabgehüpft kommen, deren sandsteinartige Masse seine nimmerruhende Thätigkeit ausgehöhlt und abgerundet hatte. Das jenseitige Ufer erhob sich ziemlich steil und war zum Theil abgeholzt. Dies mochte vor nicht langer Zeit geschehen sein; denn die Baumstümpfe, welche aus dem Moosboden hervorragten, trugen noch ungeschwärzte Spuren von den mörderischen Axthieben, und überall lagen noch ziemlich frische Splitter und Rindenstücke umher. Der Pfad lief schräg an dem Ufer hinan und erreichte die Höhe droben bei einer mächtigen Rothtanne. Als Amey über den Bach gesprungen war und nun den Pfad hinaufblickte, erschienen bei der Tanne zwei weibliche Gestalten. Die Entfernung war nicht so groß, als daß Amey sie — oder wenigstens die eine von ihnen — nicht sofort erkannt hätte, und sein Herz schlug lebhaft auf. Es war Rosette in Begleitung ihrer Schwester.

Die Mutter hatte nicht das Haus verlassen wollen, da am Sonntag stets der Müller Camard zum Besuch sich einfand. Derselbe saß auch bereits neben Frau Prichard auf dem steifbeinigen harten Sopha. Rosette aber hatte, als sie ihn kommen sehen, der Schwester verstohlen einen Wink gegeben, und war mit ihr zur Hinterthüre hinaus in den Wald geflüchtet. Sie hatten sich beide nicht einmal Zeit genommen, ihre Hüte aufzusetzen.

Sophie begriff das Benehmen ihrer Schwester nicht. Wenn Camard derselben so unleidlich war, wie sie ihr jetzt versicherte, warum hatte sie denn den jungen Müller vor allen Andern an ihrem Fädchen geführt und gegängelt?

Konnte ich denn anders? versetzte Rosette. Die Mutter verlangt es ja so!

Sophie sah die Schwester traurig an. War doch Rosette alt genug, um selbst zu wissen, was Recht und Unrecht sei. Wenn die Mutter von der Schwester verlangte, daß dieselbe gegen den Müller freundlich sei, dürfte Rosette durch ihr Benehmen in Diesem Hoffnungen erwecken, die sie nicht zu erfüllen gewillt war? Sophie stellte dieses ihrer jüngern Schwester in der sanftesten Weise vor, und versuchte, wie sie es schon so oft in der Verschwiegenheit ihrer Schlafkammer gethan, ihr moralisches Bewußtsein zu schärfen und zu festigen.

Rosette ward feuerroth; sie fühlte, daß ihre Schwester Recht hatte; sie fühlte, wie immer in solchen Fällen, ihre Schwäche. Mit Thränen in den Augen warf sie sich an Sophie's Brust.

Die Mutter wird mich noch ganz unglücklich machen, schluchzte sie, und nach einer Weile setzte sie, sich aufrichtend, leidenschaftlich hinzu: Aber ehe ich den Camard heirathe, lieber spring' ich in den See.

Sophie suchte die Aufgeregte zu beschwichtigen: Es würde sie niemand zu einer solchen Heirath zwingen, und der Vater gewiß nicht seine Einwilligung geben, wenn Rosette nicht wollte.

Ach, der Vater! der Vater! versetzte Rosette mit einem wenig ehrerbietigen Achselzucken. Dem ist das wahrlich gleichgültig; er liebt mich nicht.

Sophie seufzte. Ehe sie jedoch etwas erwidern konnte rief Rosette: Da kommt er! und ihre Augen leuchteten freudig.

Sophie blieb nicht lange in Zweifel, ob damit der Maler oder sein Begleiter gemeint sei, von denen beiden ihr Rosette Abends beim Auskleiden so manches erzählt hatte.

Auch der ältern Schwester bot Amey, als er erfuhr, wer sie sei, mit großer Herzlichkeit die Hand. Es war dem Mädchen merkwürdig, was er für große, sonnenklare, treue Augen hatte. Es lag darin eine wunderbare, freundlich zwingende Gewalt. Freilich, neben dem konnte sich ein Camard nicht behaupten.

Amey fand das Plätzchen, an dem man einander begegnet war, reizend. Er bedauerte, daß sich keine Bank unter der Tanne befände. Es dünkte ihn köstlich, hier an warmen Tagen, wie der gegenwärtige, in der Kühle und Einsamkeit zu sitzen, zu Füßen den gurgelnden Bach, dessen Lauf folgend, das Auge einige Häuser des Dorfes unter kümmerlichen Obstbäumen gewahrte.

Haben wir auch keine Bank, rief Rosette, so liegen hier doch Steine in der Nähe, die zum Sitzen bequem genug sind.

Sie setzte sich gleich auf einen derselben, und die beiden Männer folgten ihrem Beispiel. Nur Sophie blieb stehen, und nach einigen Minuten mahnte sie zum Aufbruch.

Ach, was sollen wir zu Haus'? rief Rosette. Es ist hier ja so hübsch!

Aber du vergißt, daß man uns erwartet, bemerkte Sophie bedeutungsvoll.

Rosette stand schmollend auf.

Von ihrem Portrait war kaum die Rede gewesen. Sie hatte nicht weiter danach gefragt, als sie erfahren, daß es in dem Pack sei, welches der Maler trug.

Dieser und Sophie gingen jetzt voraus; Amey folgte mit Rosette. Nur der verschwiegene Wald hörte, was diese beiden mit einander sprachen und flüsterten; nur er sah, wie sie einander bei den Händen hielten, und Eins dem Andern in die Augen schaute. Erst in der Nähe des Hauses ließen sie von einander. Die Mädchen gingen wieder durch die Hinterthüre hinein, während Bertholet und Amey ihren förmlichen Eintritt durch den Haupteingang nahmen. Rosette wollte es so.

Es waren inzwischen noch einige junge Leute aus dem Dorfe zum Besuch gekommen. Als Bertholet das Portrait Rosette's enthüllte, ward ein allgemeiner Ausruf der Bewunderung laut. Frau Prichard legte mit einem selbstzufriedenen Lächeln die Arme übereinander. Sie wußte wohl, daß die Bewunderung nicht der Kunst des Malers, sondern ihrem Töchterchen galt. Die Liebhaber benutzten auch redlich die Gelegenheit, um dem Original eine Fülle verliebter Schmeicheleien zu sagen. Unterdessen zupfte der Müller Bertholet am Rock, und als der Maler diesem Winke zufolge bei Seite trat, flüsterte ihm Camard zu, Frau Prichard hätte ihrem Manne vorgeredet, um dessen Einwilligung zu erlangen, daß das Bild nicht mehr als zwanzig Franken kosten würde: Bertholet sollte deshalb auch nicht mehr fordern, er, der Müller, würde das Fehlende aus seiner Tasche zulegen.

Nun sollte das Bild gleich aufgehängt werden, und der alte Prichard, den Sophie gerufen, damit auch er das Portrait bewundere, mußte Hammer und Nagel herbeischaffen.

Aber jetzt entstand ein lebhafter Streit über den Platz. Die Mehrzahl war natürlich für den Platz über dem Sopha. Es war ja ganz undenkbar, daß ein Portrait wo anders als über dem Sopha hängen könnte; Portraits hingen immer über Sophas. Nun stand das Sopha dem Pfeiler zwischen den beiden Fenstern gegenüber; das Bild würde daher dort in einem doppelten Licht gehangen haben. Bertholet stellte dies aber vergebens vor. Was wollte er nur mit dem doppelten Licht? Je mehr Licht auf ein Bild fiele, je besser sei es ja, und so wurde Rosette's Portrait denn schließlich über dem Sopha angebracht.

Amey, welcher lange genug mit dem kleinen Maler umgegangen war, um zu verstehen, was derselbe mit seinem doppelten Licht meinte, lachte herzlich über den Streit, in dem sich dies Künstlernaturell seines Freundes ungewöhnlich warm zeigte. Er erklärte dem Vater, was eigentlich gemeint sei. Sophie begriff es gleich, und der Alte sagte: Wenn doch jeder bei seinem Leisten bliebe; der Maler muß doch das Ding am besten verstehen! Aber heute zu Tage ist jedem am wohlsten, wenn er von seinem Geschäft wegspringen kann. Ich werde auch nächstens auf mein Schild „Daubenfabrikant" statt Böttícher schreiben lassen.

Amey meinte gutmüthig, man müßte die Sache von der scherzhaften Seite nehmen, und er ahnte nicht, welchen Stich er der Frau Prichard versetzte, als er das Benehmen solcher Leute, die aus eitlem Hochmuth über ihren Kreis hinaus wollten, mit den komisch ungeschickten Fliegeversuchen des Vogel Strauß verglich.

Da haben Sie gerade ins Schwarze geschossen, lachte der Alte.

Nicht wahr, es ist komisch? rief Amey. Man kann über solche Leute nur lachen, denn ihre Narrheit ist doch gutmüthig und sie schaden dadurch keinem Andern als sich selbst.

Je nun, wie man's nimmt, kopfschüttelte der Alte. Aber der Vogel Strauß ist gut. Er lachte nochmals.

Inzwischen hatten sich die Andern an dem Portrait von allen Seiten her ersättigt, und man setzte sich um den Tisch vor dem Sopha. Das Gespräch war, wie es gewöhnlich ist, wenn sich ein hübsches Mädchen in der Gesellschaft junger Männer befindet: langweilig für denjenigen, der nicht verliebt ist. Bertholet zog es daher nach kurzer Zeit vor, sich zu dem alten Prichard zu gesellen, der an einem der Fenster seine Pfeife rauchte und leise mit seiner älteren Tochter plauderte, die mit ihrem Strickzeuge ihm gegenüber saß. Von den Gästen bekümmerte sich keiner um die beiden, und auch für sie schienen jene nicht vorhanden zu sein. Amey fand die Unterhaltung ebenfalls nicht sehr nach seinem Geschmack. Wie anders waren seine Gespräche mit Rosette in dem Atelier des Malers gewesen, und vollends nur kurz vorher unter den Föhren! Er verhielt sich gegen seine Gewohnheit sehr schweigsam. Auch Rosette war gar nicht so munter und lachlustig wie damals in Soliat. Ihre Augen suchten fortwährend den schweigsamen Amey, und Camard, der es bemerkte, wurde in Folge dessen gegen die andern jungen Leute immer rechthaberischer. Vergebens trat Frau Prichard ihrer Tochter unter dem Tische auf den Fuß und gab ihr nicht mißzuverstehende Winke. Der Müller mußte mit der kalten Küche der Höflichkeit fürlieb nehmen, wie seine von ihm verachteten Nebenbuhler.

Als diese letztern sich entfernten, wollten auch Amey und

Bertholet aufbrechen. Der alte Prichard hielt sie indessen zurück. Er hatte an Beiden Gefallen gefunden und erklärte ihnen, daß die jungen Leute nur zum Abendessen nach Hause gegangen seien, nach demselben aber wohl wiederkommen würden. Sie möchten bei ihm fürlieb nehmen, wie es der Herr Camard sonntäglich thäte.

Es war ein denkwürdiger Tag für Frau Prichard. Sie wußte sich der Zeit nicht zu erinnern, daß ihr Mann in ihrer Anwesenheit gelacht hätte, und heute hatte er es zweimal gethan. Nie hatte er von einem ihrer Gäste soweit Notiz genommen, ihn zum Bleiben oder gar zum Essen einzuladen, und heute that er es. Und an demselben Tage schien Rosette alle ihre guten Lehren in den Wind zu schlagen, so daß sie zwischen dem wohlhabenden Camard und den Uhrmachern, welche für Herrn Pombal's Fabrik arbeiteten, keinen Unterschied machte. Alles dieses rüttelte und schüttelte an ihrem Geiste, und ihre Höflichkeit gegen Amey und seinen Freund nahm bei Tisch einen sehr zugespitzten Charakter an. Amey bemerkte es nicht. Er athmete in dem verkleinerten Kreise freier auf. Nun war doch ein vernünftigeres Wort möglich, und das Gespräch zwischen Amey, seinem Freunde und dem alten Prichard ward so vernünftig, daß die Frau des letztern kein Wort anzubringen fand. Die beiden Schwestern hörten aufmerksam zu. Selbst Camard nahm allmälig Theil an der Unterhaltung. Es fehlte ihm keineswegs an gesundem Menschenverstand, er war als Geselle auch ein Stück in der Welt umhergekommen, so daß er wohl über manches mitsprechen konnte, und jedenfalls erschien er dabei mehr zu seinem Vortheil, als wenn er gegen Rosette den Galanten herauszukehren versuchte. Er hielt aber nur

das einer Beachtung und Entgegnung werth, was Bertholet oder der alte Prichard sagten. Amey redete für ihn in den Wind.

Die Abendmahlzeit zog sich ungewöhnlich in die Länge. Man saß noch bei Tisch, als sich die andern jungen Leute wieder einfanden, und der alte Prichard blieb auch am Tische sitzen und spann das Gespräch mit den beiden Gästen aus le Sentier fort. Mochten sich die Andern unterhalten, wie sie wollten. Mit deren gewöhnlicher Unterhaltung sah es jedoch übel aus, denn Rosette hörte gar zu aufmerksam auf Bertholet, Amey und ihren Vater. Die Verständigeren folgten ihrem Beispiel, die Andern plauderten eine Weile mit Frau Prichard und gingen dann unter verschiedenen Vorwänden davon. Frau Prichard vermochte gar nicht zu fassen, was um sie her vorging. War sie denn wirklich noch die Frau Prichard? Zweifelhaft fragend wanderten ihre Blicke von Einem zum Andern. Kaum vermochte sie den Aerger, der über ihren Mann, den Maler, Amey und Rosette in ihr wühlte, zu beherrschen. Sie schüttelte den Kopf, sie zuckte mit den Schultern, sie lächelte verächtlich. Endlich, als Amey eben eine neue Erfindung auf dem Gebiet der Mechanik beschrieb, von der er kürzlich gelesen hatte, und Aller Augen, besonders die glänzenden Rosette's auf ihn gerichtet waren, brach ihr Aerger in der Frage an ihre jüngere Tochter hervor, was sie denn von dem Schnickschnack verstände?

Nichts, Mutter, versetzte Rosette mit strahlendem Gesicht; aber er erzählt so hübsch.

Frau Prichard lachte krampfhaft, während sich auf der Stirn des Müllers dunkle Wolken zu sammeln begannen.

Na, lassen Sie nur diesen Herrn Meylan bei dem Alten sich einschmeicheln, flüsterte Frau Prichard dem Müller zu und drückte leise seine Hand. Sie wissen schon, daß ihm das zu nichts nützt.

Als man Abschied nahm, lud der Alte Bertholet und seinen Freund ein, recht bald wieder zu kommen, und Frau Prichard sagte mit spitzem Munde, es hätte ihr recht viel Plaisir gemacht.

Schlimm aber erging es dem Fuchs des Müllers auf der Heimfahrt. Kaum saß Camard auf seinem Wägelein, so machte sich sein Unmuth über die von Rosette erfahrene Vernachlässigung in unbarmherzigen Peitschenhieben auf das arme Thier, das er doch sonst wie seinen Augapfel hegte, Luft. Fast hätte es in Folge dessen ein Unglück gegeben; denn der Fuchs besaß Feuer, und nachdem er sich verschiedene Male gebäumt und ausgeschlagen hatte, ging er mit seinem Peiniger durch. Erst kurz vor der Brücke, die bei Pont über den Abfluß des großen Sees in den kleinen führt, gelang es Camard, des wild gemachten Thieres wieder Meister zu werden.

6.

Nächsten Tages beim Frühstück sagt der alte Prichard manches Wort zum Lobe Amey's und seines Freundes. Mit denen könnte man doch ein Wort reden; die hätten etwas gelernt. Er verbrämte sein Lob mit einigen treffenden Seitenhieben auf die plumpen oder flachen Schützlinge seiner Frau. Sophie nickte ihm bei seinen Lobsprüchen verstohlen zu.

O, sie war den beiden Freunden so dankbar für die angenehme Stunde, die sie ihrem armen Vater bereitet hatten!

Ich finde sie nur langweilig, bemerkte die Mutter trocken. Und von guter Lebensart wissen sie auch nichts, namentlich dieser Meylan. Erst saß er stumm da, wie ein Fisch, und nachher riß er die ganze Unterhaltung an sich, daß kein Anderer zum Wort kam.

Hast Recht. Vernunft ist ein Ding, mit dem du nichts anzufangen weißt, das ist eine alte Geschichte. Mit diesen Worten stand der Alte auf und ging in seine Werkstätte.

Frau Prichard nagte stumm an ihrer Unterlippe; als sich aber Sophie mit dem Frühstücksgeräth entfernt hatte, brach ihre lang verhaltene Galle über Amey wie ein Springbrunnen hervor. Der Arme wurde schrecklich zerzaust. Rosette saß da mit einem Gesicht, wie in Feuer getaucht. Ihre Brust wogte, und die Thränen traten ihr fast in die Augen. Du machst's auch gar zu schlimm, Mutter! war alles, was sie zu Amey's Schutz vorzubringen vermochte.

Was schlimm? rief die Mutter. Du meinst wohl, ich habe mir eine Nase von dem Bertholet über seinen Freund drehen lassen? Ja, wenn ich die Welt nicht kennte! Und für die Industrieausstellung arbeite er? Es machte sie lachen. Ja, seine Uhren, die brauchten sie gerade dort! Er sei ein Schwindler, ein Projektenmacher, ein Bettelprinz. Und um eines solchen Menschen willen hätte Rosette dem armen, guten Camard vor den Kopf stoßen können? Nein, sie begriff es nicht. Welchen Kummer hatte Rosette ihr dadurch gemacht! Kaum ein Auge hätte sie deshalb die ganze Nacht über zuthun können. Sah es ihr Rosette nicht an, wie schlecht ihr war?

Aber was geht mich der Camard an, rief Rosette mit weinerlichem Trotz. Ich kann ihn nicht ausstehen!

Und was ging er dich früher an? fragte die Mutter mit einem Ausdruck, als hätte sie gar nichts mit der Auszeichnung zu thun, welche ihre Tochter bisher dem Müller erwiesen hatte. Rosette könne den Müller nicht ausstehen? Gut; er sei ein wenig schwerfällig, ein wenig derb, gut; aber war er darum weniger wohlhabend? Vielleicht wüßte Rosette eine bessere Partie? Nichts könnte ihrer Mutter erwünschter sein. In dem Falle sollte Camard's gestriger Besuch auch sein letzter gewesen sein. Nie, nie würde sie ihre reizende Rosette zu einer Heirath zwingen, hätte sie doch nur den einen Gedanken, die eine Sorge, ihr Kind glücklich zu machen.

Rosette sah ihre Mutter mit einem etwas mißtrauischen Blick an, und diese sagte: Ich hab's nur gestern dem Camard vorgestellt, daß er noch warten müßt', weil du noch gar zu jung zum Heirathen seist. Der arme Mensch, wie er dich liebt! Wie kann's auch anders sein? Ist doch jeder weg, der mein Röschen sieht. Aber siehst du, Kind, weil du nur deine kleine weiße Patsche auszustrecken brauchst, um an jedem Finger einen Mann zu haben, darum mußt du fein vorsichtig sein. Du hast ja noch Zeit mit der Wahl; den besten muß man immer warm halten und ein freundlicher Blick kostet ja nichts. Sie versicherte ihrer Tochter, daß sie nie reizender aussähe, als wenn sie Einen mit ihren schwarzen brennenden Augen so recht freundlich ansähe.

Die Schmeicheleien der würdigen Frau schienen diesmal nicht den gewohnten Eindruck auf das junge Mädchen zu machen. Sie lächelte nicht wie sonst die Mutter an. Doch

dauerte die nachdenkliche Stimmung, in welche Rosette durch die Reden der Mutter versetzt worden war, eben nicht allzu lang, und als sie nach dem Abendessen Sophie zu einem Spaziergang fast gewaltsam mit sich fortzog, war sie so heiter, leicht und sorglos wie immer. Der Vorstellung der ältern Schwester, daß sie gar nicht zum Ausgehen angezogen sei, entgegnete sie, daß ja in den Tannen hinter dem Hause frische Luft genug sei.

Sie gingen also in die Tannen, während die Sonne fast schon den Kamm des Jura berührte. Rosette klagte der Schwester das harte Urtheil der Mutter über Amey. Sophie tröstete und lobte des jungen Uhrmachers Wesen, sein Aeußeres, seinen Verstand. Wie begierig lauschte ihr Rosette! Das war ihr lieber zu hören, als die Schmeicheleien der Mutter, die ihr selbst galten. Plaudernd gingen die Mädchen weiter und weiter, und ehe sie es sich versahen, waren sie bei der Rothtanne am Bach. Und auf einem der Steine unter dieser Tanne saß Amey.

Das hättest du mir doch sagen können, flüsterte Sophie, als sie des jungen Mannes ansichtig wurde, der Schwester vorwurfsvoll zu. Allein sie that derselben unrecht. Rosette wußte nichts davon, daß Amey kommen würde. Sie wollte es Sophie sagen; doch ihr Herz schlug plötzlich so stark auf, daß ihr die Stimme versagte.

Amey saß schon seit einer Stunde etwa unter der Tanne. Auch er war dort hingekommen, er wußte nicht wie. Aber wenn er auch nicht die bestimmte Hoffnung hegen konnte, Rosette dort zu treffen; war er ohne den Wunsch gewesen? Beide sahen sich fragend mit leuchtenden Blicken an. Allmälig vergaßen sie die Gegenwart der ältern Schwester.

Sophie setzte sich in einiger Entfernung von ihnen nieder. Sie beobachtete den Ausdruck des Glücks in den Mienen der beiden Andern, und sie fühlte eine fast heilige Freude darüber. Es war das erste reine Glück, dessen sie in ihrem Leben Zeugin ward, und eine tiefe Bewegung malte sich in ihren Augen, deren sanfter Schönheit die Blattern nichts hatten anhaben können. So saß sie still beobachtend, in mancherlei Gedanken, bis die Dunkelheit kaum noch die Gestalten Amey's und Rosette's erkennen ließ und es Zeit war, heimzukehren. Amey gab den Schwestern das Geleit bis zu den Tannen hinter dem elterlichen Hause.

Eine Reihe schöner Abende folgte diesem ersten. Wie gut und lieb war nicht Rosette in diesen traulichen Stunden! Wie harmlos kindlich nicht ihr Geplauder, ihr ganzes Wesen! Frau Prichard wunderte sich freilich über die plötzliche Leidenschaft Rosette's für Spaziergänge, aber da sie nicht den geringsten Argwohn über den Zweck derselben hegte, so erhob sie auch keine Einsprache. Amey schlug immer den Pfad zwischen den Felsen ein, und Rosette war schlau genug, ihre Spaziergänge bald nach dieser, bald nach jener Richtung, vor aller Augen durch das Dorf zu machen. Aber wie alle Wege nach Rom führen, so brachten alle Pfade die Schwestern zur Rothtanne und immer begleitete sie Amey durch die Waldnacht bis in die Nähe des Hauses.

Am Sonnabend fragte ihn Rosette beim Abschied: Du kommst doch morgen ins Haus?

Amey wollte nicht. Was hab' ich davon, wenn ich dich sehe, sagte er, und kann doch kein Wort mit dir reden? Und siehst du, ich taug' nicht unter die Menschen, die Sonntags bei euch sind.

Dann bin ich morgen ganz unglücklich, rief Rosette leidenschaftlich, und gegen Sophie fuhr sie fort: Denk nur, er will uns morgen allein lassen!

O nicht doch, bat Sophie, näher herantretend. Sie würden dem Vater eine große Freude verderben. Nur heute sprach er noch davon, wie er sich freute, daß Sie morgen kämen.

Ach, der Vater, schmollte Rosette, und sich an Amey's Arm hängend, schmeichelte sie: nicht wahr, du kommst? Und weißt du, sei doch nur gegen die Mutter recht artig. Ich will nicht eifersüchtig sein, wenn du ihr auch ein wenig den Hof machst.

Amey kam. Aber seine Artigkeit gegen Frau Prichard war vergebens. Es konnte aus ihrem Benehmen Jeder deutlich erkennen, daß Amey bei ihr nicht in Gunst stand. Aber peinlicher als dies war die Beobachtung für Amey, daß die Geliebte heute wieder mit dem Müller und den anderen Gesellen in der ausbündigsten Weise kokettirte. Rosette war so ausgelassen und that so schön, namentlich mit Camard, dessen kleine Augen vor Wonne strahlten, daß sich Amey's Herz schmerzlich zusammenzog. Er fand keinen Trost in den verstohlenen Blicken, die sie von Zeit zu Zeit zu ihm sandte. So ähnlich hatte sie auch im Wirthshaus von Soliat zu ihm hingeschaut.

Er ging bald fort, wie sehr ihn auch der Alte zum Bleiben nöthigte, und trotz Rosette's heimlich bittendem Blick. Sein Hut lag auf der Kommode, an der Rosette eben stand. Wie er nach demselben griff, wandte sie sich um, als wollte sie sehen, was er dort suche, sah ihn an und flüsterte: Morgen.

Was soll das Morgen nach einem solchen Heute? seufzte er draußen. Er war ganz irre an Rosette. Er fragte sich, ob es möglich sei, daß er sich so in der Geliebten getäuscht haben könnte? Indem er diese Möglichkeit zugab, fühlte er die ganze Gewalt seiner Liebe zu ihr, und es war die erste Liebe eines unentweihten, feurigen Herzens.

Eine solche Liebe verzweifelt an dem Morgen nicht so schnell, und so sah der Montag Amey auf dem gewohnten Felsensteige. Er fand die Mädchen bereits bei der Tanne. Als er vom Bache heraufstieg, lief ihm Rosette entgegen, warf sich an seine Brust und küßte ihn, ohne an die Anwesenheit ihrer Schwester zu denken. Wie er das hübsche Geschöpf an sein Herz drückte, ihm in die leuchtenden Augen schaute, da war der Kummer vergessen, der seit gestern gar schwer auf ihn gedrückt hatte.

Du darfst mir nicht böse sein, bat und schmeichelte sie. Die Sophie hat mich schon gestern Abend so gescholten! Aber konnte ich denn anders? Ach, wenn du wüßtest, was ich ausgestanden habe, daß ich gegen die abscheulichen Menschen so fein mußte!

Mußte? lächelte er, indem er Arm in Arm mit ihr vollends den Pfad heraufkam.

O, ich wußte ja, daß du nicht böse sein würdest, und ich hab's auch der Sophie gesagt. Siehst du, rief sie dieser letztern zu, er schilt mich nicht wie du. O, er ist so gut! Sie schlang ihre Arme um Amey's Nacken und küßte ihn noch einmal mit zärtlicher Lebhaftigkeit.

Sophie schaute mit etwas trüben Blicken auf das junge Paar. Sie fand es sehr tadelnswerth, daß Rosette ihre Neigung zu Amey vor der Mutter hinter ihrer Koketterie

zu verbergen gesucht hatte. Klug mochte Rosette gewesen sein, aber auch aufrichtig? Und war diese Klugheit frei von Schwäche? Wie oft handelt der Mensch nicht aus Schwäche, wo er sich einredet, den Geboten der Klugheit zu folgen!

Rosette gestand dem Geliebten die Ursache ihres gestrigen Benehmens. Amey lächelte; aber Sophie sah dabei einen leisen Schatten über sein Gesicht ziehen.

War es nicht das beste, wenn er, um seinem Mädchen jede Falschheit zu ersparen, bei der Mutter offen als Werber um Rosette's Hand auftrat? So fragte Amey. Er verdiente ja seine zweitausend Franken und wenn er fleißig war, wohl deren noch fünfhundert mehr im Jahr. Er war also vollkommen im Stande, der Geliebten eine sorgenfreie Zukunft zu bieten. Freilich hatte er noch Mutter und Schwester zu unterhalten; allein Claire heirathete zum Frühjahr, und Bertholet bestand darauf, daß er von seinem Hochzeitstage an die Sorge für die Mutter mit dem Freunde theile. Amey wußte keinen Grund, aus dem Frau Prichard seine Bewerbung zurückweisen sollte. Er wollte gleich am nächsten Sonntag die Sache ins Reine bringen. Sophie unterstützte seinen Vorschlag. Sie war überzeugt, daß der Vater Amey mit offenen Armen empfangen würde, und derselbe hätte doch ein entscheidendes Wort in dieser Angelegenheit zu sprechen.

Rosette schüttelte den hübschen Kopf.

Nun? fragten sie die beiden Andern. Da ward sie verlegen. Sie war überzeugt, daß die Mutter nie ihre Einwilligung zu der Verbindung mit einem „Arbeiter“ geben würde, mochte derselbe auch noch so gut gestellt sein. Dazu

war Frau Prichard zu ehrgeizig. Aber Rosette wagte dem Geliebten diesen Grund nicht zu gestehen. Sie kannte Amey so wenig, daß sie ihn durch ein solches Geständniß zu beleidigen fürchtete. Sie äußerte daher, es läge ja keine Veranlassung zu so großer Eile vor. Sie fühlten sich ja beide so glücklich unter der Rothtanne. Sagte die Mutter am Sonntag Nein, so sei es vorüber mit ihrem verstohlenen Glück; die Mutter würde dann ein nur zu wachsames Auge auf alle ihre Gänge haben.

Und bist du hier nicht glücklich? fragte sie, Amey zärtlich anblickend.

Welche überzeugende Macht liegt nicht in den Augen der Geliebten!

Rosette schlug vor, es vorläufig beim Alten zu lassen. Amey sollte dann und wann ins Haus kommen und sich dabei Mühe geben, die Mutter von ihren Vorurtheilen gegen ihn zurückzubringen. O, er würde die Mutter gewiß für sich gewinnen, wenn er nur wollte.

Und weißt du, fuhr sie fort, inzwischen wird dein Chronometer fertig — sie wußte jetzt von Sophie, was das für ein Ding sei — und wenn du dann die Preismedaille hast, dann kannst du ganz anders vor die Mutter treten. Die Leute geben einmal was auf den Schein, setzte sie altklug hinzu.

Amey lächelte. Er fand, daß Rosette im Grunde Recht habe. Es trieb nichts zur Eile und es war so schön unter der Tanne, wo jetzt und später auf den Grund der londoner Preismedaille so manches glänzende Luftschloß von den Liebenden gebaut wurde.

Auch Sophie ließ die Einwendungen der Schwester gelten,

zumal es Amey zufrieden war. Nur meinte sie, Rosette sollte sich fortan dem Vater mehr nähern, damit sie an diesem auf alle Fälle eine Stütze gegen die Mutter gewänne. Sie selbst ließ keine Gelegenheit vorüber, der Schwester bei dem Alten das Wort zu reden. Rosette aber, durch die Mutter zu sehr verwöhnt, vermochte sich in die oft bittere und rauhe Weise des Vaters nicht zu finden. Ja, wenn er so schonend mit ihren Schwächen und Fehlern umgegangen wäre, wie Amey! Der junge Mann war gegen dieselben keineswegs blind; aber Rosette erschien ihm noch wie ein Kind, dessen große Liebenswürdigkeit zum guten Theil auf seinen Schwächen beruht. Wie es der Kraft gewöhnlich zu geschehen pflegt, Amey liebte das Mädchen um ihrer Schwäche willen nur um so mehr. Sophie bewunderte die Milde, die er in der Behandlung ihrer Schwester an den Tag legte. Sie schien mit seiner Liebe zu wachsen, und diese loderte immer mächtiger empor. Es war Sophie undenkbar, daß die Schwester unter dem Einfluß einer solchen Liebe nicht besser werden sollte, und Rosette schien es in der That zu werden. Sie bewies sich gegen Sophie viel liebevoller und inniger, auch putzte sie sich nicht mehr so viel, da es Amey nicht liebte.

Der Rath, den sie diesem in Bezug auf ihre Mutter gegeben, war in der That vortrefflich, nur war Amey leider nicht der Mann, ihn zu befolgen. Frau Prichard hatte zwar die höchste Summe ihrer Eitelkeit auf ihre jüngere Tochter übertragen; aber sie war noch immer eine hübsche Frau, die diese Wahrheit lieber aus dem Munde eines jungen Mannes als von ihrem Spiegel hörte. Amey war zu gerade, um ihr den Hof zu machen, wenn er gelegentlich an einem

Wochentage ins Haus kam, und seine Höflichkeit ward als werthlose Münze erfunden. Auch schadete ihm die wachsende Gunst des alten Prichard. Es genügte bei Frau Prichard schon, daß ihr Mann etwas lobte, um es zu tadeln und zu verwerfen. Was der eine Pol des ehelichen Magnets anzog, stieß der andere ab. Außerdem lag aber in Amey's Wesen etwas, das Naturen, wie diejenige der Frau Prichard, verletzen mußte: es war der Hauch einer edlern Natur, das Gepräge einer höhern Begabung und Bildung, als sie der Kreis um Frau Prichard aufzuweisen hatte.

Rosette hatte Amey der Schwester als drollig geschildert. Sophie fand dies durchaus nicht. Seine Drolligkeit bestand in der That einzig darin, daß er sich nicht immer so ausdrückte, wie die andern Leute im Jouxthale. Er brauchte zuweilen ungewöhnliche Worte und Redewendungen, die er sich aus seinen Büchern angeeignet hatte. Frau Prichard fand hierin nur eine Sucht, anders zu sein als die andern Leute, wodurch er sich nur lächerlich mache. Er möchte gern was Apartes vorstellen, meinte sie.

So kam Amey in der Gunst der Frau Prichard keinen Schritt vorwärts, während sich sein Chronometer rasch der Vollendung näherte.

Eines Mittags lag derselbe vollkommen fertig vor ihm, von einem starken goldenen Gehäuse eingeschlossen, zu dessen Ciselirung sein Freund die Zeichnung gemacht. Auf der innern Kapsel stand des Verfertigers Vor- und Zuname deutlich eingeschnitten, und Amey dachte an die Zeit, wann erst die Uhren mit diesem Namen aus der Fabrik von Amey Meylan in alle Welt hinauswandern würden. Er glühte vor Verlangen, Rosette das fertige Werk zu zeigen. Mit

geflügelten Schritten eilte er lange vor der gewohnten Zeit der Zusammenkunft mit der Geliebten entgegen. Es war ein prächtiger Herbsttag und das Laubholz zwischen den Föhren begann bereits seine brennenden Purpur- und Goldfarben in das dunkle Immergrün der Fichten- und Tannennadeln hineinzumischen. Amey hatte heute keinen Blick für das zarte goldig flimmernde Laub der Birken, die an einigen Stellen in kleinen Gruppen beisammen standen, noch für die flammenden Eichen, die mit ihren rothen Blättern hier und dort unter den Tannen emporloderten. Er dachte nur an Rosette, und träumte von ihrer Beider Zukunft. Wiederholt zog er seinen Chronometer hervor und maß an ihm die träge fortrückende Zeit. Bei jedem Knistern des trocknen Gezweiges, bei jedem Windhauch glaubte er Rosette's Tritt, das Rauschen ihres Gewandes zu vernehmen; allein sie war es immer nicht. Wie lange hatte schon in der Fabrik von Pombal die Feierabendglocke geläutet; aber Rosette kam nicht. Der Himmel flammte im Purpur der hinweggeschiedenen Sonne über Wald und Felsen auf, und noch immer keine Rosette!

7.

Frau Prichard mußte die Demüthigung erfahren, daß sich Etienne Pombal seiner „alten Freunde" seit der Rückkehr in die Heimath nicht mehr zu erinnern schien. Es war übrigens mit dieser Freundschaft nie weit her gewesen. Wenn Etienne als Collegiast in den Ferien daheim war, so hatte er auch wohl den alten Prichard in seiner Werkstätte besucht

— weil er eben die Zeit mit nichts anderm zu tödten wußte. Frau Prichard oder Rosette waren wahrlich nicht die Veranlassung seiner Besuche. Rosette war damals noch ein Kind, und der Collegiast hatte nur Augen für Mädchen, die älter waren als er selbst. Seitdem hatte Etienne bei einem Geschäftsfreunde seines Vaters in Genf vier Jahre lang den Uhrenhandel im Großen gelernt und war dann auf sechs Monate nach Paris geschickt worden, um sich das Leben dort ein wenig anzusehen, bevor er in das Comtoir seines Vaters trat.

Diese Reise nach Paris war ein unglücklicher Gedanke des alten Pombal gewesen. Das Unglück für Etienne lag darin, daß sein Aufenthalt in der Hauptstadt Frankreichs nicht lange genug gedauert hatte, um durch den blendenden Firniß des dortigen Lebens, welches den jungen Menschen mit allen Sinnen gelockt und betäubt hatte, zu dem wahren Wesen der Dinge durchzudringen. Er hatte gleichsam nur den ersten Schluck aus dem Zauberbecher der Circe gethan. Mit aufgeregter Phantasie, mit heißem Durste kehrte er heim. Er hegte keine Abneigung gegen das Geschäft, das seinen Lebensberuf bildete; aber er empfand die größte dagegen, es auf einem Dorfe zu betreiben. Hätte er Dante gekannt, so würde er bei seiner Rückkehr dessen Ausspruch über den Eingang seines heimathlichen Dorfes geschrieben haben: „Lasset die Hoffnung draußen, die ihr hier eintretet!“ Für ihn war Lieu die Hölle. Da gab es keine Boulevards, kein Bois de Boulogne, keine Opernbälle und keine Wasserkünste von Versaille, kein Mabile und Chateau d'eau, keine eleganten Equipagen und eleganten Toiletten, keine Kafés und keine Grazien, nicht einmal Gasbeleuchtung und am wenigsten

Geschmack. Nichts ringsum, als wirkliche, wahrhaftige Natur, grob Felsen und Wälder und ungehobelte Menschen! Schauderhaft, höchst schauderhaft!

Und wenn er noch jemand gehabt hätte, mit dem er sich von seinem Eldorado hätte unterhalten können! Sein älterer Bruder lachte ihn aus, wenn er von seinen pariser Abenteuern zu erzählen und zu prahlen begann, und seine Schwester Françoise wollte seinem pariser Geschmack nur einen sehr bedingten reformatorischen Einfluß auf ihre Toilette gestatten.

Am schrecklichsten waren indessen für Etienne die Sonntage. Da mußte er nicht nur bei jeder Stunde denken, was er und seine Freunde um dieselbe Zeit in Paris getrieben hatten, was er treiben würde, wenn er jetzt nach Paris käme; sondern er mußte auch am Vormittage regelmäßig dem Gottesdienst in der Dorfkirche beiwohnen. Der alte Pombal hielt darauf, daß keiner von den Seinigen dabei fehlte. Auch war er ein zu guter Christ und Republikaner, um seine Dienstboten am Sonntage durch häusliche Beschäftigungen vom Anhören der Predigt abzuhalten. Dem Gottesdienste folgte daher das einfachste Mittagsessen der ganzen Woche. Man mußte sich mit aufgewärmten oder kalten Speisen begnügen. Und nach der Mahlzeit kein Kaffeehaus, wo man eine Partie Domino hätte spielen oder das „Journal amusant“ lesen können.

Der Vater hätte es vielleicht hingehen lassen, daß den Sohn die einfachen Vergnügungen der Heimath langweilten. Mit großem Verdruß aber bemerkte er, daß Etienne jede Gelegenheit benutzte, um der Geschäftsstube den Rücken zu kehren. Mutter und Schwester hatten oft große Mühe, die

Unwetter des väterlichen Zorns von dem Haupte des Schuldigen abzuwenden, der sich als ein beklagenswerthes Opfer des Schicksals erschien und in der Stille gegen die Tyrannei von Vätern deklamirte, welche die Welt, d. h. Paris, nicht kannten.

Etienne hatte also seine alten Freunde in Lieu vergessen. Eines Tages sah er jedoch Rosette in der Kirche. Als ihm seine Schwester zuflüsterte, wer das Mädchen sei, welches Gnade vor seinen verwöhnten Blicken fand, fühlte er sich sehr geneigt, den lieben Gott für einen Verschwender zu erklären.

War es denn etwa keine Verschwendung, ein so hübsches Gesicht und eine so hübsche Gestalt an ein Dorfmädel wegzuwerfen? Mit einem solchen Gesicht und einer solchen Gestalt hätte sich eine Pariserin wenigstens drei Jahre lang als unumschränkte Königin von Mabile und Beherrscherin des Quartier latin zu behaupten gewußt. Und was stellte Rosette mit solchen Gaben an? Etienne warf einen Blick auf die kurze Taille ihres Kleides, auf ihre Handschuhe von weißem Zwirn, ihre ledernen Schuhe mit dicken Sohlen und zuckte halb mitleidig, halb verächtlich die Schultern. Aber hübsch war sie, das mußte er sich gestehen. Sie fiel ihm wieder ein, als er am Nachmittag auf seiner Stube unter den mancherlei Andenken an seinen pariser Aufenthalt, trockenen Blumen, höchst unorthographischen Briefchen, verknitterten Bandschleifen und dergleichen kostbaren Schätzen wühlte, die er in einem zierlich mit Perlmutter ausgelegten Kästchen verwahrte. Diese Schätze waren noch das einzige Labsal des armen Tantalus, obgleich er sich bei einiger Aufrichtigkeit gegen sich selbst hätte gestehen müssen, daß diese Pfänder

weiblicher Gunst vielmehr erbettelt und heimlich entwendet, als erobert worden waren. Seine Freunde in dem modernen Babel wollten wissen, daß der hübsche, rosenwangige Gebirgssohn viel öfter im Triumphzuge der Schönen aufgeführt worden sei, als daß er triumphirt hätte. Nur war es schlimm, daß er sich vor sich selbst der Verblendung seiner Unerfahrenheit schämte.

Welcher Jammer, dachte er, daß Rosette so gar keinen Geschmack, so gar keine Routine besitzt! Er ging die Reihe seiner weiblichen Bekanntschaften durch, und er erinnerte sich darunter keiner so flammenden Augen, so blühender Wangen, wie Rosette deren besaß.

Einige Tage später begegnete er Rosette und ihrer Schwester im Dorfe. Es war gegen Abend und die beiden Mädchen im Begriff, auf einem Umwege zu dem Stelldichein mit Amey sich zu begeben. Etienne redete sie an. Er drückte sein Erstaunen darüber aus, daß Rosette so groß und hübsch geworden sei. Erinnerte sie sich noch seiner? Rosette's Ja klang eben nicht sehr ermunternd; doch Etienne ließ sich dadurch nicht abschrecken. Der Dorfschönen gegenüber fühlte er die ganze Ueberlegenheit eines Mannes, welcher die so beweglichen pariser Pflastersteine sechs Monate lang unter seinen Sohlen gefühlt hatte.

Rosette und Sophie setzten ihren Weg fort; Etienne blieb an ihrer Seite. Wollten sie ihr Geheimniß nicht verrathen, so blieb ihnen nichts übrig, als umzukehren, und sie thaten es in der Hoffnung, daß Etienne sie wenigstens in der Nähe ihrer Wohnung verlassen würde, wo sie dann hinter dem Hause durch die Tannen wegzuschlüpfen gedachten. Aber Etienne begleitete sie bis an die Hausthüre und

zum Unglück bemerkte ihn Frau Prichard durch das Fenster. Sie öffnete dasselbe sogleich und rief:

Grüß Gott, Herr Etienne! Nein, wer hätte das gedacht, daß Sie so Ihre Freunde vergessen könnten! Warten Sie, das vergeb' ich Ihnen sobald nicht. Ich sagt's gleich, wir bekämen heute noch Gäste. Saß doch die Katz' da eine geschlagene Viertelstund' und hat sich geputzt wie nichts Gut's!

Sie lief von dem Fenster nach der Hausthüre und führte Etienne triumphirend in die Wohnstube, wobei ihre schnelle Zunge nicht eine Sekunde rastete. Nein, wie vortheilhaft er sich verändert hatte; wie groß und kräftig er geworden war! Sie wollte darauf schwören, daß er sich das Haar gefärbt habe: blond sei er weggegangen und schwarz kehre er wieder.

Etienne vermochte nur durch eine stumme Bewegung gegen ihren Verdacht Widerspruch zu erheben.

Freilich, freilich die Zeit, lachte Frau Prichard. Ja, die Rosette ist unterdessen auch ein groß Mädel geworden und ein garstiges dazu, das Sie gar nicht ansehen müssen, Herr Etienne. O, Sie haben Hübscheres draußen gesehen, und gelt, die Augen werden Sie auch nicht niedergeschlagen haben, ha, ha, ha!

Etienne mußte sich auf das Sopha setzen. Nun sollte er erzählen, was er alles draußen gesehen habe.

Rosette blickte verzweifelt nach ihrer Schwester. Um ihre Zusammenkunft mit Amey war es für heute geschehen, das war klar.

Sophie verlor sich aus dem Zimmer, um Amey zu benachrichtigen; doch, wie sie eben zur Hinterthür hinaus

wollte, trat die Mutter in die Küche. Sie hatte es aus dem Gaste herausgefragt, daß derselbe noch nicht zu Abend gegessen, und so mußte Sophie an den Herd. Sie mußte einen Eierkuchen backen und Kaffee machen und dann zum Bäcker nach frischem Brode und zum Krämer nach weißem Zucker laufen. Unterdessen fiel der Mutter ein, daß ihr Gast ein Glas Wein dem Kaffee vorziehen könnte, und wie Sophie zurückkam, mußte sie noch nach der nächsten Pinte.

Die Dunkelheit war völlig hereingebrochen, als sich Sophie endlich fortstehlen konnte. Sie dachte gar nicht an die Finsterniß und die Einsamkeit unter den Bäumen und Felsen. Glühend und fast athemlos langte sie bei der Tanne an. Aber Amey war nicht mehr da. Vorsichtig rief Sophie seinen Namen; doch erfolgte keine Antwort. Die Thränen traten dem Mädchen fast in die Augen; denn sie dachte, wie dem armen Amey zu Muthe gewesen sein müßte, als er so vergebens geharrt und mit welcher Unruhe er wohl fortgegangen wäre. Sie stellte es sich lebhaft vor, während sie sich auf einem von den Steinen ein wenig ausruhete. Es war doch gar zu traurig, daß ein so verständiger, lieber, rechtschaffener Mensch, wie der Amey, von der Mutter über die Achsel angesehen wurde und draußen stehen mußte, während der erste Beste, nur weil er reicher Leute Kind war, so gerade hereinkommen durfte und sicher war, von der Mutter wie ein Prinz aufgenommen zu werden. Sophie war so unmuthig über Etienne, als ob er ihr durch seinen Besuch die eigene Zusammenkunft gestört hätte. Und was wollte er nur bei ihnen? Sie waren doch kein Umgang für ihn. Der Wind rauschte dumpf und schauerlich in den Bäumen. Sophie hatte anfänglich nicht auf ihn geachtet;

jetzt drängte sich ihr seine Stimme auf und ihr ward unheimlich. In demselben Augenblick flog von der Rothtanne ein Rabe krächzend auf. Sophie schnellte erschrocken empor und eilte nach Hause.

8.

Es ereignete sich in der Folge öfter, daß Sophie sich allein bei der Tanne einfand, um das Ausbleiben ihrer Schwester zu entschuldigen. Die Besuche Etienne's wurden häufiger.

Rosette konnte sich freilich nicht mit jenen pariser Schönen vergleichen, deren geschmackvolle Toilette und Koketterie ihn mehr als ihre Reize geblendet hatten. Aber Rosette war hübsch, und so lohnte es wohl der Mühe, die Langeweile des Dorflebens durch ein Liebesabenteuer zu verkürzen. Doch war ein Liebesabenteuer mit einem Mädchen möglich, welches Zwirnhandschuhe und plumpe Lederschuhe mit knarrenden Sohlen trug? Wie würden ihn seine pariser Freunde auslachen! Rosette war ohne Zweifel ein Diamant; aber derselbe mußte erst geschliffen und gefaßt werden, um zu seiner wahren Geltung zu gelangen. Etienne beschloß, sich dieser Arbeit zu unterziehen, und er begann sie mit einem Eifer, der ihm selber sehr gefährlich wurde. Er vergaß darüber ganz den siegessichern Ton, mit dem er anfangs wie ein kleiner Cäsar dem Mädchen gegenüber getreten war.

Rosette lachte ihn aus und sie spöttelte wohl hinter seinem Rücken, es sei ein Schneider an ihm verdorben; aber es schmeichelte ihr doch, von einem Manne, der so viele

schöne, vornehme Damen gesehen hatte, der Beachtung werth gefunden zu werden.

Etienne versicherte ihr, daß es nur von ihr abhinge, diesen Damen — nicht gleich zu kommen, sondern sie zu übertreffen. Sie hätte zum Beispiel so prächtiges Haar; warum trüge sie es nicht nach städtischer Weise, etwa wie seine Schwester?

Frau Prichard stimmte ihm eifrig bei. Rosette sollte es einmal versuchen.

Später als gewöhnlich — der Vater war bereits in seine Werkstätte gegangen — und roth vor Verlegenheit kam Rosette am folgenden Morgen zum Frühstück. Sie hatte den Versuch gemacht und die Mutter fand sie jetzt noch um vieles reizender als sonst. Sophie betrachtete die Schwester mit mißbilligender Verwunderung. Sie meinte, es sei nicht passend für Rosette, daß sie der Françoise nachahme; alle verständigen Leute würden sie auslachen.

Die verständigen Leute! fuhr die Mutter gegen ihre ältere Tochter auf. Ja, wenn du es dir herausnehmen wolltest, dir die Haare anders zu machen, als es im Dorfe Brauch ist, so hätten die Leute allerdings Grund, dich auszulachen; aber Rosette ist nicht du.

Rosette fühlte indessen, daß ihre Schwester Recht hatte, und sie wollte auf ihre Kammer, um das mühselig zu Stande gebrachte Werk wieder zu zerstören. Die Mutter, welche ihre Absicht errieth, verhinderte sie durch einen Machtspruch daran.

Etienne bestätigte bei seinem nächsten Besuche nicht nur das Urtheil der Mutter: er war entzückt, und Rosette schaute mit unverhohlenem Vergnügen in den Spiegel, um sich zu

überzeugen, ob sie wirklich so reizend und pikant aussähe, wie der junge Mann versicherte. Sie war gespannt, wie sie Amey gefallen würde.

Amey bemerkte anfänglich die Veränderung nicht, und als ihn Rosette darauf aufmerksam machte, schalt er sie lächelnd ein eitles Närrchen.

Aber gefalle ich dir denn so nicht besser? fragte sie kleinlaut.

Er schüttelte den Kopf. Je einfacher, je hübscher, sagte er. Es paßt doch nicht in deinen und meinen Stand, es zu machen wie die reichen, vornehmen Leute.

Rosette schmollte. Sie meinte, je hübscher sie aussähe, je mehr müßte sie ihm gefallen.

Er versicherte dagegen, daß seine Liebe dadurch um keinen Gran vermehrt oder vermindert werden könnte.

Es ist dir also ganz gleichgültig, wie ich aussehe, rief sie und begann zu weinen.

Er wollte ihre Thränen hinwegscherzen; dieselben flossen nur um so reichlicher. Er seufzte. Dann faßte er sanft ihre Hand. Wie war es nur möglich, daß ihn seine geliebte Rosette so mißverstehen konnte? Seine Liebe bezwang ihre Thränen und die Versöhnung war so süß, wie das erste Geständniß der Liebe. Dennoch war in Rosette's Herzen ein kleiner Stachel verletzter Eitelkeit zurückgeblieben, und es verrieth sich dies, als sie Abends beim Schlafengehen gegen Sophie äußerte: Er sagt mir auch nie was Hübsches.

Aber er liebt dich ja! versetzte Sophie eifrig.

Ist denn das so was Schmeichelhaftes? fragte Rosette. Das thun die Andern auch.

Ja, rief die Schwester, wenn die es nur ehrlich mein-

ten. Ich denke, es giebt nichts Schmeichelhafteres für ein rechtschaffenes Mädchen, als wenn es ein redlicher, tüchtiger Mensch liebt. O, Rosette, fühlst du es denn nicht, wenn dich der Amey liebt, daß es nicht wegen deiner Hübschheit ist, sondern weil er dein gutes Herz erkennt?

Sie umarmte und küßte die Schwester mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit. Rosette war beschämt. Sie fühlte sich nach ihrem Gewissen gut; allein es war für sie ein Unglück, daß sie Amey nur wenige Minuten sah, während Etienne fast täglich Stunden lang bei ihr in der Stube saß und von den Wundern der Hauptstadt Frankreichs erzählte. Diese Erzählungen hörten sich gar zu hübsch an, und in welchem Mädchenherzen wäre nicht wie in dem Rosette's der Wunsch entstanden, einmal einen Blick in diese Wunderwelt zu thun? Etienne betheuerte ihr wiederholt, daß sie nicht nur würde zuzusehen brauchen; denn sie sei viel zu schön, um unbeachtet zu bleiben. Er schwor, daß sie alle jene Damen in Schatten stellen würde, wenn sie in moderner, geschmackvoller Toilette unter dieselben träte.

Wahrlich, es ist ein Jammer, rief er feurig, wie Sie sich durch diese plumpe Tracht entstellen! Sie haben den schönsten Wuchs, Fräulein Rosette, einen hübschen Fuß, aber alles das geht verloren!

Er brachte einige Modekupfer mit, und es hielt nicht schwer, Frau Prichard zu überzeugen, daß es ihre mütterliche Pflicht sei, Rosette's äußeren Menschen diesen Vorbildern anzunähern.

Etienne öffnete sein pariser Reliquienkästchen nicht mehr. Er lachte der Narben. Seine Blicke und Worte verriethen immer deutlicher und schmeichelhafter, wie sehr ihn Rosette's

Reize bezauberten. Er war so verliebt, wie man nur mit einundzwanzig Jahren sein kann. Sein Aufenthalt in Paris war zu kurz gewesen, um sein Herz zu tödten, um es mit der Schlechtigkeit zu vergiften, zu der sich seine Zunge aus Ehrgeiz bekannte, damit ihn seine Freunde für ebenbürtig gelten ließen. Der Lovelace in der Theorie, erwies sich in der Praxis als ein gutmüthiger, verliebter Mensch, allerdings ohne moralischen Halt.

Frau Prichard sorgte dafür, daß Rosette über seine Gefühle nicht im Unklaren blieb. Sie sang sein Lob in allen Tönen und malte ihrer Tochter das prächtige Leben, das ihrer harrte, wenn sie einen Mann bekäme in Etienne's Lage. Und warum sollte denn Etienne selbst nicht der lang erwartete Rechte sein? War es doch nicht unerhört in der Welt, daß der Sohn eines Fabrikanten eine Handwerkerstochter heirathete, die durch ihre Schönheit jeden Reichthum aufwog.

Der armen Rosette ward dabei immer heißer und beklommener zu Muth. Sie wollte, sie hätte Etienne nie kennen gelernt, und sie wünschte oft, wann er fortging, daß er nie wiederkäme! Dann sagte sie sich auch, daß die Mutter jetzt noch mehr gegen eine Verbindung mit Amey sich sträuben würde. Sah sie doch, wie auch Camard durch den Sohn des Fabrikanten in der Schätzung der Mutter mehr und mehr verlor. Diese ließ jetzt Rosette's Mangel an Aufmerksamkeit gegen den jungen Müller ungerügt hingehen; ja sie äußerte sich gegen ihre Tochter verwundert, daß der Müller sich noch alle Sonntage einstellte: er müßte doch fühlen, wie lästig er sei.

Der Müller fühlte dies keineswegs. Sein gesunder

Menschenverstand traute es der Frau Prichard nicht zu, daß sie im Ernst daran dächte, ihre Tochter in die Familie des reichen Fabrikanten einzuschmuggeln. Aber sein zur Eifersucht geneigter Charakter war nicht im Stande, Rosette's Vernachlässigung gleichmüthig hinzunehmen, und sein Benehmen gegen Etienne, wann er mit demselben in dem Hause des Böttichers zusammentraf, ward immer rücksichtsloser, brutaler. Es grollte in seiner Stimme wie heraufziehendes Gewitter. Eines Tages vergaß er sich so weit gegen den jungen Pombal, daß ihm der alte Prichard derb den Text lesen mußte.

Dieses Benehmen Camard's zeigte dem Mädchen das Loos, welches ihrer an der Seite des Müllers gewartet hätte, im hellsten Lichte. Um so dankbarer war sie Etienne, daß er sie davor bewahrte. Und wie gewandt und zuvorkommend sein Benehmen, wie elegant er stets war! Immer erschien er, wie eben aus dem Schmuckkästchen genommen. Rosette sann darüber nach, woher es doch käme, daß Amey, welcher unstreitig der männlich schönere von beiden war, sich in seinem Sonntagsstaate so unbehülflich neben Etienne ausnahm? Nun, Amey's Sonntagskleider waren eben nicht nach der neuesten pariser Mode gefertigt und er gab nicht viel auf das Aeußere. Rosette hätte ihn gern bewogen, mehr Sorgfalt auf seinen äußern Menschen zu verwenden. Amey lachte sie gutmüthig aus. Für einen Arbeiter ging er schon viel zu modisch; reiche Leute könnten sich putzen.

Das Wort: „Arbeiter“ fiel mit einem schrillen Ton in Rosette's Ohr. Sie die Frau eines Arbeiters! Vielleicht war das Ziel, dem Amey nachstrebte, doch unerreichbar und die Hoffnung, die er auf seinen Chronometer baute, so eitel,

wie die Mutter behauptete? Rosette erschrack, als sie es zuerst dachte; doch der Gedanke kam wieder. Sie die Frau eines Arbeiters, während Etienne ihr das Leben ausmalte, das ihrer in Paris wartete, wenn sie dessen Mittelpunkt sein wollte. Sie flüchtete mit fieberhaftem Ungestüm in Amey's Arme. An seiner Brust, unter seinen treuen klaren Augen wich der Versucher von ihr. Allein je häufiger Etienne kam, je seltener konnte sie sich in Amey's Liebe Trost suchen. Ihm that ihre stürmische Zärtlichkeit mehr weh als wohl; doch ahnte er nicht die wahre Ursache ihres veränderten, aufgeregten Wesens, nicht die Reue über die schuldigen Gedanken, die während seiner Abwesenheit in ihrem Herzen wühlten. Er liebte sie so ohne jeden Rückhalt, daß er an ihrer Liebe nicht zu zweifeln vermochte. Nicht die Bewerbungen Etienne's, sondern die Eitelkeit der Mutter fürchtete er. Wie konnte Rosette an der stillen Häuslichkeit, in der er sich sein späteres größtes Glück ausmalte, Gefallen finden, wenn sie sich von dem Beispiel der Mutter verführen ließ, die Befriedigung ihrer Eitelkeit der ihres Herzens vorzuziehen? Auch jetzt noch entschuldigte er ihre Schwäche mit ihrer Jugend und Unerfahrenheit. Er kämpfte dagegen, indem er ihr die Nichtigkeit der Dinge, auf die sie so viel gab, eindringlich vorstellte, und ihr so recht die Innigkeit und Tiefe seiner Liebe zeigte. In solchen Augenblicken erschien ihr Etienne fast so widerwärtig als Camard.

Ihr Benehmen gegen den jungen Pombal war in Folge ihrer innern Unruhe und Zerrissenheit so ungleich wie möglich. Bald zeigte sie sich ausgelassen lustig, bald niedergeschlagen und traurig. Jetzt stimmten sie die Schmeicheleien Etienne's und die Reden der Mutter freundlich und liebens-

würdig, dann zog sie sich wieder scheu zurück und wies Etienne unartig und heftig zurück. Wäre es ihre Absicht gewesen, ihn zu erobern, sie hätte mit aller Ueberlegung nicht erfolgreicher verfahren können. Etienne wurde glühender und in seiner Gluth kühner, da er aus einigen Andeutungen der Mutter auf eine für ihn höchst schmeichelhafte Ursache von Rosette's ungleichem Benehmen schließen zu dürfen glaube. Frau Prichard war diesmal wirklich überzeugt, richtig gerathen zu haben, und Etienne hätte sein Erbrecht dafür hingegeben, wenn er seinen pariser Freunden die Eroberung, die er gemacht zu haben wähnte, hätte zeigen können. Wie sie ihn beneiden würden, wenn er mit der schönen Rosette am Arm unter ihnen erschiene!

Eines Nachmittags brachte er ihr ein Paar Glacéhandschuhe. Rosette war allein in dem Wohnzimmer. Sie betheuerte, es sei keine Möglichkeit, daß ihr die Handschuhe paßten: ihre Hände seien so breit. Etienne fürchtete das Gegentheil; er nahm ihre Hand und maß, und als sie ihm verlegen gestand, daß sie nicht wüßte, wie sie in die schmalen Dinger hineinkommen sollte, zog er selbst ihr die Handschuhe mit meisterhafter Geschicklichkeit an. Es mochte wohl ein schweres Stück Arbeit sein; denn das Blut trat ihm in die Wangen, wie er die Fingerlinge mit vorsichtiger Langsamkeit über die warme Hand streifte und glättete und endlich den Knopf schloß. Feurig versicherte er, Rosette hätte eine so elegante Hand, wie nur je eine in einem Handschuh gesteckt. Rosette hielt ihre beiden Hände neben einander und lachte, und er faßte beide und küßte die unbedeckte wiederholt, während er die andere drückte. Rosette lächelte. Dann wies er ihr die nicht minder schwere Kunst des Hand-

schuhausziehens. Die Oese des Handschuhknopfes hatte auf Rosette's weißem Arm ein rothes Fleckchen zurückgelassen. Etienne wußte ein vortreffliches Mittel dagegen. Das Fleckchen auf dem Arm verschwand unter Etienne's Lippen; dafür kam es auf Rosette's Wangen wieder zum Vorschein und überzog dieselben ganz mit seiner Röthe.

Etienne war ein so eifriger Lehrer und Rosette eine so eifrige Schülerin gewesen, daß sie beide nicht gemerkt, wie inzwischen Sophie in der Thüre erschienen und wieder verschwunden war.

Sophie war so erschrocken, als ob sie selbst auf der That ertappt worden wäre. Rosette hieß sie mit Heftigkeit schweigen, als ihr Sophie Abends in der Schlafkammer sagte, was sie gesehen. Aber Sophie schwieg nicht. Hatten denn alle diejenigen Eigenschaften Amey's, welche ihm Rosette's Liebe gewonnen, so plötzlich ihren Werth verloren, oder war Amey plötzlich ein Anderer geworden?

Rosette ward roth, der Trotz ihres bösen Gewissens brach, und sie schwur mit Thränen, daß sie Amey noch liebe wie immer.

Ach nein, das ist nicht wahr, entgegnete Sophie traurig. Wenn du ihn liebtest, dann konnte nicht geschehen, was ich sah. Dann kannst du keinen Augenblick auf das hören, was dir Etienne vorschwatzt. Das Leben in einer großen Stadt, schöne Kleider und Geld können allein doch keinen Menschen glücklich machen. Und bist du denn gewiß, daß dir das alles zufällt, wenn du dich von Amey abwendest?

Sie hielt Rosette vor, daß sie mit keinem so glücklich werden könnte, als mit Amey. Ach, es war nicht wohlgethan, daß sie Amey abgehalten, gleich offen um ihre Hand zu werben.

Rosette rang verzweifelt die Hände und wünschte, sie wäre todt!

Dann wäre allerdings alles Schwanken, alle Schwäche zu Ende gewesen. Dann hätte sie keines Muthes bedurft, um für ihre Liebe gegen die Verlockungen Etienne's und die Beredsamkeit der Mutter einzustehen. Dann hätte ihr Herz sie jetzt nicht zu Amey, und jetzt ihre entzündete Einbildungskraft nicht zu Etienne hingezogen. Dann wäre die Qual der Reue ausgelitten, die sie an Amey's Brust folterte, daß sie ihr Ohr nicht Etienne verschloß. Dann hätte sie Amey's liebevolles Auge nicht wie das eines strafenden Richters selbst in ihre Träume verfolgt, während sie an Etienne's Seite fröhlich umhergaukelte und seine einschmeichelnden Worte eintrank. Dann hätten sie die Vorstellungen, Bitten und Beschwörungen der Schwester nicht mit Schwindel vor dem Glück erfüllt, zu dem sie die Mutter drängte.

Was konnte Sophie in diesem Augenblick auf den verzweifelten Wunsch der Schwester thun, als mit ihr weinen? Die Thränen galten der Schwester und Amey zugleich. Rosette war so gebrochen, daß Sophie dieselbe wie ein Kind auskleiden und zu Bett bringen mußte. Sophie blieb noch lange auf dem Rande ihrer Bettstelle sitzen, nachdem Rosette erschöpft eingeschlafen war. Es waren trübselige Gedanken, die sie beschäftigten. Die gänzliche Muthlosigkeit der Schwester zeigten ihr die Wolken über Amey's Lebensglück in unheimlicher Schwärze. Durfte sie unthätig zusehen, wie sich dieselben vernichtend entluden? Sie fühlte, daß sie eine ganze Welt voll Hindernisse nicht entmuthigen würde, wenn sie liebte.

9.

Es war ein rauher, trüber Herbsttag. Die Wolken hingen wie eine schwere Decke über dem schmalen Thale und verbargen die Kämme der Jurazüge. Der Wind brauste hohl in dem Wipfel der Rothtanne, der Zeugin so mancher glücklichen Stunde. Diese Stunden waren dahin wie der Sommer, und in dem Gemüth Amey's, der auf dem Steine unter der Tanne saß, war es herbstlich trübe. Dahin der heitere Sinn, der ihn sonst im Kreise der Seinigen, wie bei der Arbeit beseelte. Er war mit jedem Tage stiller geworden und die Arbeit hatte aufgehört, seine Freude zu sein. Doch das mußte ja wieder anders werden; es war kindisch, vom Geschick nur sonnige Tage zu erwarten.

Auch jetzt noch kein Zweifel an der Liebe und Treue Rosette's in seiner Seele! Auch jetzt noch erschien ihm Frau Prichard als die einzig Schuldige. Nur ihre Eitelkeit und ihren Ehrgeiz klagte er an. Noch gab er nichts verloren. Mit dem Entschluß, durch einen entscheidenden Schritt der Geliebten die langentbehrte Ruhe wiederzugeben, und so die alte Sonne des Glücks an ihrer beider Himmel wieder heraufzuführen, war er gekommen.

Er hatte noch nicht lange gewartet, als sich die beiden Schwestern vom Dorfe her, dem Lauf des Baches entgegen, welcher die Räder in der Fabrik Pombal's trieb, näherten. Amey sprang auf; allein Rosette eilte nicht wie sonst, sobald sie seiner ansichtig wurde, der Schwester voraus, noch warf sie sich mit der Heftigkeit, die ihr in der letzten Zeit eigen gewesen war, an seine Brust. Wie mit einem innern

Widerstreben sank sie in seine Arme. Sie sah blaß aus, und als Amey ihre Hand faßte, fand er sie eisigkalt. Er fragte, ob sie krank sei? doch Rosette verneinte es.

Es ist so kalt und so unheimlich hier, sagte sie, sich tiefer in ihr Tuch hüllend.

Unheimlich? fragte er etwas befremdet.

Ich weiß nicht, entgegnete sie fröstelnd; mir ist den ganzen Tag so gewesen. Ich habe die Nacht einen so schrecklichen Traum gehabt.

Und dieser Traum quält dich noch im Wachen? Das muß ja wirklich etwas Schreckliches gewesen sein, scherzte er. Erzähl' nur, da wird's vergehen!

Er zog sie neben sich auf den Stein nieder, wo er vorher gesessen hatte. Sie schwieg einige Sekunden unschlüssig; endlich sagte sie, sich näher an ihn drängend, und ohne die Blicke zu Amey zu erheben: Ich weiß nicht mehr alles, wie es war; aber du und der Etienne, ihr war't mit einander in Streit gerathen, und du warst so zornig, daß ich mich vor dir fürchtete.

Da muß ich ja wirklich gar grimmig gegen den armen Burschen gewesen sein, lächelte er.

Das warst du auch, bekräftigte sie. Ich kannte dich gar nicht mehr, und wie ich für den Armen bat und weinte und die Hände rang, da stieß'st du mich wüthend weg. Du hobst die Hand gegen ihn auf, und dann floß Blut von seiner Stirn. Ich wollte es stillen, aber es floß immer fort und es wurde ein See daraus, der immer höher stieg, daß ich und der Etienne darin zu ertrinken drohten. Da wachte ich vor Entsetzen auf.

Sie schauderte.

Also für den Etienne batest du? lächelte er, und doch lag eine trübe Falte zwischen seinen Brauen. Was hatte er mir denn gethan?

Ich hab's vergessen, versetzte sie leise. Als ich erwachte, konnte ich mich nicht mehr darauf besinnen.

Amey schwieg einige Zeit nachdenklich, dann sagte er: Du bist wirklich krank, Liebe, darum ängstigt dich der Traum so. Ich bin bös' auf den Etienne, daß er einen solchen Popanz aus mir macht; das sollte er nicht einmal im Traume.

Rosette blickte scheu zu ihm auf. Er schaute sie freundlich an; ihr aber schlug das Gewissen.

Wir müssen dafür sorgen, daß du wieder ruhig schläfst, sagte er, und Rosette unterdrückte einen Seufzer.

Versprich mir nur, daß du dem Etienne nichts zu Leide thun willst, flüsterte sie ängstlich. Er ist so gut; gewiß und wahrhaftig, er ist's.

In Amey's Blick erlosch plötzlich die Freundlichkeit; doch nur einen Moment, und er sagte wieder in dem frühern Ton: Im Gegentheil, ich will Böses mit Gutem vergelten, und er wird das auch einsehen und mir später danken. Ich will mit deinem Vater und dann mit der Mutter sprechen. Es ist die höchste Zeit.

Rosette zuckte tödtlich erschrocken zusammen.

Aber du versprachst mir zu warten, stammelte sie, bis — bis —

Bis es zu spät ist, ergänzte er düster.

Die Mutter wird nie ihre Einwilligung geben, bebte sie, während ein kalter Angstschweiß ihre Stirn bedeckte.

Wir haben freilich vergebens gewartet, entgegnete Amey,

daß sie mir freundlicher würde, und wenn es sich auf der Ausstellung ausweisen sollte, daß ich in meinem Fache nicht mehr zu leisten vermag, als tausend Andere, so würden wir in alle Ewigkeit vergebens warten. Dann wäre es ja besser, hältst du den Widerstand der Mutter für unbesiegbar, daß wir gleich jetzt mit blutenden Herzen einander entsagten. Dann giebt es kein Glück für uns beide.

Rosette sah ihn mit einem starren Blick an. Er fuhr, sie inniger an sich ziehend, fort:

Aber ich halte den Widerstand der Mutter nicht für unbesiegbar. Der Wille des Vaters, deine und meine Liebe werden sie bezwingen. Was kann sie denn dagegen thun, wenn wir Andern alle wollen? Du fürchtest dich vor den Quälereien, die du inzwischen von der Mutter auszustehen haben würdest; doch, süßes Herz, du hast schon jetzt um deiner Liebe willen zu viel von ihr gelitten.

Rosette fing an zu weinen.

Amey suchte sie liebkosend zu beschwichtigen.

Du reibst dich dabei auf, arme Seele, sagte er, und das muß ein Ende nehmen. In jedem Falle wird's entschieden. Wir brauchen dann entweder das Auge der Mutter nicht mehr zu scheuen, wir sind glücklich, oder — Aber nein, nein, rief er lebhafter, es ist ja kein vernünftiger Grund denkbar, warum sie unserem Glück entgegen sein sollte.

Rosette weinte heftiger. Es waren Thränen der Rathlosigkeit. Der Augenblick war da, wo sie sich für Etienne oder Amey entscheiden mußte und die Gegenwart des letztern hatte schon nicht mehr die Macht, den Gedanken an den jungen Pombal ganz zu verdrängen. Sie fand kein anderes Auskunftsmittel als das gewöhnliche der Schwäche: Aufschub,

Zeitgewinn. Ihr Bangen vor dem Verlust des Einen oder des Andern spiegelte sich lebhaft in ihren Bitten, die Sachen vorläufig noch so fortgehen zu lassen. Nur bis zur Preisvertheilung auf der Ausstellung möchte er noch warten; das hatte er ihr ja versprochen. Mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit stellte sie ihm vor, daß es doch gar zu schrecklich sei, wenn sein Schritt jetzt erfolglos bliebe, und er erhielte dann später wirklich den erwarteten Preis.

Ihre Angst, ihre Schwäche, ihre Zärtlichkeit erfüllten ihn mit Mitleid und Rührung, und sie war so schön, wie sie mit feuchten Augen ihm ins Gesicht blickte, während ihre Arme um seinen Nacken geschlungen waren. Wie froh sie auflächelte, als er endlich nachgab! Wie glühend ihre Lippen da die seinigen versiegelten!

Nun wohl, sagte er, wir wollen noch warten; denn ich ertrüg's eben so wenig wie du, dich zu verlieren. Aber du mußt indessen von Seiten der Mutter Ruhe haben. Er schwieg nachdenklich und Rosette sah ihn gespannt an. Mißversteh' mich nicht, liebes Herz, begann er endlich mit einiger Verlegenheit, ich weiß, du kannst nichts dazu; aber die Mutter würde gewiß aufhören, dich zu quälen, wenn der junge Pombal nicht so häufig zu euch käme. Er selbst muß ja einsehen, daß seine Besuche zu nichts führen können. Er findet wohl einen andern Zeitvertreib für seine Langeweile. Ich will mit ihm sprechen.

Rosette schnellte entsetzt auf. Um Gotteswillen, Amey, rief sie, was willst du thun? O mein Traum! mein Traum!

Er beruhigte sie lächelnd. Kein Haar sollte dem Etienne gekrümmt werden. — Ich will ihm sagen, fuhr er fort, welche Rechte du selbst mir auf dein Herz und deine Hand

eingeräumt hast, und wenn er so gut ist, wie du versichertest, so wird er einsehen, daß er wegbleiben muß.

Rosette stand keines Wortes mächtig da, alles Blut war aus ihren Wangen entwichen und die Kniee drohten unter ihr zu brechen.

Ich werde ihm sagen, daß er unter allen Umständen wegbleiben muß, und du wirst fortan Ruhe haben.

O, was wird er nur von mir denken! jammerte Rosette in der größten Pein.

Von dir? fragte Amey erstaunt.

Rosette aber fuhr in ihrer Aufregung fort: Und wenn er nicht nachgiebt?

Unmöglich! rief Amey. Was meinst du nur? Doch freilich diese jungen reichen Herren haben mitunter wunderliche Gedanken, wenn es ein armes Mädchen unter ihrem Stande gilt. Aber dann ist er nicht gut, wie du sagst. Dann ist er schlecht und ehrlos. Das werde ich ihm sagen und werde ihn danach behandeln.

Rosette schrie auf. Er ist nicht schlecht, rief sie mit fliegendem Athem, und du wirst ihm ein Leid's thun — und — und —

Sie rang verzweifelt die Hände.

Amey richtete einen durchdringenden Blick auf die Verzweifelte, und dieser Blick wurde trüber und trüber. Zum zweitenmale durchzuckte ihn ein unheimlicher Blitz.

Du bist sehr besorgt um diesen Burschen, sagte er, aufstehend. Dann fuhr er mit einem an Feierlichkeit streifenden Ernst fort: Rosette, liebst du mich?

Sie flog auf ihn zu. O, ich liebe dich! ich liebe dich, Amey!

Sie umschlang ihn und preßte ihr Gesicht an seine Brust. Sie schluchzte und zitterte.

Ich glaube dir, sagte er leise. Du würdest es mir sagen, wenn du mich nicht mehr liebtest, nicht wahr?

In diesem Augenblicke näherte sich Sophie hastig dem Paare und flüsterte: Es kommt jemand.

Die Liebenden ließen von einander, und Amey lauschte. Es blieb alles still.

Sophie versicherte, sie hätte sich nicht getäuscht, sie hätte pfeifen hören, und sie wies nach den Bergen.

Da krachte von dorther, doch ganz in der Nähe, ein Schuß. Die Mädchen schrieen erschreckt auf.

Hurrah, rief eine Stimme, so habe ich doch nicht vergebens gejagt!

Es war Etienne, der jetzt lachend zwischen den Büschen die Felsen herabgestiegen kam, die abgeschossene Flinte in der Linken.

Etienne war seit dem Herbst ein eifriger Jäger geworden; allein das einzige Wild, welches er tödtete, war die Zeit. Die Jagd bot ihm einen vortrefflichen Vorwand, der Geschäftsstube des väterlichen Hauses so manchen halben Tag den Rücken zu kehren.

Rosette war noch blasser geworden, als sie Etienne gewahrte. Sie warf Amey einen ängstlich bittenden Blick zu und drückte das Taschentuch rasch gegen die Augen, um die Spuren ihrer Thränen zu verwischen. Amey schaute eben nicht freundlich auf seinen Nebenbuhler, der jetzt mit den Worten herantrat: Welches Glück, Fräulein Rosette! Hätte ich Sie nicht getroffen, so hätte ich ohne Beute heimkehren müssen.

Bedanken Sie sich doch, Fräulein Rosette, sagte Amey trocken, daß Herr Pombal die Güte hat, Sie als seine Beute heimführen zu wollen!

Sie haben Recht, lachte Etienne gutmüthig, der Vergleich hinkt. Die Beute führt vielmehr mich heim, wenn ich Sie nämlich begleiten darf.

Der Nachsatz galt Rosette, welche sich zu einem Lächeln zu zwingen suchte, und flüsternd fragte er sie: Wie kommt denn der Uhrmacher hierher?

So leise die Frage auch geflüstert worden war, Amey's scharfes Ohr hatte sie doch vernommen, und verletzt durch den vertraulichen Ton Etienne's, der ihm als Anmaßung erschien, trat er einen Schritt näher. Sophie kam jedoch der Antwort, die auf seinen Lippen schwebte, zuvor, indem sie ihre Hand mit Nachdruck auf seinen Arm legte und sagte: Wir gingen aus, um frische Luft zu schöpfen, und kehren mit zwei Gästen heim. Der Vater wird sich über den Zufall freuen.

Alle vier gingen nach dem Hause des Böttichers, Rosette schweigend, während Etienne munter plaudernd neben ihr her ging. Sophiens Worte lähmten ihre Zunge. Sie schalt in ihrem Herzen die Schwester, daß sie Amey zum Mitgehen aufgefordert. Sie hatte nicht Zeit gefunden, Amey von seiner Absicht zurückzubringen, mit Etienne Rücksprache zu nehmen, und sie zermarterte ihren armen Kopf, wie sie es anstellen sollte, daß die beiden jungen Leute nicht zusammen fortgingen.

Frau Prichard ließ die zufällige Begegnung, auf deren Rechnung auch Amey's Besuch gestellt wurde, gelten. Amey

kam ihr, wie immer, wenn Etienne zugegen war, sehr gelegen, um diesen letztern auf Kosten Jenes schlauer Weise in Rosette's Augen zu erheben. Amey war zu gerade und arglos, um die Fallen zu ahnen, die ihm das diplomatische Genie der Frau Prichard stellte. Heute waren ihre Kunststücke indessen für Rosette verloren. Diese strebte vergebens, ihre sonstige Unbefangenheit in Amey's Gegenwart zur Schau zu stellen. Auch traf ihn keiner jener Blicke, durch die sie ihn sonst heimlich entschädigt hatte. Sie vermied sein Auge; aber sie hatte das Gefühl, daß dasselbe unablässig auf ihr ruhte. Sie ward immer aufgeregter, wiederholt wechselte sie die Farbe und brach zuweilen ohne jede Veranlassung in ein nervöses Lachen aus. Vergebens ihre Hoffnung, daß sich Amey früher als sein Nebenbuhler entfernen werde. Erst als Etienne fortzugehen Miene machte, griff auch Amey nach seinem Hut.

Ach, Mutter, rief Rosette hastig, sieh nur, wie wundervoll hell der Mond scheint. Wie wär's, wenn wir ein Stückchen Wegs mitgingen. Sophie und Papa kommen auch mit; wir gehen alle.

Der alte Prichard fand für seinen Theil keinen Geschmack an Rosette's Vorschlag: er mußte morgen früh aus dem Bette. Er hatte indessen nichts dagegen, daß die Frauen gingen.

Vor der Thüre stieß Rosette einen kleinen Schrei aus, als ob sie ausgeglitten wäre, und rasch schob sie ihren Arm unter den Etienne's. Den andern Arm bot Etienne der Mutter. Amey folgte mit Sophie. An der Ecke, wo die Gasse von der Hauptstraße nach der Fabrik abbog, wollte

sich Etienne empfehlen. Rosette aber rief scherzend: Nein, nein, wir begleiten Sie bis vor die Hausthüre, es könnte Ihnen sonst doch noch ein Unglück begegnen.

Amey grüßte und ging rasch davon, während Etienne ernstlich, doch vergebens, eine weitere Begleitung ablehnte.

Die Fenster der elterlichen Wohnstube gingen auf die Dorfgasse hinaus, und Rosette war so geräuschvoll in ihrer Munterkeit. Unbehaglich und kleinlaut fügte er sich dem Willen des Mädchens; er wagte nur noch zu flüstern.

Amey ging langsamer, sobald er das Dorf hinter sich hatte. Schwere, schmerzliche Gedanken nagten an seiner Seele. Er hatte den Funken des Argwohns, den Rosette's allzugroße Besorgniß um Etienne in seine Brust geworfen, zunächst nicht weiter beachtet. Die Betheuerungen ihrer Liebe hatten ihn ausgelöscht, wie er wähnte. Aber das folgende Benehmen der Geliebten und ihr unverkennbares Bemühen, ihn an der Unterredung mit Etienne auf dem Heimwege zu hindern, hatten den verderblichen Funken neu und stärker angefacht. Wie ein Todtwunder stöhnte er auf, tief und schmerzlich. Dann rang er mit dem glühenden, stechenden Gefühl. Rosette war freilich schwach und eitel; doch falsch? Nein, es war unmöglich, falsch konnte sie nicht sein! Er rief jeden Umstand herbei, der sie von dieser Anklage rechtfertigen konnte. Allein ihr Benehmen während der letzten Wochen fiel gegen sie in die Schale. Er wurde die Erinnerung nicht los, wie sich in ihre unbefangene Herzlichkeit allmälig ein fremder Ton, eine Unruhe, eine Hast und Fieberhaftigkeit gemischt hatte, und dann der heutige Abend! Glied um Glied verlängerte sich die Kette der Beweise, die

sein Vertrauen, sein Lebensglück, sein Alles erwürgten. O, so jung noch, ächzte er, und schon so falsch! Dann brauste sein Zorn auf und er warf alle Schuld auf die thörichte Mutter. Doch was nützte es, die Schuld, wenn auch mit Recht, der Mutter zuzuschieben: Rosette ward ihm dadurch nicht wiedergegeben; sein reines Glück nicht wiederhergestellt. Es war freilich furchtbar, wenn ihn Rosette nicht mehr liebte, und er wußte nicht, wie er es tragen sollte; aber ihn nicht mehr lieben und ihn mit Betheuerungen der Liebe täuschen, das war noch schrecklicher. Er war von diesem Gedanken so zermalmt, daß ihm die Füße den Dienst versagten, und er mußte sich an einen Baum an der Straße lehnen. So lehnte er lange Zeit und starrte vor sich hin. Nein, eine solche Doppelzüngigkeit bei so jungen Jahren war doch zu ungeheuer. Sie war gewiß noch viel schwächer, als er es gedacht hatte; wie aber war es noch möglich, an Treue und Aufrichtigkeit in der Welt zu glauben, wenn dieses junge Geschöpf log? Sie stand vor ihm in ihren frisch blühenden Reizen, kaum den Kinderschuhen entwachsen, und die Hände krampfhaft in einander faltend, rief er: Gott der Barmherzigkeit, nur nicht falsch, laß sie nur nicht falsch sein!

Langsam trocknete er sich die in Schweiß gebadete Stirn und ließ den Wind durch sein braunes, lockiges Haar spielen.

Sie soll sich selbst das Urtheil sprechen, murmelte er, den Heimweg fortsetzend. Er wollte ihr sagen, welchen Argwohn sie in ihm erweckt hatte. Sie sollte frei sein, wenn er sie fragte, sie sollte nicht daran denken, daß sie je an seinem Herzen geruht hatte, und dann mit Ja und Nein über seine Zukunft entscheiden.

10.

Den nächsten Tag war Martini, der allgemeine Abrechnungstag im ganzen Jura zwischen den Fabrikanten und den Uhrmachern, die für sie auf Stück arbeiteten. In le Sentier war an diesem Tage Markt. Der alte Prichard hatte zu demselben mit seinen Waaren in Begleitung seiner beiden Lehrlinge schon lange vor Anbruch der Morgendämmerung sich auf den Weg gemacht. Frau Prichard und Rosette wollte der junge Müller in seinem Wägelchen hinüberfahren. So hatte er am letzten Sonntage versprochen.

Rosette putzte sich zu der Fahrt mit großer Sorgfalt und Sophie leistete ihr hilfreiche Hand. Aber Rosette schien alle Munterkeit eingebüßt zu haben, mit der sie sonst die Aussicht auf ein Fest zu erfüllen pflegte. Sie sah blaß aus, und von Zeit zu Zeit überflog ihren Körper ein nervöses Zittern.

Sophie warf dann und wann einen forschenden Blick auf ihre jüngere Schwester. Sie kämpfte mit sich, ob sie das Schweigen, welches zwischen ihnen herrschte, nicht unterbrechen sollte. Seit dem gestrigen Abend hatte Rosette kein Wort zu ihr gesprochen. Endlich sagte sie: Du hast die Nacht schlecht geschlafen, Rosette. Ich weiß es wohl. Ich hörte, wie du dich fortwährend im Bette umherwarfst und seufztest und weintest.

Rosette fuhr aus der Versunkenheit auf, in der sie dasaß, während ihr die Schwester die neuen Zeugstiefelchen zuschnürte. Sie ward roth und murmelte etwas, das Sophie nicht verstand.

Was hat's nur zwischen dir und dem Amey gestern gegeben? begann sie von neuem, nachdem sie ihr Werk beendet hatte. Der Amey sprach gegen seine Gewohnheit kein Wort und schaute so finster darein, als wir den Pombal begleiteten.

Was kümmert's dich? versetzte Rosette mit einer Heftigkeit im Ton, die doch eine gewisse Verlegenheit nicht zu verbergen vermochte.

Wie soll es mich nicht kümmern, sagte Sophie traurig, wenn ich sehe, daß du gegen dein Glück blind bist und den Amey unglücklich machst? Aber ich will nichts wissen; du wirst ja Amey bald sehen und er wird dir wie immer verzeihen.

Was fällt dir ein? rief Rosette mit aufflammenden Wangen. Die Mutter denkt gar nicht daran, Meylans zu besuchen.

Nicht? entgegnete Sophie bestürzt. Aber er lud euch doch alle ein, als gestern vom Markt die Rede war, und die Mutter sagte nicht nein. Doch du kannst ja mit dem Vater hingehen, wenn die Mutter nicht will; du mußt hingehen, fuhr sie lebhafter fort. Denk' nur, wie du dich gestern gegen Amey betragen hast! Du mußt dich doch erklären, und er erwartet's gewiß; du mußt ihn um Entschuldigung bitten.

Muß ich? rief Rosette schneidend. Ja, was müßt' ich nicht alles, wenn es nach dir und dem Amey ginge!

Wenn das nicht deine Absicht ist, was willst denn in le Sentier? fragte Sophie. Du kannst ja doch nicht froh sein ohne den Amey, und wenn du's kannst — —

Sie vollendete nicht, denn Rosette rauschte zur Kammer hinaus und warf die Thüre mit Heftigkeit hinter sich zu.

Sophie stand einen Moment regungslos, dann seufzte sie tief auf, und ihre sanften Augen begannen sich mit Thränen zu füllen. Sie wußte noch besser als Rosette, wie sehr Amey diese liebte, und sie kannte ihn auch besser als die Schwester. War doch immer nur Rosette der Gegenstand des Gespräches, so oft sie nach der Tanne gekommen war, um deren Ausbleiben bei Amey zu entschuldigen. Wie oft hatte sie nicht in der letzten Zeit diesen Weg allein machen müssen! Es hatte ihr bei diesen Gesprächen oft ein Wort der Warnung auf den Lippen geschwebt. Wußte sie doch nur zu gut, was im Hause vorging, und las sie doch deutlicher als Rosette selbst in deren Herzen. Aber Amey war so vertrauensvoll, sie konnte es nicht über sich gewinnen, ihm weh zu thun, und dann dachte sie auch, daß die Liebe eines Mannes, den sie so hoch stellte, ihre Schwester aus der Verblendung reißen müßte, in welche dieselbe durch Etienne's Schmeicheleien und der Mutter hochfliegende Plane gewiegt wurde. Wie konnte sich Etienne mit Amey messen, wie konnte Rosette nicht endlich den Abstand zwischen beiden mit eigenen Augen gewahren! Ach, nun erkannte sie, daß sie sich in eitlen Hoffnungen gewiegt hatte, und ihre Thränen galten Amey.

Rosette war von der Begleitung Etienne's sehr zufrieden damit heimgekehrt, daß es ihr gelungen, Amey an einer Unterredung mit dem jungen Pombal zu hindern. Doch diese Zufriedenheit hatte in der Dunkelheit der Nacht nicht Stand gehalten. Würde sie Amey denn immer hindern können, seinen Vorsatz auszuführen? Und wenn er nun mit Etienne sprach? Diese beiden Fragen verscheuchten allen Schlaf von ihrem Lager. Was mußte Etienne, was Amey

von ihr denken? Sie fühlte, wie ihre Wangen vor Scham glühend heiß wurden, und plötzlich durchzuckte es sie, daß ihr doppelzüngiges Wesen sie mit dem Verluste Amey's und Etienne's zugleich bedrohte. Jetzt hätte sie ihren ganzen Putz mit Freuden dafür hingegeben, wenn sie Amey nicht gebeten, seine Werbung abermals zu vertagen. Und warum hatte sie ihn gebeten? War es wirklich aus Furcht vor den Kämpfen mit der Mutter geschehen, und liebte sie Amey noch, oder war es nicht das glänzende Loos allein, welches ihr Etienne vorspiegelte, daß sie diesen letztern nicht aufzugeben vermochte? Es war das erste Mal, daß sie sich diese Fragen bestimmt stellte, und sie empfand eine furchtbare Beklemmung. Sie richtete sich im Bette auf, um freier zu athmen. Sie stritt es sich selbst mit Leidenschaftlichkeit ab, daß sie Etienne liebe. Sie erinnerte sich, wie Amey gleich bei seinem ersten Erblicken einen so mächtigen Eindruck auf sie gemacht hatte; wie sie zu den Sitzungen bei Bertholet in der freudigsten Aufregung geeilt war, als ginge es zum Tanze; wie sie seine Nähe, sein Kuß so wunderbar durchschauert hatte, daß sie hätte aufjauchzen mögen. Sie hatte den Blitz in seinen Augen wohl bemerkt, als sie so lebhaft für Etienne Partei genommen. Sein Argwohn war rege; mußte derselbe nicht durch ihr Benehmen am Abend noch gesteigert werden? Wenn er nun mit Etienne sprach, würde derselbe nicht seine Liebe gegen ihn geltend machen, sich nicht gegen ihn auf so manche kleine Vertraulichkeit berufen, die sie ihm unüberlegt gestattet hatte? Sie hatte sich gewiß nichts Böses dabei gedacht, und nun sollte das alles gegen sie zeugen! Sicher würde Etienne das alles gegen Amey geltend machen, er liebte sie ja so sehr, und dann —

Sie hätte fast laut aufgeschrieen vor Entsetzen; denn der blutige Traum der vorigen Nacht trat wieder vor ihre Seele. Sie sah Etienne's brechenden Blick, sein letztes hinsterbendes Lächeln. Fieberfrost ergriff und schüttelte sie. Aber sie konnte ihr geistiges Auge von dem sterbenden Etienne nicht abwenden. Wie hübsch er war, wie gutmüthig und liebenswürdig, wie er ihr immer etwas Schmeichelhaftes zu sagen wußte, wie sehr er sie liebte — vielleicht noch mehr als der ernste Amey! Fand sie Etienne nicht reizend, wenn sie sich putzte? Und wie sollte sie sich erst putzen, wenn sie die Seine war, welch ein Leben voll Freuden und Glanz erwartete sie an seiner Seite! Dieses Leben begann in tausend farbigen Sonnen vor ihrer Einbildungskraft zu spielen, zu strahlen.

Dem allen sollte sie entsagen, um die Frau eines Uhrmachers zu werden? Sollte noch darum mit der Mutter kämpfen, die nie ihre Einwilligung geben würde? Ihre Einwilligung! murmelte sie mechanisch ihren Gedanken nach. Da fiel ihr Amey's Wort ein, daß es in diesem Falle besser wäre, wenn sie beide nur gleich von einander ließen. Lange, lange hafteten ihre Gedanken an diesem Worte, und es war ihr endlich wie in einem Traum, daß ihr eine fremde Stimme zuhauchte: Sag' Amey, daß du dich besonnen hättest und er um dich bei der Mutter werben möchte!

Sie fuhr mit einem jähen Schreck auf. War sie wirklich eingeschlafen gewesen und hatte sie nur geträumt? Sie wußte es nicht. Sie wies den Versucher von sich; aber sie wies nicht den Gedanken an Amey's Worte von sich. Sie dachte fast mit einem Gefühl der Ruhe an die Trennung. O Ruhe! Ruhe! Seit Wochen kannte sie dieselbe nicht mehr. Und wer war Schuld daran, als Amey, der die Dinge nicht

ihren Gang fortgehen lassen wollte? Wer raubte ihr jetzt den Schlaf als Amey, der durchaus mit Etienne sprechen wollte? O wie gut war es doch, daß die Mutter nicht im Ernst daran dachte, Meylans in le Sentier zu besuchen! Sie hatte Zeit, auf ein Mittel zu denken, die Zusammenkunft der beiden Nebenbuhler zu hintertreiben. Ach, was hatte sie schon um Amey's willen gelitten! Und wenn er sie wirklich liebte, würde er sie so quälen? Wie so ganz anders war doch Etienne's Liebe! Wie entzückte sie ihn nicht! Der quälte sie nie, tadelte sie nie, fand stets alles recht und schön, was sie that. Amey trug alle Schuld, wenn sie nicht glücklich war, nimmer glücklich sein konnte. Wenn's nach Amey ging, dann konnte sie sich nur in ihren vier Pfählen einschließen, dann gab es für sie kein Vergnügen, und sie war doch jung und hatte ein Recht darauf, das Leben zu genießen. Wie glücklich Etienne's Augen aufgeleuchtet hatten, als er gehört, daß er sie in le Sentier sehen würde! Was hatte er ihr nicht für Vergnügungen verheißen! Und sie war überzeugt, daß sie ihn in ihrem neuen Putze gefallen würde!

Nun stand sie in diesem neuen Putze in der Wohnstube am Fenster, und Frau Prichard war ebenfalls überzeugt, daß Rosette heute allen Anforderungen entsprechen müßte, die Etienne an den weiblichen Anzug stellte. Sie hatte dessen Rathschläge wohl beherzigt und in der Stille befolgt. Etienne würde Augen machen, äußerte sie, wenn er Rosette sähe.

Rosette, welche eben beschäftigt war, die von Etienne erhaltenen Handschuhe anzuziehen, schien die Bemerkung zu überhören. Die Kämpfe der Nacht, das Gespräch mit Sophie,

welches den Gedanken an Amey wieder lebhafter erregt hatte, verursachten ihr ein Gefühl, als stünde ein unheimlicher Schatten hinter ihr. Voll Ungeduld wartete sie auf Camard. Sie wähnte, dieser Schatten müßte hinter ihr zurückbleiben, sobald sie nur das Haus verließ. Endlich kam der Müller in seinem Wäglein daher. Die kleinen Augen begannen ihm zu funkeln, als Rosette und deren Mutter aus dem Hause traten. Blitz, Fräulein Rosette, schmunzelte er, ich bring' doch die schönste Waare heuer zu Markt.

Und billig geht sie gewiß nicht weg, scherzte die Mutter, während sie mit ihrer Tochter auf dem zweiten Gesäß des Wagens Platz nahm.

Was Einer bietet, das biet' ich auch, sagte der Müller und trieb das Pferd an.

Ich denk', das Zuschlagen ist meine Sach', was Einer auch bietet, bemerkte Rosette spitz.

Das versteht sich, versetzte Camard. Der Bieter muß auch ein rechter Kerl sein, der sich neben Ihnen sehen lassen kann. Hott, junger Fuchs! Ist's nicht ein Prachtpferd? Ja, ja, Fräulein Rosette, mit einem solchen Pferd kommt auch keine Andere wie Sie zu Markt. Nicht wahr, Frau Prichard, die beiden halten sich die Stange.

Nein, sind Sie spaßig, Herr Camard, lachte die Frau, während sie mit einem Blick auf ihre Tochter verächtlich mit den Schultern zuckte.

Sophie blieb allein daheim. Weder Mutter noch Schwester hatten auch nur mit einem Kopfnicken von ihr Abschied genommen.

Es war ein kalter, aber klarer, sonniger Tag, der die Leute aus den benachbarten Dörfern von nah und fern nach

le Sentier lockte. Die Landstraße war von Fußgängern und Fuhrwerken aller Art belebt, und auf dem See ruderten zahlreiche Boote vom andern Ufer herüber. Camard zeigte, was sein Fuchs leisten könne, indem er alle andern Wagen überholte und es selbst mit manchem Reiter siegreich aufnahm.

In der Nähe von le Sentier mußte er die Schnelligkeit seines Fuchses mäßigen, und als er in die über Nacht aus Holz und Leinwand entstandene Stadt einfuhr, da ging es nur noch Schritt für Schritt vorwärts, so groß war bereits das Gedränge zwischen den Buden an der Hauptstraße und auf dem Marktplatz des Dorfes. Prichard, an welchem die Seinigen vorüber mußten, rieth Camard, gleich links abzubiegen und durch Seitengassen nach dem Wirthshause zu fahren. Davon wollte der Müller jedoch nichts wissen. Sein Fuchs und die Rosette und er selbst neben dem hübschen Mädchen waren es wohl werth, dachte er bei sich, daß die Leute auswichen und nach ihnen schauten. Mit einer wahren Donnerstimme, welche das Getöse übertönte, rief er sein: „Achtung!“ Gelegentlich zog er Einem, der durchaus taub blieb, auch eins mit der Peitsche über. Die Gesichter, welche die Getroffenen schnitten, legten Zeugniß dafür ab, daß die Hand des Müllers auch im halben Scherz nicht leicht war. Die Nebenstehenden lachten den Getroffenen aus, und dieser fand es nach einem Blick auf die kräftige Gestalt Camard's für gut, seinen Zorn in unschädlichen Flüchen auszulassen. Camard zuckte die Schultern dazu, während er mit Behagen denen zunickte, die ihn aus der Menge grüßten. Es waren viele Leute da, die den wohlhabenden Müller vom Lac des Brenets kannten.

Vor dem Wirthshause, in welchem Camard einkehren

wollte, war eine förmliche Wagenburg zusammengefahren. Die Pferde standen abgesträngt neben den Fuhrwerken und rupften an dem ihnen vorgelegten Heu. Camard gelang es, seinem Fuchs, gegen ein gutes Trinkgeld im voraus an den Knecht, noch ein Plätzchen im Stalle zu verschaffen. Er hätte seinen Fuchs bei dem kalten Wetter nicht um alle Schätze der Welt im Freien stehen lassen. Die Wirthsstube war voll Menschen, Weindunst und Tabacksrauch, und ein Summen darin wie von tausend Bienenstöcken. Alle Tische, Stühle und Bänke waren besetzt. Frau Prichard und Rosette standen rathlos in der Thüre. Indessen entdeckte Camard, der vermöge seiner großen Gestalt den Raum besser als die Frauen überblicken konnte, am obern Ende der Stube noch eine freie Ecke. Frau Prichard rümpfte freilich die Nase. Daß sie sich dort gleichsam verstecken sollte, dazu war sie wahrlich nicht nach le Sentier gekommen; doch die Noth zwingt auch eine Frau Prichard zur Bescheidenheit. Während sie zwischen den Tischen dem Eckplatz zuschritt, richteten sich gar viele Blicke auf die folgende Rosette, machten die Leute einander auf sie aufmerksam und steckten die Köpfe zusammen. Der Müller, welcher es bemerkte, richtete sich noch einmal so stolz auf. Wie er nach der Schänkin auf den Tisch pochte, dröhnte es durch die ganze Stube, und dann bestellte er vom besten Wein, daß es ringsum gehört wurde, dazu etwas Warmes zu essen. Als das Bestellte gebracht wurde, warf er ein Goldstück auf den Tisch. Das machte viel Aufsehen unter den Leuten. Camard war aber auch in der beßten Laune und die Verliebtheit guckte ihm so groß aus den Augen, als es deren Kleinheit zuließ. Rosette war ihm nie so hübsch vorgekommen,

und er meinte, dieselbe hätte sich eigentlich so malen lassen sollen, wie sie ihm jetzt gegenüber saß, nachdem sie Hut und Mantel abgelegt hatte. Plötzlich schlug er sich vor den Kopf und rief: Blitz Element, das habe ich ja in den Tod vergessen!

Er stand auf und entfernte sich mit der Bemerkung, daß er gleich wieder kommen würde. Es war ihm eingefallen, daß er wegen des Portraits noch immer in der Schuld des Malers war.

Für Bertholet war der Markt ein Feiertag, und er saß daheim vor der Staffelei, eifrig an einer Landschaft malend, die fast vollendet war. Man sah es ihm an, wie wohl ihm bei der Arbeit war. Ja, Amey hatte Recht: nicht an Talent gebrach es ihm, er hatte sich nur in dem Zweige seiner Kunst vergriffen. Wie hatte er sich bei den Portraits immer abquälen, jeden Pinselstrich mühsam herausklügeln müssen; wie leicht ging ihm dagegen diese andere Arbeit von Statten! Seine Portraits waren kalt, starr und todt; in seinen Landschaften dagegen waren Farbe und Leben, und bei aller Realität ein poetischer Hauch. Diese Entdeckung hatte Bertholet neuen Muth gegeben, und er hatte in der Stille nach jener Skizze von dem Lac de Joux, welche er einst in Amey's Beisein aufgenommen, ein großes Gemälde angefertigt. Dasselbe wanderte gegenwärtig mit der schweizerischen Gemäldeausstellung von Canton zu Canton. Claire allein wußte darum; allein weder sie noch Bertholet knüpften ihre Zukunft an den Beifall oder Tadel, den die Arbeit erfahren könnte. Camard unterbrach ihn.

Puh, schnaufte der Müller, nach einem Blick auf die Staffelei, das ist ja ein prächtig buntes Bild, das Sie da

anstreichen. Hören Sie, Freundchen, Sie könnten mir auch ein Paar solcher Dinger für meine Wohnstube machen. Aber es hat Eil'; sie müssen zur Hochzeit fertig sein. Ja, und weswegen ich gekommen bin! Da haben Sie die zwei Füchse, die ich Ihnen noch für das Portrait schuldig bin. Das soll auch in der Mühl' über dem Sopha hängen.

Er zog sein Geldtäschchen hervor, aus dem er dem Maler zwei Zwanzigfrankstücke hinlegte.

Sind Sie Ihrer Sache denn sicher? fragte Bertholet nicht ohne Bestürzung; denn er dachte an Amey.

So gut wie sicher, versetzte Camard. Die Alte hat mir's längst zugesagt und heut' mach' ich's fest.

Er forderte Bertholet auf, die beiden „Füchse“ einzustecken und mit ihm zu kommen; er müßte die Rosette sehen, so verwettert hübsch hätte die kleine Hexe ihr' Lebtage nicht ausgeschaut. Um dem Sträuben des Malers kurz ein Ende zu machen, ergriff er Bertholet beim Arm und drückte ihm den Hut auf den Kopf. Da polterte es die Stiege herauf und in die Stube. Es war der Postbote, der Bertholet als rettender Engel erschien.

Frei, sagte der Schutzgeist, indem er Bertholet einen Brief hinhielt, und verschwand.

Bertholet erbrach das Schreiben und las.

Mann Gott's! rief der Müller, Ihr zittert ja, als ob Ihr das Fieber hättet. Der Teufel hol' alle Briefe und die Schreiber dazu, sag' ich. Ist's was Gutes oder was Böses?

Es ist etwas Gutes, Herr Camard, entgegnete Bertholet. Aber Sie entschuldigen mich, ich muß fort.

Er vertauschte seinen Malerkittel, in welchem ihn der

Müller fast auf die Straße geschleppt hätte, rasch mit seinem Sonntagsrocke, steckte den Brief in die Brusttasche und drängte Camard zur Thüre hinaus.

Der Brief, welcher ihn in eine so ungewöhnliche Aufregung versetzte, kam von dem Vorstande der Gemäldeausstellung in Lausanne. Eingeschlossen war ein Sichtwechsel auf dreihundert Franken. Bertholet's Ansicht vom Lac de Joux war für das dortige städtische Museum angekauft worden. Bertholet eilte, seiner Braut die herrliche Neuigkeit mitzutheilen.

Na, mich freut's, daß es was Gutes war, sagte Camard und klopfte dem Maler zum Abschied kräftig auf die Schulter.

Seine gute Laune erlitt indessen beträchtlichen Abbruch, als er, in die Wirthsstube tretend, Etienne auf seinem Platze der schönen Rosette gegenüber sitzen sah. Es ward ihm warm unter seiner Pelzmütze, und er rief grob: Mit Verlaub, Herr Pombal, der Stuhl, auf dem Sie da sitzen, gehört mir.

Etienne erhob sich. Frau Prichard und ihre Tochter rückten wie auf Verabredung auf ihrer Bank rasch näher zusammen und Etienne drückte sich vergnügt an die Seite des Mädchens.

Die Ader auf der Stirn des Müllers schwoll. Etienne aber kümmerte sich nicht weiter um ihn, sondern setzte sein Gespräch mit Rosette flüsternd fort, und sie hörte ihm mit einem strahlenden Lächeln zu. Der Müller trank ein Glas Wein nach dem andern. Die Blicke, die er auf das junge Paar warf, gefielen der Frau Prichard immer weniger. Sie dachte an den Schreiber auf dem Schützenfeste und sie machte

daher den Vorschlag, sich den Jahrmarkt anzusehen, da man nun lange genug ausgeruht hätte. Etienne und Rosette waren gleich bereit. Der Müller kämpfte einen Augenblick mit sich; dann sagte er: Eine Minute, Frau Prichard! Ich hab' Ihnen noch was zu sagen.

Jetzt? fragte diese. Nun, meinetwegen! — Geht nur voraus Kinder, wir kommen gleich nach.

Sie setzte sich wieder und sah den Müller so freundlich erwartungsvoll an, als sei es ihr unmöglich, zu errathen, was er ihr sagen wollte.

Hm! schluckte der Müller, seh' doch nur eins von Ihren Kindern hier.

Frau Prichard lächelte.

Es gefällt mir nicht, fuhr er fort, seinen Stuhl näher zu der Frau heranziehend, daß dieser Milchbart von einem Laffen immer um die Rosette ist.

Es gefällt Ihnen nicht? fragte Frau Prichard gedehnt. Ja, von wem sprechen Sie denn?

Camard sah sie grollend an und sagte mit Nachdruck: Von dem Laffen, der da eben mit der Rosette zur Thüre hinaus ging, wenn Sie's denn nicht verstehen wollen.

Ach, von dem jungen Herrn Pombal? Nein, Herr Camard, was Sie auch für eine grobe Sprache haben! Und wie Sie erst den jungen Menschen gleich so anfuhren! Er wußte doch nicht, daß er auf Ihrem Stuhle saß.

Besser grobes Mehl als feine Kleie, Frau Prichard, versetzte der Andere.

Ha! ha! lachte sie; Sie kommen wieder mit Ihren Späßen. Aber feines Mehl ist besser als grobes.

Sie möchten wohl alle Tag' Kuchen essen?

Je nun, bemerkte Frau Prichard bedeutungsvoll.

Beider Blicke begegneten sich. Die Ader auf Camard's Stirn schwoll wieder an. Er schenkte sich ein, trank und fragte dann plötzlich: Wie lang' soll ich noch warten, Frau Prichard?

Warten? fragte sie dagegen. Worauf denn? Sie verwünschte in ihrem Herzen die Dickköpfigkeit des Burschen, der sie nicht verstehen wollte. Mußte sie ihm denn noch deutlicher sagen, was sie mit dem Kuchen meinte?

Ich denk', ich sprech' deutlich genug, murrte Camard. Wie Sie mir im Sommer sagten, ich müßt' noch warten, obgleich die Rosette eben so ungeduldig sei wie ich, aber sie sei noch zu jung, um einem so großen Hauswesen wie das meinige vorzustehen, da war ich's zufrieden. Aber ich hab' nicht Lust, zuzusehen, wie mir inzwischen ein Aff' die reifen Aepfel vom Baum frißt.

Wenn Sie meine Rosette unter den Aepfeln verstehen, lächelte sie, da muß ich gestehen, sie ist hübsch genug, daß auch Andere Appetit nach ihr kriegen könnten.

Ich will's ihnen rathen, rief der Müller, eine energische Faust machend. Meine Mühlstein' sind hart genug, um auch was anderes als Korn zu zermahlen.

Frau Prichard zuckte die Achseln.

Wie lang' soll ich also noch warten? begann Camard von neuem. Wenn die Rosette alt genug ist zum Schönthun, dann ist sie's auch zum Heirathen.

Das muß ein wahres Wort sein, Herr Camard, entgegnete die Mutter kühl. Aber es kommt nur darauf an, ob die Rosette will.

Will? fragte er mit einem plötzlichen Ruck. Und diesen

Sommer wollt' sie mit gleichen Füßen ins Brautbett springen, wenn Sie sie nicht davon abgehalten hätten. Das sagten Sie mir damals.

Du meine Güte! versetzte Frau Prichard. So ein junges Ding wie die Rosette, die weiß auch, was sie will! Heut' geht ihr dies durch den Kopf, morgen das. Nun ja, ich sagt' damals so, und so war's auch, und muß ich nicht Gott danken, daß ich sie damals von einer Thorheit abhielt?

Mordelement! rief der Müller so laut und schlug dabei so heftig auf den Tisch, daß sich viele Gäste nach ihm umsahen.

Ja, wenn Sie nicht ruhig bleiben können, dann hab' ich nichts weiter zu sagen, bemerkte Frau Prichard kalt und stand auf.

Er hielt sie am Arm zurück. Bleiben Sie! stieß er mühsam aus schwer athmender Brust hervor.

Wie gesagt, fuhr Frau Prichard fort, nachdem sie ihren Platz wieder eingenommen hatte, es wäre von der Rosette eine Thorheit gewesen, wenn ich nicht dazwischen getreten wäre. Sie müssen's doch endlich gemerkt haben.

Was? keuchte er.

Frau Prichard zuckte abermals die Achseln und sagte: Sie sind ein so verständiger Mann, Herr Camard, und ein so hübsches Mädchen, wie meine Rosette — Es geht nicht immer im Leben, wie's Einem an der Wieg' gesungen wird. Ehen werden im Himmel geschlossen. Da sei Gott für, daß ich meine Rosette zwingen sollte. Sie hat einen so feinen Sinn, meine Rosette, das erbt sich so fort, wissen Sie, Herr Camard, und ich kann's ihr nicht verdenken, wenn ihr so ein junger feiner Herr in die Augen sticht.

Du lieber Gott, was hübsch ist, das gefällt, und aufs Geld giebt leider ein junges Mädchen nichts. Ich war in meiner Jugend auch so. Sie glauben gar nicht, wie unmenschlich sie ihm gut ist.

Nun, das war deutlich genug; allein der Müller sagte kein Wort. Ihm war, als ob er sein ganzes Mühlwerk im Kopf trüge und die Schleuse wäre plötzlich gezogen, daß das Wasser brausend auf die Räder stürzte. Alle Gedanken vergingen ihm vor dem betäubenden Getöse.

Frau Prichard wünschte sich Glück, daß er ihre Eröffnung so ruhig hinnahm. Sie sind ein verständiger Mann, Herr Camard, fuhr sie fort, indem sie ihre Hand begütigend auf seinen Arm legte, und was Einer nicht ändern kann, das muß er vergessen. Wie gesagt, mir war's auch nicht gesungen, daß ich die Frau eines armen Böttichers werden sollt', na, sehen Sie, und ich leb' doch! Hochmüthig bin ich nicht, das wissen Sie, und wenn die Rosette auch vornehmer hinauf heirathet als unsereins, gelt, wir bleiben doch gute Freunde!

Da schleuderte der Müller ihre Hand, die noch auf seinem Arm ruhte, mit einem erschreckend bösen Blick fort und die innere Wuth begann sich wie ein Gewitter zu entladen. Der Teufel bleibt ihr Freund, fing er mit dumpfer Stimme an. Den Zierbengel — vornehm — heirathen — dumme Gans — An der Nase herum geführt haben Sie mich — mich, den Müller Camard, Mordelement! Und was kümmert's mich, rief er lauter, während die Zornader auf seiner Stirn fast fingerdick anschwoll, daß die ganze Welt es hört, daß Sie ein nichtsnutziges Lügenmaul sind? Hat Ihnen wohl einen hübschen Kuppelpelz versprochen, der Schneidergesell?

Heirathen, Freunde bleiben — ja glaub's wohl; wenn der Fleck da ist, dann ist mein ehrlicher Name gut genug. Na warte, Mordelement!

Er schlug wie ein Rasender auf den Tisch, stand auf und ging, die Menschen, die ihm im Wege waren, links und rechts bei Seite stoßend, zur Wirthsstube hinaus. Die Leute hielten ihn nach seinem aufgeregten Aussehen für betrunken. Sie bedauerten Frau Prichard, welche bleich und keines Wortes mächtig an die Wand zurückgesunken war und dem Müller mit weitgeöffneten Augen nachstarrte.

Camard holte selbst seinen Fuchs aus dem Stall und spannte ihn an den Wagen, dem Stallknecht, der ihm helfen wollte, gab er einen Stoß vor die Brust, daß derselbe mehrere Schritte zurückflog. Kies und Funken stoben, wie er durch die Seitengassen dem Ausgang des Dorfes zufuhr. Dort hätte es im Gedränge ein Unglück gegeben, wenn man seinem Pferde nicht in die Zügel gefallen wäre. Ein Polizeimann kam dazu und Camard mußte Strafe zahlen, weil er nicht im Schritt gefahren war. Der Beamte mochte wohl auch der Ansicht sein, daß der Müller einen Rausch, und zwar keinen von den gutmüthigsten habe; denn er hielt es für gerathen, wie Camard auch dagegen anfänglich tobte, den Fuchs am Zügel bis vor das Dorf zu leiten. In der Nähe von des alten Prichard Stand nöthigte das Gedränge das Fuhrwerk zu einem kurzen Aufenthalt. Der alte Prichard kam heran und drückte sein Erstaunen aus, daß Camard schon wieder fortführe. Dieser sah ihn weder an, noch würdigte er ihn einer Antwort.

Aber meine Weibsleute? fragte der Alte.

Brauchen mich nicht; haben ja den vornehmen Bräutigam bei sich, versetzte der Müller mit höhnischem Lachen.

Da ward Raum, der Beamte ließ den Zügel fahren und der Müller jagte davon.

Der alte Prichard kehrte kopfschüttelnd zu seinen Waaren zurück. Der vornehme Bräutigam ging ihm nicht mehr aus dem Sinn.

Unterdessen streiften Etienne und Rosette zwischen den Buden umher. Sie hatten vor dem Wirthshause einige Zeit auf die Mutter und Camard gewartet. Dann waren sie Arm in Arm fortgegangen, und das Gedränge nöthigte sie, sich gegenseitig recht festzuhalten. Das Gedränge war in der That sehr bedeutend und der Lärm so groß, daß Eins dem Andern das Ohr nahe hinhalten mußte, um sich beim Sprechen verstehen zu können. Die Verkäufer riefen ihre Waaren aus und die Kunden heran; die Käufer feilschten, lachten, zankten. Kleine Jungen boten in der Menge Streichhölzchen, Fidibus von Tannensplittern, Bleistifte und Posen aus; Andere schrieen Jedem ihre „veritablen" Grandsoncigarren in die Ohren; dazwischen Drehorgeln und Trompetengeschmetter von den verschiedenen Schaubauden. Und den Hintergrund zu diesem wirren, lärmenden Getreibe bildeten die Bergzüge des Jura mit ihrer ewig grünen Tannenbekleidung, ihrer feierlichen großartigen Ruhe.

Rosette's Augen wanderten mit der Neugierde eines Kindes unaufhörlich links und rechts. Ueberall fand sie etwas zu bewundern und sich zu verwundern: Kleiderstoffe, Wirthschaftsgeräthe, Möbeln, Putz, alles reizte sie. Hier blieb sie mit ihrem Begleiter vor einem Tischchen stehen, an dem ein Mann Fleckseife, Mäusegift und Thonerde zum

Schärfen aller Schneidewerkzeuge ausbot. An einer Stange bei dem Tische war eine Tafel befestigt, mit der Ueberschrift: „Tod allen Ratten und Mäusen!“ und die unglücklichen Geschöpfe waren abgebildet, wie sie von dem unfehlbaren Gift eines kläglich tragischen Todes starben. Der Mann machte an Zeugflicken gleich die Probe seiner unfehlbaren Fleckseife. Dann forderte er einem der zuschauenden Landleute das Taschenmesser ab, über dessen Stumpfheit er sich in einer Fülle von Späßen erging, wetzte das Messer einige Male auf einem Riemen, den er vor Aller Augen mit seiner Thonerde bestrichen hatte, und nun war das Messer offenbar schärfer wie der Witz des Mannes. Aber es regnete Zehncentimestücke auf seinen Tisch: Jeder wollte von der wunderbaren Thonerde besitzen.

Die Kuchenbäcker, deren Gebäck in allen möglichen Gestalten von Mensch und Thier, Ringen und Sternen prangten, riesige Herzen mit einem rothen Zuckerüberguß nicht zu vergessen, riefen Rosette zu: Schöne Braut, kaufen Sie mir etwas ab! Rosette lachte anfangs verlegen, und Etienne preßte ihren Arm stärker an sich. Er trat auch hier und dort heran, und bald war Rosette's Kleidertasche mit Näschereien vollgestopft.

Dann blieben sie wieder vor einem Karren stehen, von dem herab ein Mann Kleiderzeuge, Bänder, Stecknadeln, Spitzen und Nähnadeln, Tücher, Unterjacken, Knöpfe, Zwirn unermüdlich an imaginäre Bieter verauktionirte, und zum Dritten meistens sich selbst zuschlug. Einige Schritte weiter hatte die „erste Menagerie von Europa“ ihr Nomadenzelt aufgeschlagen. Auf einer riesigen Tafel von Wachsleinwand davor waren alle Thiere der Arche Noah's abgebildet: da

verfolgten riesige Schlangen arme Schwarze; Löwen gingen majestätisch unter Palmen spazieren, auf denen sich Papageien mit dem brennendsten Gefieder wiegten; Affen bombardirten sich mit Kokusnüssen; Tiger schleppten in ihrem Rachen europäische Matrosen fort, während daneben Eskimos mit Spießen einem Eisbären tapfer zu Leibe gingen.

Ach, das müssen wir sehen! rief Rosette. Sie gingen hinein und manche Andere folgten ihrem Beispiel. Bald aber kam das junge Paar wieder lachend heraus. Ein melancholischer Affe, ein philosophisches Kameel, ein hungerverdrossener Bär, ein fast durchsichtiger Wolf bildeten die ganze Mitgliedschaft der „ersten Menagerie von Europa.“

Etienne nahm davon Veranlassung, Rosette von dem zoologischen Garten in Paris zu erzählen. Auf ihn gestützt, an ihn geschmiegt, hörte sie aufmerksam zu, bis ein neuer Gegenstand sie stillzustehen veranlaßte. Und was gab es nicht alles zu sehen? Da waren Glücksbuden, in denen man für einen niedrigen Einsatz Nippes gewann, und gar verführerisch schnurrte das Rad mit der Gewinnpyramide. Dort lockten den Abergläubischen geheimnißvolle, auf Rädern ruhende Kabinette, in denen Damen im magnetischen Schlaf die Zukunft weissagten. Hier drehte sich ein Caroussel nach den elegischen Melodien einer Drehorgel. An einer andern Stelle schoß man mit Federbüchsen nach der Scheibe. Bum, bum, bum! ging die Pauke, die zu „nie dagewesenen“ Seiltänzerkunststücken einlud. Der Mann an der Kasse eines Panoramas verhieß dem Besucher eine Reise um und durch die Welt. Auch eine Kunstreitergesellschaft hatte ihren Leinwandcircus aufgeschlagen. Schmetternde Trompeten riefen zur Vorstellung. Die Mitglieder der Gesellschaft und ebenso

ihre Collegen vom Seil erschienen in den Pausen auf einer schmalen Estrade vor der Bude, Männer und Mädchen in ihrem Flitterputz, Trikot, kurzen Röcken, und rothangestrichenen Wangen. Bajazzo hielt belustigende Zwiegespräche mit dem Stallmeister, versuchte demselben einen papiernen Zopf anzustecken und bekam für diesen Mangel an Respekt die Peitsche zu kosten. Dann balancirte er eine Pfauenfeder auf der Nase, und als sie herunterfiel, drehte er sich wie ein Kreisel herum und gab dabei wie aus Versehen dem Stallknecht eine schallende Ohrfeige.

Das alles war ohne Zweifel sehr jämmerlich. Dürftigkeit des Geistes wie des Beutels, Hunger und Elend streckten das Ohr überall unter dem kläglichen Prunk hervor. Allein das aus Landleuten und Dorfhandwerkern bestehende Publikum war kein verwöhntes. Es lachte zu den Späßen des Narren, und noch mehr zu den Schlägen, die den Hauptspaß bildeten. Es staunte mit offenem Munde den Flitterstaat der Künstler an, jubelte dem Seiltänzer zu, der sich mit einer Wichtigkeit, als hing das Gleichgewicht Europa's davon ab, die Schuhsohlen dick mit Kreide bestreichen ließ. Es ritt auf hölzernen Pferden und fuhr in kleinen Gondeln seelenvergnügt im Kreise herum und ließ sich seelenfroh von den Marktschreiern sein Geld für Dinge abnehmen, mit denen es hinterher nichts anzufangen wußte, spielte um Fayancesachen und brachte sie zerbrochen heim, ließ sich von magnetischen Jungfrauen weissagen und vergaß die Prophezeihung im Wirthshause bei der Flasche.

Etienne fand natürlich fortwährend Ursache, seiner Begleiterin zu erzählen, um wie viel besser und glänzender er alle diese Dinge schon gesehen hätte. Dies war der unfehlbar

nachhinkende Bote. Aber Rosette ließ sich dadurch nicht die Freude an dem Gegenwärtigen verkümmern, und die Naivetät derselben ergötzte wiederum Etienne. Er führte Rosette überall hin, wo für Geld etwas zu sehen war, und beide fühlten sich unter der Menge selig vergnügt.

Rosette ahnte nicht, wessen Auge schon seit ungefähr einer Viertelstunde ihr unablässig im Gedränge folgte. Sie dachte an nichts, als den Moment. Amey hatte bisher daheim auf ihren Besuch gewartet. Er hatte sie anfänglich damit entschuldigt, daß sie vielleicht gar nicht nach le Sentier gekommen wäre, bis ihm Bertholet mittheilte, daß sie da sei. Noch wartete er. Zu Mittag, um zwölf Uhr, stellte sich der alte Prichard ein. Derselbe war verwundert, die Seinigen nicht vorzufinden; er wußte von ihnen nichts. Nach Tisch begleiteten ihn Amey und Bertholet. Der letztere wollte für Claire und deren Mutter ein Marktgeschenk kaufen. Da sah Amey die Geliebte vor der Bude eines Zuckerbäckers stehen. Er zog den Freund auf ihrer Spur mit sich fort. Auch Bertholet hatte Rosette bemerkt und das Benehmen des Paares gab ihm den Schlüssel zu Amey's schmerzlich brütendem Tiefsinn. Schweigend folgten beide dem Paare, das nach einiger Zeit vor eine Bude trat, in welcher bescheidene Schmucksachen von Perlmutter, Achat, Jaspis, Amethyst u. s. w. feilgeboten wurden. Etienne wählte ein Paar Armbänder von Jaspis, und Amey sah, wie er dieselben Rosette über die Hand streifte. Hätte Amey näher gestanden, so hätte er auch hören können, wie die Verkäuferin versicherte, sie hätte nie ein reizenderes Bräutchen gesehen. Etienne vergaß darüber, sich aus dem Geldstück, das er hinreichte, den Rest herausgeben zu lassen.

Von da gingen sie in das Panorama. Gegenüber befand sich die Bude eines Horndrechslers.

Ich glaube, du könntest meiner Schwester einen Kamm oder sonst dergleichen schenken, sagte Amey.

Beide traten auf die Stufe vor der Bude.

Während Bertholet die Waaren musterte, verwendete Amey keinen Blick von dem Eingang des Panoramas. Wenn in diesem Augenblicke ein hinkender Teufel die leinenen Wände desselben plötzlich auseinander geworfen hätte, so würde Amey das Pärchen in gar vertraulicher Stellung vor demselben Glase betroffen haben. Hinter diesem Glase war die prächtige Rivolistraße von Paris zu sehen, und Etienne machte den Cicerone. Darum schauten sie beide zugleich hinein, und um Rosette mehr Raum zu gewähren, hielt Etienne sie umfaßt — sehr innig umfaßt. Sie hatte den Hut abgenommen, um Etienne nicht am Sehen zu hindern, und so kam es, daß sich die Wangen Beider berührten — sehr nahe berührten. Es wurde ihnen schwer, sich von der Rue de Rivoli zu trennen, und weil sich dieselbe so gut zu Zweien hatte betrachten lassen, so befolgten sie auch bei den andern Ansichten dieselbe Methode. Das letzte Bild des Panoramas stellte das Abendgebet eines Muhamedaners in der Wüste vor, und Rosette erklärte, von dem Glase wegtretend, es sei sehr heiß.

Mit glühenden Wangen und blitzenden Augen kam sie heraus. Ihr erster Blick traf Amey. Erblassend wandte sie das Auge ab und stürzte sich in das Gewühl. Etienne folgte ihr, etwas verwundert über ihre Hast und noch mehr, daß sie seinen Arm nicht wie vorher nehmen wollte.

Bist du fertig? fragte Amey mit anscheinender Ruhe

seinen Freund, und als dieser bejahte, ging er mit diesem in der entgegengesetzten Richtung von derjenigen, die Rosette eingeschlagen, die Dorfgasse hinunter. Zu Hause verschloß er sich in seiner Kammer und kam den Tag über nicht mehr zum Vorschein.

Frau Prichard hatte inzwischen wohl ihren Schreck über den groben Müller verwunden, aber nachdem sie auch den darauf folgenden Zorn in dem Kolben ihres Herzens sorgfältig destillirt hatte, begann ihr die Zeit allgemach lang zu werden. Sie saß wie eine verwunschene Prinzessin in ihrer Ecke, ringsumher das Summen und Brausen froher, vergnügter Menschen. Einem Beobachter wäre die Zeit nicht lang geworden, ihm hätte sich immer neuer Stoff geboten; denn die Gäste wechselten fortwährend. Die große Wirthsstube glich einem Bienenkorbe. Wie die Bienen zogen die Leute durch das Flugloch der Thüre aus und ein; die Einen kamen mit dem Honig der Heiterkeit und der Lust vom Markte herein, die Andern flogen danach aus. Da wurde erzählt und besprochen, was man gesehen und gekauft hatte, gescherzt und gelacht, getrunken und geraucht, gerechnet und geliebelt. Für die Mädel namentlich, die einen Schatz hatten, war's ein lustiger Tag, und manche, die noch keinen hatte, führte einen am Schürzenband heim, oder ward gefangen eingebracht. Für Frau Prichard war das freilich nichts. Was gab's denn auch an Bauern, Holzfällern, Handwerkern, deren Weibern und Töchtern zu sehen und zu beobachten? Es war schon unangenehm genug, unter ihnen dasitzen zu müssen, und Frau Prichard vergab ihrer Würde nicht so weit, daß sie neugierig um sich geschaut hätte. Aber langweilig war es doch, so eine Stunde nach der andern stumm dasitzen zu müssen!

Nun wollte es der Unstern, daß sich eine arme Frau zu ihr an den Tisch setzte. Frau Prichard ließ zwar ein scharfes: „besetzt" von ihren Lippen fallen, und die Fremde wollte hierauf auch aufstehen; zufällig war jedoch der Wirth in der Nähe, der sagte: Ja, das Besetzen gilt heut nichts. Wer das Glück hat, der führt die Braut heim. Setzt euch nur ruhig dahin, gute Frau.

Frau Prichard netzte ihre Lippen. Nicht lange, so kam der Mann der Frau mit zwei kleinen Buben heran. Der eine von diesen hatte eine Pfeife, der andere eine Blechtrompete in der Hand.

Mit Gunst, sagte der Mann zu Frau Prichard, ihr rückt wohl etwas weiter, daß meine beiden Krabben sich ausruhen können?

Frau Prichard kam seiner Bitte mit glühendem Gesicht nach. Kaum saßen die Buben auf der Bank, als sie auf ihren Instrumenten ein Höllenkonzert anfingen. Die Mutter reichte zwar jedem von ihnen aus dem Korbe, den sie auf dem Schooße hielt, ein Stück Fladen; aber das machte die kleinen Musikanten nicht still. Sie kauten und bliesen, daß es eine Lust war. Vater und Mutter blickten mit Zärtlichkeit auf sie und der erstere sagte halb entschuldigend zu Frau Prichard:

Ja, ja, das macht zwar ein bischen Lärm, das kann nicht anders; aber es freut Einen doch, wenn die kleinen Kröten so munter sind. Na, ihr habt ja wohl auch Kinder. Du, Jules, zeig' mal der Frau, wie der Nachtwächter in Pont macht.

Jules ließ sich das nicht zweimal sagen. Er blies in seine Pfeife, daß ihm die rothen Backen zu platzen drohten.

Der ältere Bruder fiel mit seiner Trompete ein. Der Vater lachte herzlich.

Frau Prichard gab dem Tische einen Ruck und rauschte zur Wirthsstube hinaus. Die Thränen kamen ihr fast in die Augen. Sie war im Begriff, selbst auf Etienne und Rosette böse zu werden, daß sich dieselben nicht um sie kümmerten. Undank ist der Welt Lohn. Doch eben kamen sie heran, und die üble Laune der Mutter verschwand wie durch Zauber. Sie gingen wieder untergefaßt und lachten und schäkerten. Sie kamen im wahren Sinn des Wortes mit vollen Händen. Rosette trug in der einen Hand zwei Tassen mit Goldverzierung und in der andern eine bunte Blumenvase, und Etienne war mit einer bemalten Suppenschüssel nebst Deckel beladen. Sie hatten alle diese Dinge theils im Würfelspiel, theils im Roulette gewonnen. Die Schüssel, zur Hälfte mit gebrannten und überzuckerten Mandeln, baseler Leckerle, Nüssen und andern Süssigkeiten gefüllt, war das Marktgeschenk für die Mutter.

Aber wohin mit alle den Schätzen? fragte Frau Prichard. Nicht zehn Pferde brächten sie in die Wirthsstube zurück, erklärte sie und schilderte, was sie dort ausgehalten.

Etienne schaffte Rath. Er bewog den Wirth durch die Bestellung eines vollständigen Mittagsessens, ihnen seine Wohnstube abzutreten. Dort waren sie allein, und Etienne und Rosette bedauerten es nicht, als sie hörten, daß der Müller davon gefahren sei. Es ging lustig her bei Tische. Rosette hatte die Hülle und Fülle zu erzählen, und dazwischen mußte sie wiederholt mit Etienne anstoßen. Sie lachte und nippte aus ihrem Glase. Unterdessen begann in dem Tanzsaal, der im obern Stockwerk lag, die Musik aufzuspielen.

Die Polkatakte fuhren Rosette in die Füße, und sie blitzte Etienne mit ihren feurigen Augen herausfordernd an. Die Mutter meinte jedoch, es schickte sich nicht für Rosette und noch weniger für den Herrn Pombal, sich unter das Volk droben zu mischen; auch sei es wohl Zeit, an den Heimweg zu denken.

Etienne fügte sich. Man ließ den zerbrechlichen Gewinn in dem Verwahrsam des Wirthes und brach auf.

Der alte Prichard sah den Dreien mit einem unwilligen Blick nach, als sie an seinem Stand vorüber kamen.

Vor dem Dorfe bot Etienne Mutter und Tochter den Arm an. Frau Prichard dankte, sie sei nicht mehr gewöhnt, untergefaßt zu gehen. Um so fester drückte Etienne den Arm Rosette's an sich.

Es war völlig dunkel, als sie in Lieu anlangten, und es dauerte ziemlich lange, ehe Rosette der Mutter ins Haus nachfolgte. Etienne hatte an der Thüre Abschied genommen.

11.

Da, Sophie! Hab' dir was mitgebracht! sagte am nächsten Morgen beim Frühstück der Vater und warf seiner ältern Tochter ein Papier zu, aus dem sich ein buntseidenes Tüchelchen enthüllte.

Ueber das runzelige Gesicht des Alten glitt es wie ein Sonnenstrahl, als er die Freude seines Lieblings sah, die mehr der Gesinnung des Gebers als der Gabe galt, denn Sophie vermied in ihrer Kleidung alle hellen auffallenden Farben, und das Tüchelchen war grell genug.

Na, nun zeig' mal, was dir die Mutter geschenkt hat, fuhr der Alte fort.

Diese zuckte die Achseln und sagte: Das fehlt' noch! Hab' mir selbst nichts bezähmt. Wüßt' auch nicht, wo ich's Geld hernehmen sollt'?

Was? nichts? rief der Alte mit anscheinendem Erstaunen. Nichts? und ist doch ein vornehmer Bräutigam im Haus'!

Frau Prichard und ihre Töchter sahen den Alten groß an, der mit einem bittern Humor gegen Sophie fortfuhr: Wunderst dich? Ja, auf'm Markt ist alles mögliche zu haben, und die Alte hat der Rosette einen Bräutigam bescheert, 'ne wahre Pupp', sag' ich dir. Mußt der Mutter ein gut Wort geben, daß sie dir auch einen kauft; versteht den Handel.

Scherz' doch nicht, Vater! bat Sophie beklommen, denn sie las in den Mienen ihrer Schwester und Mutter Schreck und Betroffenheit.

Hast Recht, nahm der Vater wieder das Wort, indem er seine Kaffeetasse mit einem Seufzer zurückschob, 's ist zu ernst, um damit Spaß zu treiben. — Will dir was sagen, Frau! Hast dem Müller den Laufpaß gegeben — gut, ist der rohe Mensch kein Mann für die Rosette; müßt' sie stärkere Knochen haben. Schick' ihm aber den jungen Pombal nach, hörst? Taugt noch weniger wie der Camard. Der meint es wenigstens ehrlich; der feine Herr aber — Hat mich schon lang' verdrossen, daß er so oft ins Haus kam. Nun ist's genug, sag' ich.

Frau Prichard schien nicht dieser letztern Ansicht zu sein, und in ihren Mienen kündigte sich der Entschluß an, mit ihrem Manne wieder einmal eine Lanze zu brechen.

Ich weiß nicht, wie du red'st? begann sie. Ich bin die Mutter und weiß daher besser als du, was sich für ein Mädchen schickt. Ich seh' nichts Unrechtes, daß der junge Mensch ins Haus kommt; ja, du solltest froh sein, denn das ist ein Umgang, aus dem ein Mädchen noch was lernen kann. Freilich, du giebst nichts auf feine Manieren und Bildung.

Diese feinen Manieren sind des Teufels Handgeld, entgegnete ihr Mann nachdrücklich, und die Rosette hat wahrlich von dir schon genug gelernt. Sie braucht solche Lehrmeister nicht. Gott sei es geklagt, was du aus ihr gemacht hast! Aber sie ist immer mein Kind und trägt meinen ehrlichen Namen. Verstehst mich?

Nein, versetzte sie scharf; denn ich weiß nicht, was dein ehrlicher Name und der Herr Pombal mit einander zu thun haben? Es thut deinem Namen keiner was, und wir sind's beide unserem Kinde schuldig, daß wir ihrem Glück nicht im Weg' stehen.

Er sah sie mit einem langen, durchdringenden Blick an und sagte darauf: Kinder und Narren reden die Wahrheit. Darum soll mir der Schlecker nicht weiter ins Haus. Wenn du nicht das End' von dem Glück siehst, so seh' ich's um so besser.

Rosette, welche bisher in der peinlichsten Verlegenheit dagesessen, begann zu weinen. Sophie gab ihr einen Wink, und beide verließen die Stube.

Ich seh' auch das Ende, rief Frau Prichard, als sich die Thüre hinter den Mädchen schloß. Ich hab's schon bei seinem ersten Besuch gesehen, und ich weiß, daß er's ehrlich mient.

Bist du denn ganz toll? fuhr ihr Mann von seinem Stuhl auf.

Ich wüßte doch nicht, was dabei Tolles ist, wenn ein junger Mann ein hübsches Mädchen heirathet? versetzte sie spitz.

Heirathen? wiederholte er. Er und die Rosette heirathen? Er schlug ein Hohngelächter auf.

Warum nicht? entgegnete die Frau. Du hast's ja selbst gesagt, für Leute solchen Standes, wie der Müller, ist sie zu gut. Warum soll sie also nicht den jungen Pombal heirathen? Weil er der Sohn eines Fabrikanten ist und weil er reich ist? Haben doch schon Leute, die viel mehr waren, Mädchen geheirathet, die sich noch lange nicht mit der Rosette vergleichen konnten. Mich würd's nicht wundern, wenn ein Edelmann sie wollte; hübsch genug ist sie doch wohl. Und sie liebt den jungen Menschen!

Der Mann hatte sich wieder hingesetzt und sie spöttisch angesehen, während sie sprach. Nur zu! sagte er jetzt ironisch. Das geht ja prächtig, wie mit der Eisenbahn. Sie lieben sich und der Pfarrer sagt Amen. Punktum.

Du begreifst freilich vieles nicht, wenn es auch klar ist wie die Sonne, antwortete seine Frau mit unverhohlener Verachtung in Ton und Blick. Der Pfarrer wird Amen sagen. Der Etienne ist mündig und hat keinen zu fragen, wenn er heirathen will.

Ja, wenn! schaltete der Alte ein; doch sie fuhr, ohne sich dadurch irre machen zu lassen, fort: Dem Vater wird's vielleicht nicht recht sein, obgleich er weit suchen könnt', bis er eine Schwiegertochter fänd', wie meine Rosette. Ja, wenn man sich für Geld ein Gesicht kaufen könnt'! Der

Alte wird brummen; aber was will er machen? Freilich, wenn er den Etienne enterben könnt'; aber er kann's nicht. Die Rosette ist ein ehrliches, unbescholtenes Mädchen und sein Pflichttheil muß ihm von Vater und Mutter werden. Gut, sie werden drüben anfangs saure Gesichter machen; aber wenn sie sehen, daß es nicht zu ändern ist, dann werden sie nachgeben. Kann doch auch kein Mensch die Rosette sehen, ohne sie lieb zu haben.

Frau Prichard hatte sich alles vortrefflich zurecht gelegt, und in der Ueberzeugung, daß an dieser Glückstonne kein Reifen fehlte und die Dauben leckdicht zusammenschlossen, sah sie ihren Mann triumphirend an. Dieser ließ sich jedoch auf gar keine Prüfung ihres Meisterstückes ein, sondern rief: Und du denkst, ich sei so lange ein ehrlicher Mann gewesen, um jetzt deiner Tollheit wegen zum Schurken zu werden? Wenn's auch so glatt in den Ehestand sich hineinschnurren ließ', wie du dir einbildest, denkst du, ich werd' meine Einwilligung geben? Denkst, ich werd' Unfrieden in die fremde Familie säen und Vater und Sohn entzweien? Der alte Pombal ist ein Ehrenmann, und ich hab' nicht Lust, mich von ihm verwünschen zu lassen, blos weil du vor Hochmuth verrückt geworden bist. Er soll meinetwegen nicht mit Kummer in die Grube fahren. Der Schuster soll bei seinem Leisten bleiben, und der Strauß nicht fliegen wollen, wie der Meylan sagte. Die Rosette paßt nicht in das reiche Haus und der junge Pombal nicht in meins, und so lang' ich die Augen offen hab', sag' ich nicht ja. Dabei bleibt's, hörst? Und der junge Mensch kommt mir nicht mehr ins Haus. Sag's ihm, wenn du nicht willst, daß ich es ihm sag'. Treff' ich ihn noch einmal hier, so werf' ich ihn 'raus,

und sanft soll's dabei nicht hergehen, merk' dir's. Ich will ihn schlichten, daß die Spän' fliegen.

Mit diesen Worten stand er auf und ging in die Werkstätte hinüber.

Frau Prichard saß einige Minuten wie betäubt auf ihrem Stuhl. Seit längerer Zeit war ihr Mann nicht mehr so energisch gegen sie aufgetreten, und sie hatte in dem süßen Wahn gelebt, daß sie allein über Rosette's Hand und Herz zu verfügen hätte. Aber sobald sie sich etwas erholt hatte, stand es auch bei ihr fest und jetzt noch fester, ihren Plan trotz ihrem Manne durchzusetzen. Sie fand die Einwendung desselben albern und abgeschmackt. Natürlich, wie stand denn zu erwarten, daß er andere als altmodische Lebensansichten haben sollte? Welche Rücksicht hatte sie auf Unfrieden und Zwietracht in der Pombal'schen Familie zu nehmen, wenn es sich um das Glück ihrer Rosette handelte? Ueberdies war sie fest überzeugt, daß der Verlauf gar nicht anders sein könnte, als sie ihn sich vorstellte. Sie beurtheilte den Vater nach dem Charakter des Sohnes; aber da kannte sie den alten Herrn schlecht.

Rosette wartete, auf der Treppe sitzend, das Ende der elterlichen Unterredung ab. Ihre Seele war beklommen, und sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, um die Blicke nicht zu sehen, die Sophie von der anstoßenden Küche aus auf sie richtete. Die Entscheidung, die sie immer hinauszuschieben gesucht, kam unerwartet wie ein Gewitter über sie. Sie war instinktmäßig vor Amey in le Sentier geflüchtet, und es kam ihr erst jetzt deutlich zum Bewußtsein, daß nun das Band zwischen ihm und ihr zerrissen sei, da der Vater Etienne als ihren Liebhaber bezeichnete und zwar in einer

Weise, die sie mit bangen Vorahnungen erfüllte. Dieselben wollten sie auch nicht verlassen, als sie nach des Vaters Entfernung wieder in die Stube kam und Frau Prichard, die wieder aussah, als ob gar nichts vorgefallen wäre, ihr das Verbot des Vaters mittheilte, der dadurch nur einen neuen Beweis seiner beschränkten Ansichten gäbe. Rosette sollte ganz außer Sorge sein, sie, die Mutter, würde die Sache schon zum glücklichen Ende hinausführen. Väter hätten an den Freiern ihrer Töchter stets zu mäkeln.

Die Zuversicht der Mutter wollte indessen nicht recht bei Rosette verfangen, ihr war ganz seltsam zu Muth, und als sie gegen Mittag Etienne auf das Haus zukommen sah, flüchtete sie schnell aus der Stube.

Etienne stand wie eine Säule, als er von der Mutter das gegen seine Besuche erlassene Verbot erfuhr. Was habe ich Herrn Prichard denn gethan? wehklagte er.

Frau Prichard meinte, sie könnte ihrem Manne nicht so ganz unrecht geben. Was sollten denn die Leute davon denken, daß er so oft ins Haus käme? Ihr guter Ruf sei Rosette's einzige Aussteuer.

Aber ich liebe sie! brach Etienne hervor.

Die Mutter wiegte bedächtig den Kopf. Liebe allein ist nicht das Ding, womit sich Mütter mannbarer Töchter begnügen.

Ich bete sie an, fuhr Etienne fort, der ihr Kopfschütteln für einen Zweifel an dem Feuer seiner Empfindungen nahm.

Frau Prichard seufzte. Das alles hab' ich meinem Alten auch gesagt, Herr Etienne, und Sie sehen, was es genützt hat.

Aber was will er denn? fragte Etienne aufgeregt. Ich kann ohne Rosette nicht leben. Ich meine es ja redlich. Was Ihr Mann gegen mich einzuwenden hat, können doch nur Vorurtheile sein. Alte Leute haben immer Vorurtheile; aber treue Liebe besiegt sie endlich doch!

Frau Prichard hatte Mitleid. Es war nicht recht von ihr, gegen ihren Mann Partei zu ergreifen, aber ihr Herz konnte so großer Liebe nicht widerstehen. Wenn es Etienne nur wirklich ehrlich meinte? Sie waren nur schlichte Leute, und die jungen Herren von heute .... Herr Etienne, Herr Etienne! drohte sie ihm, Sie haben uns wunderliche Dinge von Ihrem Leben in der Fremde erzählt!

Etienne fragte nichts nach Stand und Reichthum, wenn er nur mit Rosette glücklich würde.

Nein, eine solche Liebe! rief Frau Prichard gerührt.

Ins Haus durfte Etienne freilich nicht mehr kommen; allein der Alte konnte ihm doch nicht verwehren, der Frau Prichard und Rosette zuweilen auf ihren Spaziergängen zu begegnen.

Zuweilen! seufzte Etienne. Und die vorgerückte Jahreszeit!

Frau Prichard lächelte überlegen und tröstend zugleich. Jetzt bot sich eine Gelegenheit für ihre Freundinnen, sich für den wöchentlichen Kaffee dankbar zu bezeigen und Frau Prichard, die sie bei diesem Kaffee stets für die unglücklichste Frau von der Welt erklärten, thatsächlich gegen die Tyrannei ihres Mannes zu unterstützen. Namentlich war die Wohnung der Jungfer Tivin vortrefflich gelegen. Ein umzäunter Hof hinter deren Hütte stieß an einen Feldweg. Von diesem konnte man durch eine Hinterpforte unbemerkt in die Stube der alten Jungfer gelangen.

Fräuleiu Tivin versicherte, daß ihr Herz bei dem Anblicke des hübschen Liebespaares wieder jung würde. Ach, sie erinnerte sich bei dem Anblick — sie wollte nicht sagen an was, sie wollte nicht sagen an wen; aber sie gab Frau Prichard mit feuchten Augen Winke, die nicht mißzuverstehen waren. Etienne sorgte übrigens großmüthig dafür, daß es der alten Seele nicht an einem Schälchen Kaffee oder einem Tröpfchen Kirschgeist gebrach, um ihre Erinnerungen zu beleben.

Indessen waren die Liebenden keineswegs so glücklich, als sich Frau Prichard und Jungfer Tivin einbildeten. Rosette fühlte etwas Zwiespältiges in ihrem Wesen, über das sie selbst sich am wenigsten klar war. Nur soviel war gewiß, daß sie die Ruhe nicht genoß, die sie so sehr erwünscht und erwartet hatte. Sie folgte der Mutter nur mit einem leisen Widerstreben zu den Spaziergängen und in die Wohnung der Tivin, wo es sich doch gar behaglich in der Ecke sitzen und vertraulich flüstern ließ, während der Wind Regen und Schnee gegen die Fenster trieb.

Etienne empfand dies sehr wohl; allein die Gegenwart der Andern legte ihm einen Zwang auf, der ihn immer schwerer drückte. Wenn ich dich nur einmal so ganz ungestört an mein Herz drücken und küssen könnte! seufzte er. Vor den alten Weibern kann ich dir doch nicht zeigen, wie sehr ich dich liebe!

Es war Rosette, als spräche er aus, was wie ein Schleier auf ihrer Seele lag. Sie glaubte, es seien die Zeugen, die sie nicht ruhig werden ließen, und sie drückte Etienne mit einem tiefen Blick die Hand.

Es wäre wohl möglich gewesen, was Etienne wünschte,

wenn sie sich auf den Beistand ihrer Schwester hätte verlassen können. Daran war aber nicht zu denken. Das innige Verhältniß zwischen den Schwestern hatte aufgehört, seit Sophie daran nicht mehr zweifeln konnte, daß Rosette sich von Amey abgewandt hatte. Diese Untreue hatte in dem Herzen Sophie's einen Stachel gegen Rosette zurückgelassen, die ihr fortan mit der Scheu eines schlechten Gewissens auswich. Sophie hätte nie die Hand dazu geboten, das Verhältniß ihrer Schwester zu Etienne zu fördern.

Zum Glück — oder auch zum Unglück erinnerte sich Rosette, daß der Vater gewöhnlich schon um neun Uhr zu Bett ging. Wenn Etienne etwas später an die Hausthüre käme, so konnte Rosette wohl einen Augenblick mit ihm plaudern, bevor Sophie in der Wohnstube ihr Strickzeug zusammenlegte und nach der Schlafkammer hinaufging. Um kein Aufsehen im Dorfe zu erregen, mußte Etienne versprechen, zu diesen Zusammenkünften den Pfad am Bache und an der Rothtanne vorüber zu wählen. Etienne ging entzückt auf diese Bedingung ein. Das Geheimnißvolle verlieh der Liebe in seinen Augen einen neuen Reiz, und wenn er, in seinen Mantel gehüllt, Nachts auf dem einsamen rauhen Fußsteig nach dem Hause des Böttichers schlich, so erschien er sich selbst so interressant und wichtig wie der Held eines Romans. Der Mantel war weit genug, auch noch Rosette einzuhüllen, und er hielt sie beide warm und trocken, es mochte winden, regnen oder schneien, während sie in eine Ecke der Hausthüre gedrückt unter dem Schutz der dunklen Nacht sich herzten und küßten. Welch ein Feuer der Leidenschaft loderte aus den Küssen Rosette's! Der Ausdruck ihrer Liebe schien ihr nimmer glühend genug.

Niemand verrieth sie; aber es sahen sie doch andere Augen als die Sterne am Himmel. Wären sie nicht so ganz ausschließlich mit sich beschäftigt gewesen, so hätten sie wohl dann und wann drunten am Zaun, auf der andern Seite der Landstraße einen Schatten bemerken müssen. Dieser Schatten war Amey.

Seit dem Jahrmarkt in le Sentier wußte er, daß ihm Rosette verloren war. Was bisher nur Argwohn und Verdacht gewesen, war durch ihr Benehmen an jenem Tage die herbeste Gewißheit geworden. Rosette war seine erste Liebe, die Liebe eines leidenschaftlichen arglosen Herzens, eines Mannes, der sich bis zur Heftigkeit dagegen sträubte, von seinen Nebenmenschen etwas Nachtheiliges zu glauben, und nun war diese Liebe, dieses Herz, dieser Mann verrathen! O, so jung und schön und doch wirklich so falsch! Das Herz des armen Burschen wurde von dem Schmerz darüber nicht zerdrückt, sondern gleichsam zerrieben. Man sagt, daß die Liebe des Mannes mit der Achtung für den geliebten Gegenstand zugleich aufhört. Wohl, aber ein morgenländischer Spruch sagt: „Jede Liebe pflanzt bei ihrem Entstehen einen Dorn in das Herz, und es blutet, wenn er herausgerissen wird.“ Was nützte es Amey, daß er es wußte und sich gestand, Rosette sei seiner Achtung nicht werth, blutete sein Herz darum weniger? Es war ein ihm neuer unbekannter Schmerz, und er litt darunter um so heftiger. War Rosette seiner Liebe nicht werth, so stand auf der andern Seite alles Glück, welches er in dieser Liebe gefunden, und es stand um so glänzender vor ihm, je gewisser es war, daß er es verloren hatte. Ja, wenn er dasselbe nur mit einem feuchten Schwamme von der Tafel seines Gedächtnisses hätte

weglöschen können! Er hatte auf diese Liebe sein ganzes Lebensglück gegründet: nun lag Gegenwart und Zukunft in Trümmern, und diese Trümmer, unter denen er wandelte, gaben seine Erinnerung an das, was sie einst gewesen waren, nicht frei. Sie füllten seine Ruhestunden, sie belebten seine Träume, sie überkamen ihn bei der Arbeit, daß die sonst so fleißige Hand Raspel, Zange oder Hammer unthätig sinken ließ. Die Arbeit kam ihm zwecklos vor und man sah ihn oft regungslos auf das Werk starren, mit dem er eben beschäftigt war. Seine Gedanken weilten unter den Tannen am Bach, deren Rauschen sich in das Geflüster der Liebenden mischte. Er dachte an jene Dämmerstunde, da er hinter dem Rücken Sophie's den ersten schüchternen Kuß von Rosette's Lippen genascht hatte. Welche brausende Fluth seligster Trunkenheit war mit diesem Kusse über ihn hereingebrochen! Kopf und Herz waren nicht weit genug gewesen, sie zu fassen, und er war die ganze Nacht herumgelaufen, um nur einigermaßen wieder seiner Herr zu werden. Plaudernd, küssend saß er mit ihr auf bemoostem Stein, wandelte er mit ihr verschlungenen Arms unter den Föhren auf und nieder. Ach, und welche Fahrt war es gewesen, eines Montags, nach den Cascaden des Baches. Da lag die sumpfige Wiese, über die sie hinübermußten. Er trug Rosette auf seinen Armen, und sie lag wie ein Kind an seiner Brust und lächelte ihn mit Mund und Augen an. Und mußte er gedenken, daß dieses Lächeln, diese Liebesworte, diese Küsse, diese Schwüre schon falsch waren, als er noch mit völlig vertrauender Seele in ihnen schwelgte, ihnen glaubte? So falsch zu sein! Auch er stöhnte: Gott! machtest du sie so schön und konntest du sie nicht gut machen! Wenn

das Antlitz der Spiegel der Seele, gab es eins, das mehr Vertrauen verdiente, als das dieses jungen Mädchens? Er konnte Rosette entschuldigen, daß sie ihn nicht mehr liebte, das Herz läßt sich nicht zwingen; aber für ihren Verrath gab es keine Entschuldigung. Dennoch war die Erinnerung an die reizende Sünderin so mächtig in ihm, daß sie ihn wiederholt nach Lieu hinübertrieb. Er mußte die Orte wiedersehen, wo er so glücklich gewesen war, das Dach, unter dem sie weilte. Da sah er Rosette an der Brust des Andern. Was er dabei litt, ist nicht auszudrücken, und wer nicht ähnliches gefühlt, vermag es nicht zu begreifen.

Frau Meylan, Claire, Bertholet sahen an Amey's verwandeltem Aeußeren, seiner Unruhe, seiner Unlust zur Arbeit, wie sehr er litt. Er selbst aber schwieg, und wenn er gesprochen hätte, kein Trost kann solche Qualen lindern. Sie müssen im eigenen Busen durchgerungen werden. Das sagte auch Bertholet den Frauen und tröstete sie damit, daß sich Amey ermannen würde. Er verwies sie auf die Kraft in demselben, die wohl abgespannt, aber nicht zerbrochen werden könnte.

Eines Tages, als der alte Prichard eben Feierabend gemacht hatte und aus der Werkstätte in die Wohnstube hinübergehen wollte, sah er auf der Flur einen ihm unbekannten Buben, der sich bei seinem Anblick aus dem Staube machen wollte. Die Hand des Alten aber war schneller, als der im ersten Augenblick bestürzte Bursche, und packte denselben beim Kragen, ehe er seinen Vorsatz ausführen konnte.

Was suchst du hier? Wer bist? Woher kommst? fragte der Alte und zog den Buben, der etwa zwölf Jahre alt sein mochte, mit sich in die Werkstätte zurück.

Jesus, Herr Prichard, heulte der Gefangene, ich wollt' ja nichts Böses thun.

So? entgegnete der Alte, und wie du mich siehst, willst ausreißen. Heraus mit der Sprach', oder ich lass' den Landjäger rufen.

Diese Drohung erschreckte den Buben so, daß er an Leib und Seele zu zittern begann. Jammernd und heulend flehte er den Alten an, ihn doch nur nicht unglücklich zu machen: er wollte ja gern alles bekennen. Und er bekannte in seiner Angst, daß er in der pombal'schen Fabrik Lehrjunge sei, und daß ihm der junge Herr einen Brief gegeben, den er dem Fräulein Rosette bringen sollte.

Aber der Vater sollte davon nichts merken? Ist's nicht so? lachte der Alte bitter, riß dem Burschen den Brief, den dieser aus seiner Jacke hervorzog, aus der Hand, erbrach ihn und las.

Ach Gott! ach Gott! jammerte der Lehrjunge, was soll ich jetzt nur dem jungen Herrn sagen?

Bist noch da? fragte der Alte aufschauend. Sag' ihm, ich ließ' ihn schönstens grüßen und es soll alles besorgt werden, wie sich's gehört.

Damit riegelte er die nach der Straße führende Thüre der Werkstätte auf und schob den Jungen eben nicht in der sanftesten Weise hinaus. Hätte der Liebesbote Flügel gehabt, er hätte sich nicht schneller davon machen können, als er that, sobald er sich in Freiheit sah.

Der Brief enthielt die Nachricht, daß Etienne durch einen Besuch von Verwandten heute verhindert sei, Rosette zu sehen. Diese einfache Mittheilung war indessen in eine so überschwängliche Sprache gekleidet, daß es keine ganz

leichte Arbeit für den alten Prichard war, den Sinn herauszuschälen. Das zarte rosa Papier, dessen sich Etienne bedient hatte, erhielt bei dem Studium einige merkbare Abdrücke von den breiten Daumen des Alten. Wohl eine Viertelstunde lang saß der Meister in trübem Nachdenken auf seiner Schnitzbank. Dann ging er in die Schlafstube und kleidete sich an. Frau Prichard und Rosette saßen indessen in der Stube der Jungfer Tivin und harrten vergebens auf Etienne.

Nun, Meister, was bringen Sie Gutes? fragte der Fabrikant, als der alte Prichard zu ihm ins Comptoir trat.

Leider nichts Gutes für mich, Herr Pombal, sagte der Alte und reichte ihm den Liebesbrief.

Das ist ja die Hand meines Etienne! rief der Fabrikherr. Was soll ich damit?

Lesen Sie nur! sagte der Böttcher.

Herr Pombal zerdrückte das Briefchen zornig in der Hand, nachdem er gelesen hatte, und rief: Der Junge ist toll! Was weiter, Meister!

Das müssen Sie besser wissen, als ich, Herr Pombal! entgegnete der Alte bekümmert. Wie ich zuerst merkt', daß was im Wind' sei, ließ ich ihm durch meine Frau das Haus verbieten. Da sehen Sie, was es genützt hat. Ja, wer kann die Weibsleut' hüten? Und meine Alte ist aufs Heirathstiften versessen, wie der Igel aufs Blut.

Was, gar heirathen? brauste der Andere auf. Das fehlte noch!

Ja, das fehlt meinen Weibern noch, bestätigte Prichard.

Nun, dafür sind wir auch noch da, Meister! lachte Pombal bitter.

Sie wenigstens, seufzte Jener. Ich könnt' meiner Alten hundert Jahr vorreden, es geht nicht; sie bleibt doch dabei, daß es gehen muß. So eine Daub', sie mag noch so hart sein, die zwingt Einer doch zuletzt mit Feuer und Wasser, daß sie sich biegt; aber meine Alte — na, ich will nichts weiter sagen. Mir paßt der junge Herr nicht und Ihnen paßt meine Tochter nicht. Wozu Einen der liebe Gott gemacht hat, das soll er bleiben. Ist doch darum Keiner was besseres oder was schlechteres; das ist die Sach'.

Das ist allerdings die Sache, murmelte Herr Pombal, indem er im Zimmer nachdenklich auf und nieder ging.

Und wenn Sie Ihrem Sohn keinen Riegel vorschieben, aber stark muß er sein, fuhr der Alte fort, dann giebt's Verdruß und Leid auf beiden Seiten. Lieber Sturm im Frühjahr, als Hagelschlag bei der Ernte. Ich sagt' mein Lebtag nicht ja, und die Rosette soll mir der Patron nicht in der Leute Mäuler bringen, und wenn er zehnmal Ihr Sohn wär'.

Pombal reichte ihm die Hand. Seien Sie außer Sorge, Meister, sagte er mit gerunzelter Stirn. Ich will ihm einen Riegel vorschieben, den er nicht aufbrechen soll.

Sie schieden.

Etienne erfuhr erst am nächsten Morgen von seinem Boten, in wessen Hände sein Briefchen gefallen sei. Noch völlig bestürzt darüber ward er in das besondere Arbeitskabinet seines Vaters gerufen. Ob dieser Ruf mit dem Briefe in Zusammenhang stand, wußte er nicht; doch war jenes Arbeitskabinet schon Zeuge so mancher peinlichen Scene zwischen Vater und Sohn gewesen, daß Etienne dem Rufe nicht ohne Bangen Folge leistete. Der strenge, unzufriedene

Blick, mit dem ihn der Vater empfing, war nicht geeignet, ihm Muth zu machen. Herr Pombal kündigte ihm ohne weitere Einleitung an, daß er sich reisefertig zu machen habe, um übermorgen mit der Post nach Genf zu gehen.

Nach Genf? lallte Etienne.

Du wirst vorläufig in das Haus eintreten, in dem du deine Lehrjahre durchgemacht hast, bis sich eine andere Stelle für dich findet, fuhr der Alte fort. Ich habe mit der Mutter über deine Ausrüstung Rücksprache genommen. Was bis zu deiner Abreise nicht fertig ist, wird dir nachgeschickt werden. Du mußt unter strengere Zucht, da du mit Güte nicht zu lenken bist.

Etienne stand wie betäubt, so daß er von dem herben Tadel, mit dem der Vater seinen Leichtsinn, seine Unlust im Geschäft, seine modischen Thorheiten rügte, kaum ein Wort vernahm. Rosette's erwähnte der Vater nicht: er hielt die Liebesangelegenheit durch Etienne's Entfernung aus der Heimath für erledigt.

Etienne wagte keine Einwendung gegen die Anordnung des Vaters, dessen Willensfestigkeit er nur zu gut kannte. Und was sollte er gegen die Verbannung einwenden? Seine Liebe zu Rosette? Er beschwichtigte später sein Gewissen damit, daß dieser Augenblick der ungeeignetste gewesen wäre, seine Herzensangelegenheit zur Sprache zu bringen. Er fand sich auf seiner Stube wieder, ohne zu wissen, wie er aus dem Kabinet seines Vaters dorthin gekommen war. Wie hätte er nur vor wenigen Wochen über seine Verbannung aufgejubelt! Genf war freilich nicht Paris, aber es ließ sich mit leidlichem Gelde doch gut genug dort leben. Die bäuerischen Sitten, die Langweile, und was er sonst noch in

seinem Heimathsdorfe unerträglich gefunden hatte, war jetzt vergessen. Sein wie nach einem äußern Halt umherirrender Blick fiel auf das Kästchen, welches seine pariser Reliquien enthielt. Er öffnete es, betrachtete den Inhalt und schüttete ihn mit einer plötzlichen heftigen Bewegung in das Kaminfeuer. Arme Rosette! seufzte er, sich auf einen Stuhl werfend, und starrte auf die Zettel und welken Blumen, wie sie von der Flamme verzehrt wurden. Plötzlich fuhr er empor. Wie war es denn? Hatte ihm nicht jemand gesagt, daß der alte Prichard gestern Abend nach seinem Vater gefragt habe? Nun ward es ihm klar, daß man ihn nach Genf schicke, um ihn von Rosette zu trennen. O, das Ganze war eine abscheuliche Intrigue! Je wehrloser er dem Willen seines Vaters gegenüber gestanden hatte, je größer jetzt in der Stille seine Empörung. Man behandelte ihn wie ein Kind. Er war kein Kind mehr. Er wurde immer aufgeregter, und mit fieberhafter Ungeduld erwartete er die Nacht. Tausend Plane durchkreuzten seinen heißen Kopf.

Rosette war nicht wenig betroffen, als sie Abends vor der Hausthüre von Etienne den Schlag erfuhr, der so plötzlich ihr Glück zu zertrümmern drohte. Was soll aus mir werden, wenn du fortgehst? wehklagte sie an seinem Halse. Ach, du weißt nicht, was ich um deinetwillen gelitten habe! Sie preßte sich fester an ihn, als ob schon jetzt das Posthorn tönte, welches ihn ihr entführen sollte.

Etienne schöpfte tief Athem. Nein, flüsterte er, sie sollen uns nicht trennen! Du gehst mit mir!

Rosette fühlte seinen Athem glühend heiß auf ihren Wangen. Ja, mit dir! weinte sie. Sie glaubte, er wollte sie mit diesen Worten nur trösten. Aber es war sein Ernst.

Wenn sie ihn liebte, wenn er an ihre Liebe glauben sollte, so mußte sie ihm folgen! Er schlug seinen Mantel um sie und drückte sie feurig an sich. Rosette schluchzte. Er küßte ihre Thränen hinweg. Er schilderte ihr das herrliche Leben, das sie mit einander führen wollten. Er sprach ihr von der Macht, welche geschehene Dinge über den Menschen ausüben. Wenn sie erst die Seinige sei, würde sich auch sein Vater endlich in das Unänderbare fügen. Ueberzeugender als seine Worte waren seine Liebesschwüre, seine heißen Küsse.

Plötzlich schreckte Rosette auf. Es war ihr, als ob sie Schritte gehört hätte. Etienne lauschte. Er vernahm die Schritte deutlich auf dem hartgefrorenen Boden. Aber es war zu dunkel, um etwas zu erkennen. Kein Stern stand am Himmel; schwere Schneewolken bedeckten ihn. Von Nordwest blies ein mit jeder Sekunde stärker anschwellender Wind. Rosette war ängstlich geworden und wollte fort. Etienne hielt sie zurück. Es war ja nicht auffallend, meinte er, wenn man im Dorfe über die Straße gehen hörte? Zudem hätten sie keine Zeit zu verlieren. Er sollte ja schon übermorgen abreisen.

Rosette blieb. Etienne mußte ihr aber versprechen, nur heute nicht durch das Dorf nach Hause zurückzukehren; sie wüßte nicht, was es sei, allein ihr sei so bange.

Sie verstand die Regungen ihres Gewissens nicht, welches sie vor dem Verführer warnte, der sie von Hause fortschmeichelte. Zwischen Furcht und Verlangen getheilt, trank sie die Worte und Küsse ein, mit denen der Leichtsinnige ihre Einwendungen, ihr Sträuben entwaffnete. Wie die Flucht auszuführen sei, wußte Etienne selbst noch nicht. Sein Plan stand noch nicht fest. Es wurde verabredet, daß

sie sich am nächsten Nachmittage bei der Jungfer Tivin treffen wollten. Der Mutter sollte Rosette noch kein Wort von dem Vorgefallenen sagen.

Bist du denn draußen gewesen? fragte Sophie die Schwester nach ihrer Rückkehr. Dein Haar ist ja voll Schneeflocken!

Ich wollt' nur eben sehen, wie das Wetter ist, entgegnete Rosette so unbefangen wie möglich, indem sie wieder ihren Platz am Tische einnahm.

Frau Prichard blickte Rosette verstohlen an und lächelte.

Wie der Sturm heult! murmelte Rosette schaudernd. Auf einmal schnellte sie todtenbleich von ihrem Stuhl auf und rief: Gerechter Gott, hörtet ihr nichts?

Was fällt dir nur ein? sagte die Mutter. Es war der Sturm in den Tannen.

Ah, mir war's, als schrie jemand, stammelte Rosette und lauschte mit weitgeöffneten starren Augen.

Nichts war zu hören, als das Seufzen und Heulen des Sturms, welcher draußen die Tannen zauste und den fallenden Schnee in dichten Wirbeln umhertrieb. Es war schaurig anzuhören, und Rosette mußte den größten Theil der Nacht auf die grausige Musik lauschen. Wie in der Natur, so tumultuarisch ging es in ihrem Kopf und Herzen zu. Sie fühlte, daß Etienne für sie verloren war, wenn sie ihn allein ziehen ließ. Sollte sie die Kämpfe, die es sie gekostet hatte, sich von Amey loszusagen, umsonst durchgerungen haben? Die Mutter konnte es doch nicht falsch mit ihr meinen, wenn sie ihr stets versichert hatte, daß sie zu etwas Besserem bestimmt sei, als die Frau eines Handwerkers zu werden. Sie schauderte, wenn sie daran dachte, daß dies das Ende sein sollte. Sie häufte Grund auf Grund, um

den Schritt vor sich zu rechtfertigen, zu dem Etienne sie bereden wollte. Aber es war seltsam, daß sich ihr immer wieder das traurige, faltenreiche Antlitz ihres Vaters vor die Seele drängte.

Noch ein anderes Augenpaar wollte sich in dieser Nacht nicht schließen. Aber kein unruhiges Gewissen hielt den Schlaf von demselben fern, sondern der Kummer eines Mutterherzens. Amey war, wie so oft gegen Abend fortgegangen, und Frau Meylan zählte mit wachsender Angst an den Glockenschlägen der alten Stutzuhr im Nebenzimmer eine Stunde nach der andern, ohne daß Amey heimgekehrt wäre. Sie ahnte wohl, wohin den Sohn seine abendlichen Gänge führten. So lang war er indessen noch nie ausgeblieben, und der Sturm heulte immer grausiger. Es war zwei Uhr vorüber, als Frau Meylan endlich die Hausthüre öffnen und die Stiege ächzen und knarren hörte. War denn das auch wirklich Amey's Schritt? Er klang so langsam und schwerfällig, wie der eines Greises. Nun war er über dem Haupte der Mutter, wo Amey's Schlafkammer lag. Ein Stuhl ward gerückt und dann hörte Frau Meylan den dumpfen Laut, mit dem Amey die Schuhe, nachdem er sich ihrer entledigt hatte, auf den Boden fallen ließ. Einen Augenblick blieb es still droben. Dann wurden wieder Schritte vernehmbar, nicht so laut wie vorher, doch für ein lauschend Mutterohr deutlich genug. Bald langsamer, bald schneller, aber immer schwerfällig, und fort und fort durchmaßen sie droben die Kammer. Erst gegen vier Uhr ward es still. Die Schritte sagten der Mutter verständlicher als Worte, wie schwer und gewaltig es in der Seele ihres Sohnes arbeitete, und sie weinte und betete um ihn, für ihn.

12.

Der stürmischen Nacht, welche den Schnee an einzelnen Stellen in den Dorfgassen zu Bergen aufgethürmt hatte, folgte ein Tag voll Sonnenschein und Frost. Er fand die Bewohner von Lieu in großer Aufregung. Ueberall standen die Leute mit bestürzten Mienen bei einander, namentlich bildeten sich abwechselnd größere oder kleinere Gruppen vor der Fabrik Pombal's, deren Räder heute nicht arbeiteten. Der Weg, der von hier am Bache nach der Rothtanne führte, war von Gehenden und Kommenden belebt. Es war eine scheue Geschäftigkeit in den Menschen.

Nur in der vereinzelt gelegenen Wohnung Prichard's hatte das Leben in gewohnter Weise begonnen. Die Familie saß eben beim Morgenkaffee, als Jungfer Tivin mit den Worten hereinstürzte: Ach, mein Gott, über das Unglück! Wer hätte das gedacht? Athemlos warf sie sich auf den nächsten Stuhl und rang die Hände.

Verwundert schauten die Andern auf sie, und der Böttcher fragte, was denn geschehen sei?

Die alte Jungfer starrte ihn fast betroffen an, während Frau Prichard sie zu reden drängte.

Du meine Güte, sie wissen wahrhaftig noch nichts! rief die Alte aufspringend. Ach, Frau Prichard! Und was wird Rosette dazu sagen? Jesus! Jesus! Haben Sie's denn noch nicht gehört? — Sie haben den jungen Pombal diese Nacht erschlagen!

Rosette sank mit einem Schrei in Ohnmacht. Frau Prichard ward blaß wie eine Leiche, und der Alte stand starr

da, während Sophie ihrer Schwester zitternd beizustehen suchte. Die Botin aber jammerte: Ach, das Unglück! das Unglück! Wer hätte das gedacht! So'n hübscher junger Mensch.

Wer that's denn? fragte endlich der Alte.

Ja, wer's wüßte, versetzte der Unglücksrabe. Ums Geld war's nicht. Beraubt haben sie ihn nicht. Er hat noch seine Uhr und seinen Geldbeutel bei sich gehabt, auch den Siegelring am Finger. Aber daß Sie noch gar nichts davon wissen? Und wie die Leute erzählen, war's keine tausend Schritt von hier, an den Felsen. Was er nur dort noch so spät am Abend zu schaffen hatte? Ach, die arme Rosette, wie's der zu Herzen gehen wird! Na, es ist ja jetzt kein Geheimniß mehr, wie sie sich lieb hatten, die Rosette und er, und er war ein so schmucker Bursch, der Etienne.

Der Meister fuhr sich mit der Hand über die Stirn, schaute auf Rosette, und dann mit einem Blick auf seine Frau, vor welchem diese den Kopf auf die Brust sinken ließ.

Rosette war unterdessen wieder zu sich gekommen. Ihre Augen wanderten unsicher fragend von dem Einen zum Andern. Alle sahen zu Boden, Sophie weinte.

Todt! murmelte die unglückliche Rosette. Dann fuhr sie von ihrem Sitz empor und jammerte mit wachsender Leidenschaft: Todt! todt! Er ist erschlagen, weil er mich liebt! — Plötzlich stieß sie einen markerschütternden Schrei aus und, sich das Haar wie eine Wahnsinnige zerraufend, rief sie: O, mein Traum! — Amey! —

Eine Sekunde standen die Ihrigen wortlos, betäubt; dann zürnte der Alte auf. Er schalt Rosette toll, während Sophie sie beschwor, um Gottes willen zu bedenken, was sie thäte.

Rosette hörte jedoch in ihrer Aufregung nicht. Er that's, schluchzte sie, und ich bat ihn doch so, wie ich's geträumt hatt', daß er dem Etienne aus dem Weg ginge. Nun ist's doch geschehen!

Du hast ihn gebeten, den Meylan? fragte die Mutter, indem sie sich langsam erhob und auf Rosette zuschritt.

Meylan? fragte die Tivin. Richtig, der Meylan aus le Sentier war's, welcher den armen Etienne fand.

O, du barmherziger Himmel, stöhnte der alte Prichard, sie klagt den Meylan an! Dann ergriff er seine ältere Tochter fast mit Heftigkeit am Arm und zog sie mit sich aus der Stube in die Werkstätte hinüber.

So jung, murmelte er, und so — —

Er vollendete nicht. Sophie warf sich an seine Brust. Vater, weinte sie, du glaubst es doch nicht?

Er schüttelte, sie an sich drückend, traurig stumm den Kopf.

Frau Prichard war indessen mit weitgeöffneten Augen, als erblickte sie ein Gespenst, an Rosette herangetreten.

Du hast den Meylan gebeten, daß er dem Etienne ausweichen soll? fragte sie mit hohler Stimme. Und du hast ihm den Traum erzählt? — Sie legte ihre Hand schwer auf die Schulter Rosette's und fuhr fort: Wie kamst du dazu?

Ja, er that's, fuhr Rosette mit glühenden Wangen fort. O Mutter, Mutter, wenn ich ihn doch nie kennen gelernt hätt'! Nun hat er den Etienne erschlagen.

Frau Prichard stand wie zur Bildsäule erstarrt. Die Wahrheit schlug in ihre Seele wie ein Blitz. Aber auch die Tivin errieth den innern Zusammenhang, hatte sie doch

ihre Busenfreundin, die Frau Prichard, so manches Mal über den hochmüthigen Burschen, den Meylan, sprechen hören.

Ja, und mit dem hatte die Rosette früher ein Verhältniß? rief sie. Mein Gott, nun ist's ja klar, daß es kein anderer gewesen ist, als der Meylan. Und der Traum! Wer hätte das gedacht!

Sie eilte davon, um ihre Entdeckung so schnell wie möglich im Dorfe zu verbreiten.

Der Bäcker von Lieu war der Erste, auf den sie stieß, und den sie zu ihrem Vertrauten machte. Der Bäcker stand im Begriff, die über Nacht entstandene Schlittbahn zu benutzen, um für kürzlich abgeliefertes Getreide das Mehl aus Camard's Mühle zu holen.

Na, der Camard wird ein Gesicht machen, wenn er das hört, murmelte er, sein Gefährt besteigend, während die Jungfer Tivin mit ihrer Neuigkeit weiter eilte.

Er fand Camard im Bette.

Was, können Leute wie ihr auch krank sein? rief der Bäcker in des Müllers Stube tretend. Ich glaubte, ihr seid von Eisen.

Camard hatte beim Oeffnen der Thüre den Vorhang seines Himmelbettes mit einiger Hast zurückgeschlagen und sich mit dem Oberkörper aufgerichtet. Jetzt lehnte er sich wieder auf die Kissen zurück und, dem Kunden die Hand reichend, sagte er mit heiserer Stimme:

Es hat mir schon lang' in den Gliedern gelegen, wird wohl ein Fieber sein, oder so was.

Seine Hand schien dies zu bestätigen; denn sie war eisigkalt und feucht, obgleich in der Stube stark eingeheizt

war. Er sah überhaupt übel aus, wie der Bäcker, welcher jetzt dicht vor seinem Bette stand, bemerkte. Die blühende Röthe war von seinen Wangen verschwunden und die Augen lagen tief und glanzlos in ihren Höhlen. Er sah wenigstens um zehn Jahre älter aus, als er zählte.

Es scheint euch ordentlich gepackt zu haben, bedauerte ihn der Bäcker, und kam dann auf sein Geschäft zu sprechen.

Der Müller entschuldigte sich, daß nur ein Theil des Getreides gemahlen sei. Der Geselle sei ihm Martini aus dem Dienst gegangen, wie der Bäcker wüßte, und er hätte noch keinen andern finden können. Indessen könnte er mitnehmen, was fertig sei; es sei eingemessen.

Wie viel ist's denn? fragte der Bäcker.

Der Müller sann eine Weile nach; dann sagte er verdrießlich: Mein Kopf ist zu nichts mehr nutz; hab's vergessen. Aber 's ist aufgeschrieben in meinem Buch, dort, in meinem Schreibtisch. Können gleich mal nachsehen. Er bat den Bäcker, ihm das Buch zu reichen.

Ist wohl verschlossen, bemerkte dieser nach einem Blick auf den Tisch, welcher in der Nähe des Fensters stand. Steckt kein Schlüssel in der Klappe.

Der Müller griff nach seinen Kleidern, die auf einem Stuhl am Bette lagen, und durchsuchte die Taschen seiner Beinkleider. Der Schlüssel fand sich nicht darin. Was ist denn das? murmelte er.

Vielleicht steckt er in der Weste, meinte der Bäcker.

Aber auch in dieser war der Schlüssel nicht, und ebenso wenig in den Taschen des Oberrockes, die der Müller wiederholt mit einer gewissen Hast durchsuchte.

Laßt's nur gut sein, sagte der Bäcker; es hat ja keine

Eile. Wenn ich den Rest holen komm', muß ja das Ganze stimmen. So viel Scheffel Getreide, so viel Scheffel Mehl: das ist wie's Einmaleins.

Er ging hinaus, um die fertigen Vorräthe auf der Mühle in Empfang zu nehmen. Kaum hatte er die Thüre hinter sich geschlossen, so begann Camard wieder die Taschen seiner Kleider zu durchwühlen. Als auch diese Nachforschung ohne Erfolg blieb, lag er eine Weile nachsinnend; dann erhob er sich mühsam, kniete auf dem Fußboden nieder und schaute unter das Bett, den Behang desselben aufhebend, um Licht zu haben. Auch hier fand sich der Schlüssel nicht. Endlich stand Camard wieder auf, wobei ihn seine Schwäche nöthigte, sich auf die Bettstelle zu stützen. Zitternd kroch er auf sein Lager. Er lag noch nicht lange, als der Bäcker in die Stube zurück kam, um mit Camard zu schwätzen, während sein Geselle draußen mit dem Müllerburschen die Mehlsäcke auf die Schlitten luden. Die Fenster der Stube gingen auf den Hof, und durch dieselben das Aufladen überwachend, sagte der Bäcker: Es ist gut, daß ihr krank seid, Camard; sonst kämt ihr auch in Verdacht.

Erst nach einigen Sekunden erfolgte vom Bett her die fast unverständlich gemurmelte Frage, was er meine?

Ja, wißt ihr's denn noch nicht? gab der Bäcker zurück. Sie haben ja letzte Nacht den Doktor aus Pont holen lassen! Freilich, ihr lebt hier wie ein Einsiedler.

Er erzählte das Unglück, welches sich in Lieu zugetragen hatte.

Camard blieb stumm, und der Bäcker fuhr, an dessen Bett tretend, fort: Das haben wir beide nicht gedacht, als ich euch das letzte Mal von der Liebelei des jungen Pombal

mit der Rosette sagte. Und die Tivin, bei der das Pärchen zusammenkam, hat's wohl auch nicht gedacht, daß es ein solches End' nehmen würde. Ihr wißt, war das ein Geheimniß, welches das ganze Dorf wußte; konnte ja den Mund nicht halten, die alte Schachtel. — Ja, ihr habt wahrhaftig das Fieber, unterbrach er sich. Nun habt ihr die Hitz'. Ihr glüht ja im Gesicht wie ein Backofen.

Wer that's denn? gurgelte der Müller.

Wer's that, meint ihr? fragte der Andere, der sein Ohr nahe hingehalten hatte, um die Worte zu verstehen. Der junge Meylan aus le Sentier war's.

Camard machte eine Bewegung, als ob er sich aufrichten wollte; doch die Kraft mangelte ihm, und sein Gast sagte: Na, ich hab' mich nicht weniger darüber gewundert, wie ihr; aber die Rosette selbst hat es an den Tag gebracht. Wie sie von dem Todtschlag hört, da fährt es ihr heraus, daß sie mit dem Meylan früher ein Verhältniß gehabt, und daß sie immer ein solches Unglück gefürchtet hat, im Wachen und Schlafen. Die Tivin hat's mir just erzählt.

Mit dem Meylan — ein Verhältniß? lallte Camard.

Nicht wahr, die ist fein? lachte der Bäcker. Wie sie's angestellt hat, daß keine Menschenseele was davon gemerkt hat, das weiß der Himmel. Na, der Meylan ist auch ein feiner Bursch. Erst erschlägt er den Pombal und dann geht er hin und macht selbst Lärm, sagt', er hätt' ihn gefunden. Hat sich was mit Finden, wo kein Mensch in so später Zeit was zu suchen hat. Was hatt' er überhaupt in Lieu zu thun, wenn er nicht dem jungen Pombal auf den Dienst paßte? Er ist oft Abends im Dorf gesehen worden.

Der Meylan! war alles, was der Müller auf diese

Erzählung mit fast tonlos heiserer Stimme hervorbrachte, während der Bäcker wieder an eins von den Fenstern trat und hinausschaute.

Soll sonst ein ordentlicher, fleißiger Mensch sein, sagte er nach einer Weile. Aber freilich, wenn einem solch ein Blitzmädel erst den Kopf verrückt — Na, ihr wißt auch ein Lied davon zu singen, lachte er; dankt eurem Schöpfer, daß ihr bei Zeiten losgekommen seid.

Einige Minuten später war das Aufladen beendet und der Bäcker nahm Abschied.

Macht nur, daß ihr bald wieder auf die Beine kommt, sagte er, schüttelte dem Müller die Hand und ging.

Diese Hand war so eisigkalt wie zu Anfang, die Gluth war wieder aus dem Gesicht des Müllers verschwunden, der sich mit Zähneklappen bis über den Kopf in die Decken hüllte.

Der alte Prichard hatte seinen Lehrlingen einen Feiertag gegeben. Er selbst war so tief erschüttert, daß er sich zu jeder Arbeit unfähig fühlte. Sophie erzählte ihm, wie ihre Schwester auf den Verdacht gegen Amey käme. Es gab kein Geheimniß mehr zu bewahren, Rosette hatte ja selbst den Schleier in ihrem Schmerz gelüftet. Der Vater beklagte, daß Sophie nicht früher den Mund aufgethan hätte. Es hätte ihm ja nichts lieberes geschehen können, als wenn Amey die Rosette geheirathet hätte. Aber es geschieht ihr Recht, rief er bitter.

Der Meylan war ihrem Hochmuth zu gering; nun hat sie Keinen. Wenn's nur nicht noch mehr Unglück giebt! Es sind zu viel Weiberzungen im Spiel.

Die Scheu vor diesen Zungen hielt ihn ab, ins Dorf

zu gehen und nähere Erkundigungen über das unglückliche Ereigniß einzuziehen.

Nachmittags kam ein Landjäger zu ihm in die Werkstätte. Er bestellte Rosette auf die Präfektur.

Da haben wir's! rief der Alte. Kaum denkt man an den Wolf, so hört man ihn auch schon heulen.

Er fragte, ob man noch keine Spur von dem Thäter hätte. Der Landjäger zuckte mit geheimnißvoller Miene die Achseln. Man spricht zwar im Dorf allerlei, was ich denn auch pflichtschuldigst dem Herrn Friedensrichter gemeldet habe, sagte er; aber — War sehr unüberlegt von diesem jungen Menschen, dem Meylan, daß er nicht gleich der Polizei Anzeige machte. Statt den Todten liegen zu lassen, wo er ihn fand, und auf die Präfektur zu laufen, was thut er? Er schleppt ihn nach der Rothtanne, weil's da heller ist, als zwischen den Felsen, und wie er das Blut nicht stillen kann, da läuft er nach der Fabrik und macht Lärm. Sehr unüberlegt, das, oder — hm, wird sich ja zeigen. Sehen Sie, Herr Prichard, um zehn Uhr etwa war das Verbrechen begangen worden, und erst nach zwölf Uhr erhielten wir die Anzeige. Wahrscheinlich hätten wir sie erst heute erhalten, wenn der Doktor, den sie gerufen hatten, nicht darauf gedrungen wäre. Gewaltsamer Tod, herbeigeführt durch Schläge mit einem stumpfen Werkzeug auf den Kopf, lautet des Doktors Attest. Wie wir uns nun an Ort und Stelle begaben, um nach Befund daselbst das Protokoll zu ergänzen, da war es schon viel zu spät. Hatte der Schnee die Spuren schon so verweht, daß die Stelle, wo der Kampf stattgefunden, denn ein solcher war dem Morde vorausgegangen, nur noch mit Mühe zu erkennen war. Heute Morgen

veranstalteten wir eine zweite Inspektion; aber da lag der Schnee knietief.

Wo ist's denn eigentlich geschehen? fragte Prichard nach einer Pause.

Sie kennen ja die Rothtanne am Bach? entgegnete der Landjäger. Keine zwanzig Schritte von dort auf dem Wege nach Ihrem Hause. Wissen Sie, wo die Felsen über den Steig hängen. — Na, vergessen Sie nicht, Fräulein Rosette möchte doch sobald wie möglich heraufkommen.

Er ging.

Der alte Prichard begleitete Rosette zum Friedensrichter. Sie war mehr todt als lebendig; ihre Einbildungskraft mit Schreckbildern erfüllt.

Sophie war kaum gefaßter. Die Frage, was Rosette aussagen würde? trieb sie mit wachsender Unruhe im Hause umher. Die Dunkelheit war bereits hereingebrochen, als Vater und Schwester endlich zurückkamen. Rosette war in Thränen gebadet, der Vater düster und niedergeschlagen.

Rosette hatte gestanden, daß sie Etienne kurz vor dem Verbrechen heimlich gesprochen, sie hatte angegeben, daß sie auf keinen andern Feind des Ermordeten zu rathen wüßte, als auf Amey Meylan. Die Zunge der Tivin hatte rasch und sicher im Dorfe gewirkt, und ihr Gerede war bereits zur Kenntniß des Friedensrichters gekommen. Rosette hatte ihren Traum ausführlich erzählen und gestehen müssen, daß sie dem Amey die Treue gebrochen. Von Zeugen, die der Friedensrichter bereits vernommen, war festgestellt worden, daß Amey öfter zu später Abendzeit im Dorfe gewesen, und Rosette hatte der Schritte erwähnt, die sie aus Etienne's Armen aufgeschreckt hatten.

So berichtete der Vater tief bekümmert. Frau Prichard rief mit der Schärfe des Hasses: Nun mag der Herr Meylan zusehen, wie ihm der Hochmuth bekommt.

Ja, du möchtest ihm wohl gar den Kopf vor die Füße legen, weil er dir deine Kartenhäuser umgeworfen hat, grollte der Alte.

Sophie stöhnte tief auf. Es wurde von keinem ein Wort mehr den Abend über gesprochen. Als der Alte in die Schlafstube ging, schlich ihm Sophie nach.

Vater, flüsterte sie, wär's nicht besser, wenn der Amey wüßte, was die Menschen von ihm denken und reden?

Der Alte sah sie nachdenklich an. Du hast Recht, sagte er nach einer Weile. Ich will morgen hinüber.

Gleich nach dem Frühstück am nächsten Morgen machte er sich auf den Weg.

Als er in die Wohnstube der Wittwe trat, sah er Frau Meylan auf dem Lehnstuhl in der Nähe des Ofens sitzen. Große Thränen rannen über ihre welken Wangen. Vor ihr kniete Claire, das Gesicht in dem Schooß der Mutter verborgen. Sie schluchzte laut. Neben ihnen stand Bertholet.

Der alte Prichard kam zu spät. Amey war gleich nach Tagesanbruch verhaftet worden.

13.

Ungefähr vier Stunden von dem Lac de Joux entfernt liegt Orbe, die Hauptstadt des Kreises, einst Hauptstadt von Kleinburgund. Manche geschichtliche Erinnerung knüpft sich an die alte Stadt, die malerisch an dem Ufer des Flusses

sich erhebt, dessen Namen sie trägt. Hierher ließ der Connetable Herpon, Graf von Orbe, jenes dämonische Weib, von dessen Charakter und Thaten so mancher Zug in das Nibelungenlied übergegangen ist, die Königin Brunhilde führen, bevor er sie zu ihrem entsetzlichen Ende an Clothar auslieferte. Von dem Schlosse, in welchem die achtzigjährige Greisin nach der Schlacht an der Aisne gefangen gehalten wurde, schauen nur noch zwei Thürme in das Orbethal hinab. Einer von diesen Thürmen war Amey's Gefängniß.

Amey hatte sein erstes Verhör bestanden. Mit Fassung war er vor den Richter getreten; wie vernichtet war er in das Gefängniß zurückgekehrt. Ohne der Gefahr zu achten, die er dadurch über sein eigenes Haupt heraufbeschwor, hatte er in seiner Aussage alles vermieden, was Rosette's Ruf hätte bloßstellen können, und auf solche Fragen ganz geschwiegen, die er nicht beantworten konnte, ohne ihr zu schaden. Nun hatte er durch den Mund des Verhörrichters erfahren müssen, daß ihn Rosette zuerst als Mörder Etienne's angeklagt! Die Wirkung dieser Mittheilung auf ihn war so fürchterlich, daß das Verhör vertagt werden mußte. So sehr war seine Mannheit überwältigt, daß er, in das Gefängniß zurückgeführt, bewußtlos auf sein elendes Lager taumelte.

Indessen verlor Bertholet keine Zeit, für die Rettung des Freundes zu wirken. Man empfahl ihm den Advokaten Rambert in Yverdon als einen talentvollen Anwalt, und derselbe übernahm auch bereitwillig Amey's Vertheidigung. Doch vermochte er nach genauer Einsicht der Akten Bertholet keine große Hoffnung auf Freisprechung seines Freundes zu machen. Amey stellte entschieden in Abrede, die Hand gegen

Etienne aufgehoben zu haben; doch alle Umstände zeugten wider ihn. Er wollte sich an dem verhängnißvollen Abend auf der Dorfgasse, unweit der Fabrik Pombal's, befunden haben, als ihn ein zweimaliger Hülferuf auf die Stätte des Verbrechens gelockt. Er hätte Etienne blutend am Boden gefunden; noch aber sei Leben in ihm gewesen. In seinen Armen hätte er seine Seele ausgehaucht. Aber nirgends war eine Spur, nicht das geringste Anzeichen von der Anwesenheit einer andern Person als der des Angeklagten an dem Orte der That, und Amey leugnete nicht, wie öfter vorher, so auch an jenem Abend Zeuge der nächtlichen Unterredung des Liebespaares gewesen zu sein.

Bertholet kehrte schwer bekümmert von dieser Unterredung heim. Was sollte aus Frau Meylan und ihrer Tochter werden, wenn Amey verurtheilt wurde? Schon seit Anfang des Herbstes hatte Amey, von seiner unglücklichen Liebe in seiner Thätigkeit gelähmt, so gut wie nichts mehr verdient. Die Seinigen zehrten von den Ersparnissen früherer Tage; es konnte nicht mehr lang so fortgehen.

Bertholet fand bei seiner Rückkehr Claire, wie sie der Mutter aus der Bibel vorlas. Sie lasen die Leidensgeschichte des Erlösers. Bertholet mochte bei ihnen nicht größere Hoffnungen erwecken, als ihm selbst der Advokat gemacht hatte. Ein trauriges Schweigen folgte seinem Bericht über die Unterredung mit Rambert.

Wenn es nicht des Herrn Wille ist, daß dieser Kelch an ihm und uns vorübergehe, sagte Frau Meylan endlich mit leiser bebender Stimme, sein Wille geschehe!

Wir müssen den Fall ins Auge fassen, äußerte Bertholet, damit uns der Schlag nicht unvorbereitet trifft.

Ich kann's nicht fassen, schluchzte Claire, die Hände gegen die Stirn drückend.

Es ist das schlimmste nicht, wenn er unschuldig leidet, sagte Bertholet nach einer Weile. Welch ein Leben für Amey mit dem Bewußtsein und der Erinnerung an seine übereilte That! Aber denken wir daran, wie es werden soll, wenn er vielleicht auf Monate der Freiheit beraubt wird! Er faßte die Hand seiner Braut und fuhr fort: Wir haben unsere Verbindung auf Ostern festgesetzt; es ist kein Hinderniß, daß wir nicht schon auf Sonntag über acht Tage ein Paar werden. Man wird uns gern das dreimalige Aufgebot erlassen.

Claire schaute ihn mit der größten Ueberraschung an. Sie machte ihm fast einen Vorwurf daraus, daß er bei dem schweren Geschick, welches auf ihnen lastete, derartige Gedanken hegen konnte.

Eben darum, versetzte er. Auch er hatte sich den Tag ihrer Verbindung als ein heiteres Fest gedacht; allein er wollte ja nur das Recht haben, ihr und der Mutter in der Zeit des Unglücks die nächste und natürlichste Stütze zu sein. Nicht wahr, Mutter, wandte er sich an Frau Meylan, Sie geben Ihre Einwilligung?

Gott segne Sie, rief Frau Meylan ergriffen, Sie sind ein braver Mensch, Bertholet. Aber haben Sie es auch bedacht, daß kein Flecken auf unserem Namen war, als Sie sich der Claire verlobten?

Und ist es jetzt anders? versetzte der Maler lebhaft.

Claire drückte ihm mit erglühenden Wangen die Hand. Sie verstand vollkommen seine Absicht. Versprich mir eins, Lieber, sagte sie. Ich hab' schon oft in der Stille daran

gedacht. Es giebt ja so manchen Zweig in der Uhrmacherkunst, den die Frauen eben so gut ausüben können, wie die Männer. Warum könnte nicht auch ich Uhren reguliren und Uhrenfedern machen? Ich werde mich hoffentlich nicht zu ungeschickt dabei benehmen. Versprich mir, mich in dem Einen oder dem Andern zu unterrichten.

Aber du wirst keine Zeit zum Lernen haben, entgegnete Bertholet, wenn du meinen Vorschlag annimmst.

Sie schüttelte den Kopf. Kann ich ihn denn annehmen? versetzte sie. O, es ist nicht um des Fleckens willen, von dem die Mutter sprach; denn du liebst mich, und du fragst nicht, was die Leute davon denken, wenn du redlich handelst. Aber es wäre von mir ein ewiges Unrecht an deiner Zukunft, wenn ich jetzt Ja sagte. Du selbst würdest es mir eines Tages in der Stille deines Herzens zum Vorwurf machen; doch dann wäre es zu spät. Sie sagte ihm, daß nicht das Handwerk, sondern die Kunst sein eigentlicher Beruf sei. Er müsse wieder ganz zur Kunst zurückkehren. Das hätte auch Amey oft genug wiederholt. Gott hätte ihn zum Maler geschaffen, und das sollte er nun auch werden. Sie seien zwar übereingekommen, auf Ostern ein Paar zu werden; aber sie müßte ihr Wort zurücknehmen. Sie würde ihm nicht eher zum Altar folgen, als bis seine Zukunft als Künstler gesichert sei. Sie hätte ihm das Alles schon längst gesagt, wenn nicht das Unglück dazwischen gekommen wäre.

Bertholet erhob lebhaften Einspruch. Er hatte es sich nicht verhehlt, daß die Annahme seines Vorschlages ihn für immer von seiner Kunst schied. Die Liebe zu derselben war mit dem Erfolg wieder gewaltig in ihm erwacht; aber er liebte Claire, er liebte Amey, und die Verhältnisse derselben

erheischten das Opfer. Dasselbe nicht zu bringen, erschien ihm als die größte Selbstsucht.

Claire ließ seine Einwendungen nicht gelten, und es entstand der edelste Wettstreit zwischen dem Brautpaare. Claire rief endlich die Mutter für sich auf. Hatte sie nicht Recht damit, daß ein verfehlter Beruf kein dauerndes Glück schaffen könnte?

Frau Meylan mußte ihrer Tochter beipflichten, und diese ging endlich als Siegerin aus dem Kampfe hervor.

Du wirst uns in dieser Zeit der Trübsal nicht verlassen, sagte sie, sich an Bertholet's Brust schmiegend. Wir werden uns gegenseitig stützen und tragen, als ob wir Mann und Frau wären. Und nicht wahr, du nimmst mich als deinen Lehrburschen an?

Bertholet drückte sie schweigend an sich.

Er kam ihrem Wunsche nach, und sie erwies sich als eine geschickte Schülerin, die bald des Lehrers nicht mehr bedurfte.

Es zeigte sich jetzt, in welcher Achtung Frau Meylan und die Ihrigen in le Sentier standen. Von allen Seiten erhielten sie Beweise des regsten Antheils an dem plötzlich über sie hereingebrochenen Geschick, und die angesehensten Männer im Dorfe erboten sich, für Amey's guten Leumund Zeugniß abzulegen. Umgekehrt wurde Rosette von den Dorfgenossen in Lieu allgemein dafür verurtheilt, daß sie den Verdacht des Mordes auf denjenigen gelenkt, dem sie die Treue gebrochen hatte.

Rosette selbst fühlte sich im höchsten Grade elend. Alle ihre verlockenden Aussichten und Hoffnungen waren zertrümmert, und dazu gesellten sich die Vorwürfe ihres Gewissens,

daß sie Etienne beredet, auf dem Pfad an den Felsen nach Hause zurückzukehren. Es war der schrecklichste Augenblick für sie, als am Begräbnißtage Etienne's das Trauergeläute über das Dorf hin klagte. Fast alle männlichen Bewohner desselben hatten sich dem Leichenzuge angeschlossen.

Ja, heule nur! rief ihr die Mutter zu. Nicht der Meylan, sondern dein eigener Leichtsinn und Ungehorsam haben den armen Menschen in sein frühes Grab gebracht.

Und wenn ich's gethan habe, fuhr Rosette auf, so hast du mich dazu getrieben. Ich hätte nie an den Etienne gedacht, wenn du mir nicht mit deinem ewigen Reden den Kopf verdreht hättest.

So heirathe doch den Meylan, höhnte Frau Prichard sie mit funkelnden Blicken. Einen ehrlichen Mann bekommst doch nicht mehr.

Seitdem gab es keinen Frieden mehr zwischen Mutter und Tochter. Frau Prichard konnte es Rosette nicht verzeihen, allen ihren hochfliegenden Planen ein Ende gemacht zu haben, und immer wieder warf sie ihr das Verhältniß mit Amey vor. Frau Prichard erinnerte sich jetzt, daß sie in ihrer Jugend ein Muster weiblicher Tugenden gewesen sei. Sie sei doch auch jung und schön gewesen, aber es könnte ihr Niemand nachsagen, daß sie mit Diesem und Jenem herumgeliebelt hätte. Rosette möchte nur mal hören, was die Leute dagegen von ihr im Dorfe sprächen.

Rosette wurde durch alles dieses außer sich gebracht. Verbitterung und Trotz bemächtigten sich ihrer mit jedem Tage mehr, Trotz gegen die Sticheleien und Vorwürfe der Mutter, sowie gegen das Urtheil der Dorfbewohner, von dem sie durch die Kaffeeschwestern ihrer Mutter nur zu viel

erfuhr. Namentlich hielt es die Jungfer Tivin für eine heilige Pflicht der Freundschaft, Mutter und Tochter von allem zu unterrichten, was man im Dorfe Nachtheiliges über sie redete. Aber dieser Trotz gegen das Urtheil der Welt trat nur gegen die Mutter hervor, die sie ja gelehrt hatte, dasselbe zu verachten, und die nun plötzlich so große Stücke darauf hielt. Sie wagte seit dem unglücklichen Ereigniß nicht mehr, den Fuß aus dem Hause zu setzen.

Es war natürlich, daß sie Amey alle Schuld aufbürdete. Sie wurde hierin von der Mutter bestärkt, welche, leidenschaftlicher als sie, Amey glühend haßte. Dieser Haß schärfte dann wieder ihre Vorwürfe gegen Rosette, die alle ihre guten Lehren so in den Wind schlagen konnte, sich mit einem solchen Menschen „einzulassen." Frau Prichard namentlich triumphirte gegen ihren Mann, der zuweilen Bertholet besuchte, als sie erfuhr, wie bedenklich im besten Falle Amey's Sache stand, und Rosette äußerte gegen ihre Schwester: Du hast mich immer gescholten, daß ich von deinem Amey nichts wissen wollte; nun siehst du, daß ich Recht hatte.

Sophie entgegnete nichts; aber ihre sanften Augen leuchteten von einer Flamme auf, vor der sich Rosette verlegen abwenden mußte. Ihren Glauben an Amey's Unschuld vermochte nichts zu erschüttern. Warum mußte gerade Amey der Thäter sein, wenn das Verbrechen aus Eifersucht begangen war? Sie fragte sich, ob er denn allein Ursache zur Eifersucht auf Etienne gehabt habe? So viele Bursche hatten ja ihrer Schwester den Hof gemacht, waren in dieselbe verliebt gewesen! Jetzt durchzuckte sie die Erinnerung an Camard, sein Benehmen gegen Etienne, die Wuth, mit der er

den Jahrmarkt in le Sentier verlassen hatte. Aber er war seitdem nicht wieder in Lieu gesehen worden. Und mußte denn durchaus Eifersucht der Beweggrund zur That gewesen sein? Konnte Etienne nicht auch andere Feinde haben, und war wirklich Eifersucht im Spiele, mußte Rosette deren Gegenstand sein? Etienne war ja so leichtsinnig!

Doch wenn Amey nicht der Thäter, so mußte sich irgend eine Spur, irgend ein wenn auch noch so unbedeutendes Anzeichen von der Anwesenheit einer andern Person an Ort und Stelle auffinden lassen! Man hatte freilich gleich in der Unglücksnacht den Schauplatz des Verbrechens mit Laternen und Windlichtern und am folgenden Morgen abermals durchsucht; indessen konnte doch irgend etwas übersehen worden sein. Diese Möglichkeit ließ Sophie keine Ruhe und sie überwand endlich das Grauen, welches ihr die Unglücksstätte einflößte. Unter den überhängenden Felsen, bei denen das Verbrechen begangen war, hatte sie eines Tages mit der Schwester und Amey Schutz gefunden, als sie von einem Gewitter überrascht wurden. Wie vergnügt hatten sie dort neben einander gekauert, während der Donner über ihnen rollte!

Eines Nachmittags betrat sie den verhängnißvollen Pfad an den Felsen. Eine Fülle von Gedanken, Erinnerungen, Vergleichen stürmte unter den beschneiten Tannen auf sie ein. Aber das war nicht die Stimmung des Geistes und des Gemüthes, dessen sie für ihr Unternehmen bedurfte. Sie blieb stehen und rang gewaltsam mit ihren schmerzlichen und schrecklichen Eindrücken, bis sie dieselben übermeistert hatte. Dann ging sie langsam weiter, vor sich auf den Pfad und zu beiden Seiten desselben in das Gebüsch

spähende Blicke werfend. So betrat sie die Unglücksstätte selbst. Neue Schauer überkamen sie hier, und sie zitterte. Da faltete sie die Hände und betete aus geängstigter Seele: Gieb mir Kraft, mein Gott! gieb mir Kraft!

Gefaßter begann sie mit einem dürren Tannenzweige in dem Schnee zunächst den Felsen und so auf dem ganzen Platze und dann auf der andern Seite des Fußsteiges zwischen den Büschen umherzustochern. Sie fand nichts, auch ließ der gefrorene Schnee ihr gebrechliches Werkzeug nicht tief eindringen. Langsam setzte sie ihre Nachforschung bis zu der Rothtanne fort. Sie hatte selbst den Muth, jeden Ast, der hier und dort am Boden lag, aufzuheben, und, wenn auch mit innerem Schauder, genau zu besehen. Ihre Mühe war vergebens; aber sie ließ sich dadurch nicht von der Fortsetzung ihres Unternehmens abschrecken, und jeden Nachmittag ging sie wieder, sobald ihre häuslichen Geschäfte beendet waren, unter die Föhren und Felsen hinaus. Ihr Eifer wuchs fast mit der Erfolglosigkeit. So durchforschte sie den Pfad und dessen Umgebung von dem elterlichen Hause an bis zu dem Bache hinunter, fast Zoll für Zoll, ohne auch nur das Geringste zu finden. Der fortdauernde Frost machte diese Nachsuchungen nicht wenig beschwerlich.

Eines Morgens trat Thauwetter ein, anhaltender Regen folgte, so daß Sophie zwei Tage lang ihr Suchen aussetzen mußte. Am dritten Nachmittage begab sie sich wieder an ihr Werk. Eine halbaufgelöste Schneemasse, in die sie bei jedem Schritt tief einsank, bedeckte den Steig. Spähend wie immer, hatte sie etwa die Hälfte des Weges bis zu den überhängenden Felsen zurückgelegt, als sie am Rande des Steiges, zur linken Hand, bei einem jungen, dicht über der

Wurzel abgebrochenen Tannenbäumchen etwas Schwarzes, Dreieckiges aus dem geschmolzenen Schnee heraussteckén sah. Was es war, vermochte sie im ersten Augenblick nicht zu entscheiden. Wie sie sich bückte und den Gegenstand vollends aus dem Schnee hervorzog, da war es ein Geldtäschchen mit einem Stahlrande und einem Schildchen von demselben Metall. Die Farbe des Leders war nicht zu erkennen; es war von der Nässe tiefschwarz und die metallene Einfassung verrostet. Das Herz des Mädchens schlug bei diesem Funde so gewaltig auf, daß sie mehrere Sekunden warten mußte, bis ihre zitternden Hände das Schloß zu öffnen vermochten. Die Tasche enthielt einige Frankenthaler, etwas kleine Münze und einen Schlüssel von polirtem Stahl. Froh, als ob nun die Rettung Amey's außer Zweifel sei, barg sie den Fund in ihrer Kleidertasche. Doch schon die nächste Minute dämpfte ihre Freude, indem sich ihr die Frage aufdrängte, ob das Täschchen nicht eben Amey gehöre? Etienne konnte nicht dessen Eigenthümer sein; denn sie erinnerte sich, daß von den Gegenständen, welche dieser gewöhnlich bei sich trug, nichts vermißt worden war. Dem nächsten inneren Antriebe folgend eilte sie ohne Rast vorwärts, bis sie athemlos in Bertholet's Stube stand.

Kennen Sie das? keuchte sie dem Ueberraschten entgegen, indem sie ihm das Geldtäschchen hinhielt. Gehört's dem Amey?

Bertholet verneinte. Sein Freund besaß gar keins. Er trug sein Geld gewöhnlich lose in der Westentasche.

Aufathmend erzählte Sophie, wo sie den Fund gethan. So ist Amey an jenem Abend nicht allein dort gewesen, sagte sie.

Bertholet hätte ihrer Behauptung nur zu gern um des Freundes willen beigepflichtet; allein sie erschien ihm doch zu kühn. Er machte das aufgeregte Mädchen darauf aufmerksam, daß das Täschchen eben so gut auch vor wie nach jenem Unglückstage von dem Eigenthümer verloren sein könnte. Diese Bemerkung machte Sophie ein wenig kleinmüthig. Es könnte wohl so sein, meinte sie nachsinnend. Aber ich werd's herausbekommen, setzte sie nach einer Weile wieder zuversichtlich hinzu.

Sinnend ging sie heim. Soviel ward ihr bald klar, daß ein durchreisender Fremder das Täschchen nicht verloren haben konnte. Denn wie sollte derselbe den Fußsteig an den Felsen kennen? Aus dem Dorfe konnte das Täschchen auch Niemand verloren haben; es wäre sonst ausgetrommelt worden. Dieser Schluß war freilich falsch, und sie gestand es sich auch später, als sie sich in der Nacht über ihren Fund zersann; aber jedenfalls mußte derselbe jemand gehören, der Ursache hatte, seinen Verlust geheim zu halten, und ferner dachte sie, daß derjenige, der so viel Geld bei sich führe, nicht arm sein könnte. Aber wer war es? Camard fiel ihr wieder ein.

Sie erschrak heftig. Mußte denn Camard der Eigenthümer sein, weil sie ihn wegen seines eifersüchtigen Wesens im Verdacht hatte? Und wenn er wirklich der Eigenthümer war, mußte er das Täschchen gerade an jenem Abend verloren haben? Sie sah an dem Beispiel Amey's, wie leicht Jemand in Verdacht kommen konnte. Indessen kehrten ihre Gedanken immer wieder zu dem Müller zurück. Die Hauptsache blieb, zunächst festzustellen, daß derselbe wirklich der Eigenthümer sei. Unzählige Entwürfe, wie sie es erfahren

könnte, durchkreuzten ihren Kopf. Endlich stand ihr Entschluß fest, und sobald sie am nächsten Tage den Mittagstisch abgeräumt hatte, warf sie ihren Mantel um und schlüpfte zur Hinterthüre davon. Das Geldtäschchen, welches sie am Abend zuvor auf der Herdplatte getrocknet hatte, hatte sie bei sich. Sie verfolgte den Felsenpfad, aber in der von le Sentier entgegengesetzten Richtung, und eilte so rasch auf demselben fort, als sie vermochte. Erst als sie das Dorf Pont hinter sich hatte und nun die Felsenmühle Camard's vor ihr lag, blieb sie tief aufathmend stehen. Sie mußte erst ihr rasch schlagendes Herz beschwichtigen, ehe sie in die Mühle zu treten wagte. Dabei fiel ihr ein, ob es denn auch recht gethan sei, daß sie sich gleichsam wie eine Späherin in des Müllers Haus drängen wollte. Doch der Gedanke, daß es die Rettung Amey's gelte, verscheuchte ihre Bedenken.

Die Mühle stand, und Camard's Lehrling war vor der Thüre mit dem Schärfen eines Mühlsteines beschäftigt. Sophie fragte den jungen Menschen nach der Haushälterin.

Geht nur hinein, sagte er. Die dritte Thüre links.

Auf Sophie's Pochen wurde die Thüre von innen geöffnet, und eine ältliche Frau erschien auf der Schwelle. Es war Frau Rocle, die Haushälterin. Sophie hatte den Müller öfter von ihr sprechen hören. Frau Rocle war schon unter den Eltern Camard's als Köchin in die Mühle gekommen und unter dem Sohn zu dessen Hausminister emporgestiegen. Camard pflegte sie zu loben, daß sie so treu sei wie Gold.

Die Alte hatte ein gutmüthiges Gesicht. Sie gab sich als die Wirthin zu erkennen und fragte nach des Mädchens Begehr.

Eigentlich wollt' ich zu dem Meister, entgegnete diese.

Er war ausgegangen.

Sophie stand verlegen. Ihre Absicht war es gewesen, Camard das Geldtäschchen in Gegenwart der Frau Rocle zu übergeben. Diese ließ ihr jedoch keine Zeit zu überlegen, was nun zu thun sei; sie fragte Sophie, was sie von dem Meister wolle?

Ja, das ist eine eigne Sach', versetzte Sophie, um nur Zeit zu gewinnen.

Eine eigne Sach'? fragte Frau Rocle. Aber kommt doch in die Stub'; wir brauchen darum nicht in dem eisigen Zugwind' zu stehen.

Sophie folgte ihr in die Stube, die ein gutes Zeugniß von der Haushaltung der Wirthin ablegte. Es sah darin ordentlich und sauber aus.

Also eine eigne Sach' ist's? begann die Frau in der Stube wieder. Wer seid ihr denn?

Der Meister kennt mich schon, versetzte Sophie, und ihr werdet meinen Namen wohl auch gehört haben. Ich heiß' Sophie — Sophie Prichard.

Herr Gott, ihr seid —? rief Frau Rocle mit keineswegs angenehmer Ueberraschung.

Ich bin die Schwester! bemerkte Sophie.

Ja so, die Schwester, wiederholte die Alte beruhigt. Freilich, die Andere heißt ja Rosette. Na, sieht die euch ein wenig ähnlich?

Ihr seht, ich hab' die Blattern gehabt, versetzte Sophie unbefangen.

Ein hübsch Gesicht ist auch nicht immer ein Segen, sagte die Frau. Aber der Name, den ihr da nanntet, ist

mir so in die Glieder gefahren! Sie setzte sich und deutete dem Mädchen, daß sie auch Platz nehmen möchte. Aber die Sach', von der ihr spracht, ist's was mit der Rosette?

Sophie verneinte.

Gott sei Dank! rief die Wirthin. Seht, der Meister hat so viel wegen eurer Schwester ausgehalten! Es war schrecklich. Ja, wenn ihr ihn nur gesehen hättet, wie er vom Jahrmarkt in le Sentier heim kam, ihr wißt ja, wo er den Korb bekam! Fing er da einen Streit mit dem Gesellen an. Gott verzeih' mir die Sünd', sie hätten einander wohl ein Leid's gethan, wenn ich nicht in meiner Angst dazwischen gefahren wär' mit meinem Gezeter und hätte mich an des Meisters Arm geklammert. Na, der Gesell schnürt' noch selbigen Tags sein Bündel und seitdem hat der Meister noch keinen andern gefunden. Von da an verstand der Meister keinen Spaß mehr. War wie ein Pulverfaß, das immer gleich auffflog. Nachher war er so schlecht, daß er zwei Tag' zu Bett liegen mußt'. Er kann sich auch noch immer nicht erholen. Wißt ihr, die Ruh' fehlt; er kann Nachts nicht schlafen. Es ist ein Jammer, wenn ihr ihn sehen werdet, wie er abgefallen ist. Na, eurer Schwester hat's auch keinen Segen gebracht. — Aber was wollt ihr denn von dem Meister?

Ja, was ich will? entgegnete Sophie, der kein Wort von der Erzählung der Alten entgangen war. Hat der Meister nicht was verloren?

Was verloren? wiederholte die Wirthin verwundert. — Das ich nicht wüßte! Was ist's denn?

Wenn ihr's nicht wißt, dann ist's auch wohl nicht des Meisters Sache, versetzte Sophie. Euch würd' er's doch gesagt haben.

Je nun, meinte die Frau, ist es was Wichtiges, so sagt er's mir wohl.

So rathet einmal, Frau Rocle! rief Sophie scherzhaft; aber dieser scherzende Ton kostete sie keine geringe Anstrengung.

Die Frau sah sie nachdenklich an. Rathen? murmelte sie. Du, mein Vater, ja, rief sie dann plötzlich, nun weiß ich's! Ja, ja, ich werd' alt, sonst wär's mir schon gleich eingefallen. Wie konnt' ich auch das nur vergessen? — Ein Schlüssel ist's!

Ein Schlüssel? brachte Sophie kaum hörbar hervor, so groß war ihre Aufregung.

Ein Schlüssel, nickte die Alte. Ist's nicht so? Nein, wie ich mich auch darauf nicht besinnen konnt'! Erzählt' euch, wie der Meister krank gewesen, und fiel mir dabei der Schlüssel nicht ein! Wie war's denn gleich? — Ja, so war's! Wißt ihr, den letzten schrecklichen Schneesturm, 's ist freilich schon einige Wochen her, den Tag darauf stand der Meister nicht aus dem Bett auf, und der Bäcker von Lieu war just hier. Gut, wie der weg ist, und ich komm' in die Stub', wo der Meister im Bett liegt, sagt' er, er könnt' den Schlüssel von seinem Schreibtisch nicht finden. Sagt' ich: Ja, Meister, ihr schriebt ja nur gestern daran in euren Büchern. Sagt' er: Ich weiß nicht, aber der Schlüssel ist fort. Da hab' ich doch gesucht und gesucht, in der Schlafstub' und allerwärts, und wenn's ein Salzkorn gewesen wär', ich hätt's finden müssen. Aber da war kein Schlüssel! War das dem Meister so ärgerlich, daß er noch kränker wurd'. Meint' immer, der Schlüssel müßt' da sein; er sei ja gar nicht aus dem Haus' gewesen. War aber nicht

da, und mußte endlich der Schlosser aus Pont gerufen werden, um 's Schloß aufzumachen. Also ihr habt den Schlüssel gefunden? Das ist ja ganz wunderbar! Wo denn?

Das Herz der armen Sophie schlug bei dieser Erzählung der Alten so gewaltig und laut, daß es ein Anderer hätte hören können. Im ersten Augenblick glaubte sie sich plötzlich am Ziele, glaubte sie mit einem Male alles erfahren zu haben. Der vermißte Schlüssel lag in dem Geldtäschchen, und der Müller hatte ihn am Tage des Verbrechens verloren. Aber die Aeußerung der Frau Rocle, daß der Müller an jenem Tage nicht aus dem Hause gewesen sei, schleuderte sie wieder auf das ungewisse Meer hinaus.

Ihre Hand war indessen unter dem Mantel in die Kleidertasche gefahren und hatte das Täschchen gefaßt und geöffnet. Sie hielt den Schlüssel zwischen Daumen und Zeigefinger. Wie sie aber hörte, daß der Müller an jenem Tage nicht aus dem Hause gewesen sei, ließ sie ihn wieder fallen.

Nein, murmelte sie und schüttelte den Kopf. Es galt der Hoffnung, die eben in ihr aufgestiegen war und nun erlosch. Frau Rocle aber bezog es auf den Fund und sie rief, die Hände zusammenschlagend: O du mein Vater, was red' ich denn auch? Wie könnt ihr den Schlüssel auch gefunden haben, da der Meister nicht aus der Mühl' gewesen ist. Da dacht' ich aber, es könnt' gar nichts anderes sein. Was kann er denn nur sonst verloren haben?

Sophie hatte unterdessen den Schlüssel aus dem Täschchen genommen. Sie hatte dessen Vorhandensein wider Willen geleugnet, und sie wollte nicht als Lügnerin vor der Wirthin dastehen. Es kam ja auch nicht darauf an, ob sich

der Schlüssel in dem Täschchen befand, oder nicht, da dasselbe wohl schwerlich Camard gehörte. Welchen Grund sollte derselbe haben, den Verlust eines Schlüssels zu gestehen und den seiner Geldtasche zu verschweigen? Jetzt zog sie dieselbe hervor und zeigte sie der Wirthin.

Diese besah das Täschchen aufmerksam. Dann schüttelte sie den Kopf und sagte: Wenn man den Rost wegputzt', so würd's just aussehen wie sein eigenes. Ich könnt' darauf schwören. Aber er hat ja seins nicht verloren.

Sophie schlug das Herz hoch auf.

Wo habt ihr's denn gefunden?

Sophie beschrieb ihr ausführlich die Stelle.

Das kann ja nun gar nicht sein, rief Frau Rocle. In Lieu ist der Meister seit dem Jahrmarkt nicht gewesen. Und vollends zu Fuß! Er geht so wie so nicht gern, wißt ihr.

Sie forderte Sophie auf, das Täschchen wieder mitzunehmen. Diese weigerte sich und meinte, die Frau könnte Camard wenigstens fragen.

Nun meinetwegen, gab Frau Rocle nach. Ja, wenn's eure Schwester nur halb so ehrlich mit dem Meister gemeint hätt'. Aber legt doch euren Mantel ab und wartet ein wenig. Ich bin gleich wieder da. — Sie verließ die Stube.

Sophie gehorchte. Es brauste und schwirrte in ihrem Kopf. Wenn nun doch das Täschchen dem Meister gehörte! Vielleicht hatte er selbst nicht gewußt, daß sich der Schlüssel darin befunden? War es nicht natürlich, daß er seinen Gang nach Lieu vor seiner Wirthin verheimlichte und folglich auch den Verlust des Täschchens? Sie erinnerte sich wieder an das, was ihr Frau Rocle von dem Gemüthszustande des

Müllers erzählt und wie ihn der Verlust des Schlüssels noch kränker gemacht. Dann dachte sie plötzlich, daß Camard das Täschchen ableugnen würde, wenn er schuldig, daß er es ebenso zurückweisen würde, wenn es wirklich nicht sein Eigenthum war. Aber sie besaß den Schlüssel! Doch was nützte ihr derselbe? Ja, wenn sie sich überzeugen könnte, daß er zu dem Schreibtische des Müllers paßte!

Das alles ging dem Mädchen durch den Sinn. Die Unruhe ihrer Gedanken trieb sie von ihrem Stuhle auf. Sie ging in der Stube hin und her. Das Blut brannte in ihren Adern. Ihre Blicke richteten sich auf die Thüre, die aus der Stube der Frau Rocle in ein Nebenzimmer führte. Lag hinter dieser Thüre vielleicht die Stube des Müllers und stand in ihr der Schreibtisch? Mechanisch legte Sophie die Hand auf den Drücker. Die Thüre ging geräuschlos auf. Aber ebenso rasch schloß Sophie dieselbe wieder und kehrte beschämt auf ihren Stuhl zurück.

Und doch, und doch! rief es in ihr. Wenn du fortgehst, ohne dir Gewißheit verschafft zu haben! Nur der Schlüssel konnte sie geben; an ihm hing die Ehre und die Freiheit, ja vielleicht das Leben Amey's. Sophie preßte die Hände gegen ihre pochenden Schläfen. Entschlossen stand sie auf und öffnete zum zweiten Male die Thüre. In diesem Augenblick kam Frau Rocle zurück und hinter ihr eine Magd mit dem Kaffeegeräth.

Aha, ihr seid auch ein wenig neugierig? lachte die Wirthin.

Sophie entschuldigte sich erschrocken, es sei so heiß in der Stube.

O, ihr braucht euch nicht zu entschuldigen, entgegnete

Frau Rocle. Das da ist die Wohnstub', und dahinter liegt des Meisters Schlafstub'. Kommt nur, ich will euch's weisen! Ihr sollt doch sehen, wie eure Schwester hätte wohnen können, wenn sie gewollt hätt'. Nachher trinkt ihr eine Tasse Kaffee mit mir. Sie stieß die Thüre auf.

Die Augen Sophie's durchflogen hastig die Wohnstube. Es war kein Schreibtisch darin. Alle ihre Gedanken strebten nach dem nächsten Raum, aber sie mußte ihre Ungeduld zügeln. Frau Rocle hatte eine höchst merkwürdige Geschichte, die nimmer enden wollte, von Camard's Vater begonnen, bei dessen Verheirathung die veralteten Geräthe in der Wohnstube angeschafft worden waren.

Endlich öffnete Frau Rocle die nächste Thüre, welche in des Müllers Schlafstube führte. Dort stand in der Nähe des einen Fensters der verhängnißvolle Schreibtisch. Ein Beben ging durch Sophie's Körper, und sie betete innerlich um Fassung und Stärke, während ihre Rechte in der Tasche ihres Kleides den Schlüssel krampfhaft umfaßte.

Da, das ist der Schreibtisch, rief Frau Rocle, auf denselben hinweisend, von dem ich euch erzählt hab'.

Sophie näherte sich demselben langsam und blieb davor stehen, die Blicke wie verzaubert auf das Schlüsselloch geheftet. Sie brauchte jetzt nur die Hand auszustrecken, um sich Gewißheit zu verschaffen. Aber würde sie den Versuch machen können? Die Augen der Wirthin waren wie die ihrigen auf den Schreibtisch gerichtet. Wie sollte sie die Aufmerksamkeit der Frau ablenken und beschäftigen? Und sie fühlte, daß ihre Hand, welche den Schlüssel in der Tasche hielt, zitterte. Eine einzige Sekunde genügte zu dem Versuchen des Schlüssels. O, nur eine Sekunde lang allein in der Stube!

Merkwürdig ist es doch, daß sich der Schlüssel nirgends im Hause gefunden hat, nahm Frau Rocle wieder das Wort.

Sophie, welche bisher geschwiegen, machte eine Gewaltanstrengung und sagte: Der Meister wird ihn doch wohl außer dem Hause verloren haben. Ihr erzähltet mir ja selbst, wie unstät er war, bevor er sich legte. Da kann er ja ganz wohl an jenem Tag' auswärts gewesen sein; ihr wißt nur nichts davon.

Sie legte die Fläche der linken Hand auf die Klappe des Schreibtisches.

Hab' ich ihn doch gefragt; er sagt' aber nein! entgegnete die Frau.

Habt ihr denn auch ordentlich unter dem Tische selbst nachgesehen? fragte Sophie zögernd. Der Schlüssel ist vielleicht aus der Klappe gefallen, während der Müller schrieb, und mit dem Fuße unter den Tisch gestoßen worden.

Ich selbst freilich nicht, entgegnete Frau Rocle. Bin schon ein bischen zu steif, seht ihr, um mich so tief bücken zu können. Aber die Magd that's in meiner Gegenwart.

O die Magd! rief Sophie rasch. Ihr wißt, wie die Dienstboten alles thun. Vielleicht liegt er doch drunten, und ist bei dem Suchen in die Ecke zwischen der Mauer und einem der hintern Füße gedrängt worden.

Das wär' doch gar seltsam, wenn ihr Recht hättet, rief die Wirthin; möglich wär's schon.

Sophie kniete schon am Boden und tastete unter dem Tische herum.

Ich lang's nicht ab, sagte sie nach einer Weile, und ihre Stimme klang merkwürdig dumpf. Wenn ich nur einen Stock hätte, oder ein Handbesen wär' noch besser.

Frau Rocle schaute eifrig in alle Winkel der Stube, während sich Sophie wieder auf ihre Kniee erhob und alle ihre Bewegungen mit den gespanntesten Blicken verfolgte.

Der Meister muß seinen Stock wohl mitgenommen haben, rief die Frau nach einigen Minuten. Aber einen Besen, den kann ich euch schaffen.

Sie ging nach der Thüre, die auf den Gang führte. Dieselbe war jedoch von außen verschlossen, und Frau Rocle entfernte sich durch die Wohnstube.

Wie ein Blitz sprang Sophie auf ihre Füße: der Schlüssel war in ihrer Hand. Sie hörte Frau Rocle der Magd zurufen, und in diesem Augenblick versuchte sie den Schlüssel. — Er paßte und schloß.

Als die Wirthin in die Schlafstube trat, fand sie Sophie in halb liegender Stellung auf einem Stuhl, der zwischen dem Schreibtisch und dem Fenster stand. Sie war blaß wie eine Leiche. Frau Rocle entsetzte sich über ihren Anblick.

O, du mein Vater, was ist euch denn geschehen? fragte sie. Ihr seht ja aus wie ein Geist.

Es dauerte einige Sekunden, bevor die von ihrer Aufregung überwältigte Sophie eine Antwort zu stammeln vermochte. Sie schützte einen Anfall von Schwindel vor. Das Blut müsse ihr in den Kopf gestiegen sein, während sie auf dem Boden nach dem Schlüssel gesucht.

Die Wirthin warf den Besen, den sie mitgebracht hatte, aus der Hand und eilte nach ihrer Stube, um etwas Essig zu holen. Sophie bedurfte indessen dieses Anregungsmittels nicht mehr. Sie hatte sich schon erholt, als Frau Rocle zurückkam, und ergriff nun den Besen, mit welchem sie nochmals vor dem Schreibtisch niederknieen wollte. Frau Rocle

litt es jedoch nicht. Es läge ja nichts daran, ob der Schlüssel jetzt noch gefunden würde, oder nicht. Kommt jetzt nur, sagte sie, und trinkt eine Tasse Kaffee; das wird euch ganz herstellen.

Sophie entschuldigte sich jedoch. Es sei die höchste Zeit, daß sie heimkehrte. Sie nahm rasch Abschied und eilte davon. Sie lief, sobald sie die Mühle hinter sich hatte. Es war der innere Aufruhr, der sie forttrieb, und sie mußte doch dem Vater so schnell wie möglich mittheilen, daß Amey gerettet sei.

14.

Der alte Prichard pflichtete Sophie bei, daß man jetzt zunächst den Vertheidiger Amey's von ihrer Entdeckung in Kenntniß setzen müßte. Er würde wissen, was weiter zu thun sei. Der alte Prichard wußte von Bertholet den Namen des Advokaten, und er wollte selbst nach Yverdon gehen. Sophie meinte aber, er könnte demselben doch nicht alles so sagen, wie sie, und es sei daher besser, wenn sie Rambert aufsuchte. Der Vater stimmte ihr darin bei; mit verstelltem Unwillen gab er nach. Du willst nur, daß kein Anderer was für den Amey thun soll! sagte er.

O, Vater! rief sie mit einem hübschen Erröthen.

Der Alte lachte, daß sie seinen Ton für Ernst genommen hatte. Er wollte ihre Abwesenheit im Hause mit Geschäften entschuldigen, in denen er sie über Land geschickt hätte.

Auf Nachricht, ob Camard das Geldtäschchen als sein

Eigenthum anerkenne, wartete sie vergebens. Der Tag verging, ohne daß eine Botschaft aus der Mühle gekommen wäre.

Die Dorfuhr schlug die vierte Morgenstunde, als Sophie das Licht auslöschte, bei dem sie sich angekleidet hatte, und ihren Gang nach Yverdon antrat. Draußen war es noch so finster, daß Sophie erst nach einiger Zeit die Häuser zu beiden Seiten der Landstraße zu unterscheiden vermochte. Der wässerige Schnee auf dieser, welcher während der Nacht etwas gefroren war, erschwerte die Wanderung. Sophie glitt wiederholt aus, oder brach durch die gefrorene Kruste. Sie achtete dessen in ihrer gehobenen Stimmung nicht eher, als bis sie der Glockenschlag in Pont überzeugte, daß sie trotz ihres raschen Gehens für die kurze Entfernung fast der doppelten Zeit wie gewöhnlich bedurft hatte. Sie beschleunigte ihre Schritte. Mit dem Beginn der Dämmerung ging es allmälig auch besser; Sophie konnte sich jetzt mehr vor dem Ausgleiten in Acht nehmen.

Als sie Orbe erreichte, stand die Morgensonne schon hoch am Himmel. Mit welchen Gefühlen betrat sie die Stadt! schaute sie nach den beiden alterthümlichen Schloßthürmen empor! In welchem von diesen, hinter welchem von den kleinen vergitterten Oeffnungen, die mehr Schießscharten als Fenstern glichen, mochte derjenige seufzen, um dessen willen sie sich auf der Reise befand? Ihr Auge füllte sich mit Thränen, wie sie sich das Leiden des Unschuldigen in der Einsamkeit und Kälte hinter den dicken unheimlichen Mauern vorstellte. Aber Geduld! Geduld! flüsterte sie in sich hinein, bald sind alle Leiden überstanden. Ihr schönes schwarzes Auge war nicht mehr traurig; es glänzte und strahlte, und

sie eilte rasch weiter, fort über die Brücke der Orbe, ohne sich noch einmal umzublicken. Er zählt die Minuten bis zu seiner Befreiung, dachte sie, und ich vertrödele die kostbare Zeit.

Der Weg senkte sich nun immer tiefer mit dem Orbethale hinab. Er wurde jetzt auch trockener. Der rauhe Winter blieb zurück, der Fluß, von dem Regen und dem Schneewasser droben angeschwollen, brauste und sauste der Wanderin zur Seite und vor ihr begann sich der Spiegel des neuchateler Sees auszubreiten. Yverdon lag unter ihr. Sie sah von dort ein Dampfboot auf den See hinausziehen, das Wasser zu seinen beiden Seiten schäumen, eine Spur von dicken Rauchwolken, die sich allmälig wie ein Schleier ausbreiteten, hinter sich zurücklassend. Sophie hatte noch nie ein Dampfboot gesehen und sie stand staunend. Dann nahm sie aus dem kleinen Korbe, den sie am Arm trug, ein Stück Brod, und essend ging sie weiter. Um leichter fortzukommen, hatte sie statt des Mantels nur ein Tuch umgenommen; aber auch dieses ward ihr zu warm, sie mußte es abnehmen. Die Luft war so milde hier, wie droben etwa zu Anfang des Monats Mai, und die große Wiese bei Yverdon war grün. Sie begriff nicht, wie das zuging.

Es war Mittag vorüber, als sie Yverdon erreichte, und nach wiederholtem Fragen in den Straßen das Haus des Advokaten betrat. In der Hausflur säuberte sie sorgfältig ihre Schuhe auf der Matte, entschürzte ihre Gewänder, strich ihr bescheidenes Sonntagskleid glatt und klopfte leise an die Thüre, welche ein Messingschild als das Bureau des Advokaten Rambert bezeichnete.

Es wurde herein gerufen, und sie trat in eine kleine sehr helle Stube, die von einem Geruch modernden Papiers erfüllt war. Ein junger Mensch, welcher hier an einem hohen Pulte schrieb, meldete sie dem Advokaten. Rambert empfing sie in seinem Privatkabinet mit einem keineswegs freundlichen Gesicht. War Sophie doch die Schwester derjenigen, deren Aussage seinen Clienten am meisten bloßstellte. Sophie's Erklärung, daß sie ihm eine Mittheilung zu machen habe, von der sie glaube, daß sie Amey nützlich sein würde, machte ihn freundlicher. Sie hatte dabei seinen Clienten bei seinem Vornamen genannt, und dieser Umstand lockte ein ironisches Lächeln auf seine Lippen.

Von welchem Kalenderheiligen sprechen Sie denn eigentlich? fragte er, und Sophie, der seine Ironie nicht entging, ward roth.

Von Herrn Meylan, sagte sie, vor seinem Blick die Augen niederschlagend.

Scheint ja viel Glück bei den Frauen zu haben, mein Client, spöttelte er. Doch zu Ihrer Mittheilung.

Er lud Sophie zum Niedersitzen ein, während er selbst Platz nahm.

Sophie begann ihre Erzählung, erst schüchtern, dann aber muthiger und lebhafter, wie sie nie an Amey's Unschuld gezweifelt, wozu der Advokat wieder ironisch mit dem Kopfe nickte; wie ja auch ein Anderer dieselben Gründe zu dem Verbrechen hätte haben können; wie sie nach einer Spur eines solchen Andern gesucht; wie sie das Geldtäschchen gefunden, und warum sie in dem Müller den Eigenthümer desselben vermuthet habe. Sie brachte alle ihre Verdachtsgründe gegen diesen bei, erzählte, was ihr Frau Rocle von

dem Benehmen Camard's seit dem Jahrmarkt in le Sentier mitgetheilt, und was ferner bei ihrem Besuch in der Mühle vorgefallen sei. Sie händigte ihm den Schlüssel ein.

Rambert unterbrach ihre lange Erzählung mit keinem Worte. Er nickte nur von Zeit zu Zeit mit dem Kopfe, oder schüttelte denselben, und fuhr sich mit der Hand durch seine kurzgeschorenen, grauen aufrechtstehenden Haare. Als Sophie endlich schwieg, lachte er laut hinaus, aber nicht ironisch oder höhnisch. Sophie starrte ihn betroffen an. Er aber rief, indem er aufsprang: Bei Gott, Kind! Sie haben einen Kopf auf Ihren schmalen Schultern, um den ich Sie beneide. Schade, daß Sie ein Frauenzimmer sind!

Und Sie glauben, Herr Rambert, daß das dem Meylan nützen wird? fragte sie beklommen.

Halt! entgegnete er, so weit sind wir noch nicht. Hat außer Frau Rocle noch Jemand das Geldtäschchen gesehen?

Sophie nannte den Maler.

Gut, fuhr er fort. Ihre Verdachtsgründe gegen den Müller sind unzweifelhaft stärker, als diejenigen, welche gegen meinen Clienten vorliegen. Wenn Camard am Nachmittag noch an seinem Schreibtisch gearbeitet und folgenden Tages nicht das Bett verlassen hat, so muß er in der Zwischenzeit den Schlüssel verloren haben. Diese Zwischenzeit ist freilich ein wenig lang; doch werden wir erfahren, wann er von seinen Leuten zuletzt in der Mühle gesehen worden ist. Daß er behauptet, sich aus dieser an jenem Tage nicht entfernt zu haben, erhöht den Verdacht. Aber, liebes Kind, wer sagt Ihnen, daß dieser Schlüssel wirklich dem Müller gehört? Wie viele Schreibtische derselben Art mögen nicht mit demselben Schlüssel geöffnet werden können? Und würde

er das Täschchen nicht zurückgeschickt haben, wenn er sich schuldig fühlte, da er doch weiß, wo dasselbe gefunden worden ist?

Ein tödtlicher Schreck überkam die arme Sophie.

Wieder zuckte es sarkastisch in den Mundwinkeln des Advokaten. Muth, liebes Kind! sagte er. Man muß das Ding von beiden Seiten betrachten, und ich denke, wir gewinnen die Schlacht. Aber wir müssen uns diesen Schreibtisch etwas näher ansehen; wir müssen uns überhaupt ein wenig in der Mühle umsehen.

Er stand auf und ging, die Hände auf dem Rücken, einige Male nachdenklich in der Stube auf und nieder. Dann warf er den Kopf empor, fuhr sich mit der Hand durch das Haar und rief: Ich denke, der Schlüssel wird ihm das Gefängniß öffnen!

Er schellte. Sein Schreiber erschien und ward mit dem Auftrag fortgeschickt, einen Wagen zu besorgen. Und sagen Sie in der Küche, rief Herr Rambert dem Davoneilenden nach, daß man mir etwas Kaltes und eine Flasche Wein hereinbringe!

Er setzte sich vor sein Pult und begann zu schreiben. Sophie verwunderte sich in der Stille über die Geschwindigkeit, mit welcher seine Feder rastlos über das Papier flog. Als eine Magd die bestellte kalte Küche und den Wein brachte, unterbrach er seine Thätigkeit, um Sophie einzuschenken. Er forderte sie auf, ohne Rücksicht auf ihn, zu essen und zu trinken. Ich kann mir denken, sagte er, daß Sie an des Leibes Nothdurft heute noch nicht viel gedacht haben werden. Er griff wieder zur Feder. Nach einiger Zeit wurde gemeldet, daß der Wagen vor der Thüre stehe. Der Advokat nickte nur mit dem Kopfe und schrieb weiter.

Was er nur schreiben mag? dachte Sophie, indem sie mit Bescheidenheit aß. Sie hatte seit vier Uhr Morgens nichts genossen, als unterwegs das Stückchen Brod, und jetzt war es, wie die Stutzuhr auf dem Kamin zeigte, abermals vier Uhr.

So! sagte der Advokat endlich und warf die Feder weg. Die Assisen sind vor der Thüre, und wir haben keine Zeit zu verlieren. Ich habe Ihre Aussage zu Papier gebracht; so daß Sie dieselbe später vor dem Richter nur als die Ihrige anzuerkennen brauchen.

Vor dem Richter? fragte Sophie betroffen. Daran hatte sie noch nicht gedacht, daß sie als Anklägerin des Müllers würde öffentlich auftreten müssen. Was würde Frau Rocle von ihr denken? und stellte ihre Aussage nicht auch die Mutter blos, welche die Werbung Camard's anfänglich begünstigt hatte? Diese Vorstellung war ihr schrecklich.

Der Advokat betrachtete sie mit einiger Verwunderung. Wie, rief er, macht der Richter Ihren ganzen Muth zunichte? Wissen Sie, daß Sie gar nicht das Recht haben, den Muth zu verlieren, wie tausend Andere, Sie kleines Frauenzimmer? Und wie soll denn dem Meylan geholfen werden, wenn Sie Ihre Aussage nicht vor Gericht wiederholen wollen?

Sophie athmete bei diesem Namen tief auf. Sie erklärte sich zu allem bereit, was Meylan's Rettung erheischte.

Er nickte, las vor und ließ Sophie das Protokoll unterzeichnen.

Jetzt gebe Gott, daß wir ein Paar gute Pferde haben, sagte er, sonst finden wir den Friedensrichter im Bette,

wenn wir nach Orbe kommen. Es sind freilich nur zwei und eine halbe Stunde bis dahin, aber es geht bergauf.

Er band seine Akten zusammen, ab und zu einen Bissen in den Mund steckend, während sich Sophie ebenfalls reisefertig machte. Einige Augenblicke später rollten beide das Thal hinauf. Ein klarer Sternenhimmel begünstigte ihre Fahrt. Sophie mußte unterwegs von Amey's Verhältniß zu Rosette erzählen. Als sie sich Orbe näherten, zeigte ihr Rambert den Thurm, welcher Amey zum Gefängniß diente. Sophie ließ die Augen nicht mehr davon ab. Plötzlich leuchtete in einem Fenster des Thurms ein Licht auf. Sophie machte ihren Begleiter darauf aufmerksam. Dieser meinte, es rühre wahrscheinlich von dem Schließer her, der das Gefängniß untersuche. Sophie blutete das Herz, als sie vernahm, daß dem Gefangenen selbst kein Licht gestattet würde. So die langen, langen Winterabende und Nächte im Dunkeln zubringen zu müssen, das erschien ihr fürchterlich.

Rambert ließ in Orbe gerades Wegs vor die Wohnung des Friedensrichters fahren, wo er abstieg. Sophie schickte er mit dem Wagen bis nach Hause. Er selbst wollte die Nacht über in der Stadt bleiben.

Während Sophie bei dem Advokaten war, hatte Frau Rocle das Geldtäschchen zurückgeschickt. Der Lehrbursche brachte es. Es gehöre dem Meister nicht, ließ sie sagen.

Und was macht denn der Meister? fragte Prichard, das Täschchen einsteckend.

O, der ist seit gestern Morgen in Geschäften nach Neuchatel, versetzte der Bursche. Ich war mit nach Yverdon, um den Wagen zurückzubringen, und darum konnte die Wirthin auch nicht schon gestern wegen der Geldtasche Antwort sagen lassen.

Hm, hm, wiegte der alte Prichard den Kopf.

Was ist denn das mit dem Täschchen? fragte seine Frau verwundert, nachdem sich der Bursche entfernt hatte.

Ja, siehst, das ist so eine eigene Sach', versetzte der Alte, indem er seine Frau ironisch von der Seite ansah. Na, wirst's schon erfahren, wenn der Müller heimkehrt; wirst auch vermuthlich noch mehr erfahren, als dir lieb ist — wenn er heimkehrt.

Frau Prichard zuckte verächtlich mit den Schultern. Sie gab sich keine Mühe, den Sinn seiner räthselhaften Worte zu errathen. Sie fand auch ohne dies einige Tage später die Lösung in der Zeitung.

Du mein Gott, rief sie, das Blatt fallen lassend, da steht ja ein Steckbrief auf den Camard darin!

Sophie schaute betroffen den Vater an, der ihr mit den Worten zunickte: Hab's mir gedacht!

Hast dir's gedacht? rief Frau Prichard. Ja, nun versteh' ich's. Der arme Camard! Nun möchten sie alles auf ihn werfen; aber es wird dem Meylan nichts helfen. Ich hab's ja immer gesagt: Hochmuth kommt vor dem Fall.

Der Alte sah sie mit einem ernst durchdringenden Blick an und sagte: Na sieh du nur zu, daß du nicht selber fällst; einmal gestolpert bist schon.

Die Warnung kam zu spät. Schon Tags darauf ward der alte Prichard nebst seiner Frau und Rosette vor den Friedensrichter in Lieu geladen, um über ihr Verhältniß zu dem Müller Auskunft zu geben.

Frau Prichard erklärte, das käme ihr eben gelegen; nun könnte sie gleich zeigen, wie Unrecht man dem Camard thäte.

Weise es dem Richter nur recht gehörig, sagte ihr Mann spöttisch.

Sie trat sehr zuversichtlich in das Verhörzimmer und begann gleich von dem armen Camard zu schwätzen, dem man schreiendes Unrecht thäte; sie verstände sich schon auf die Menschen, und so müßte sie sagen, daß sie dem Meylan nie etwas Gutes zugetraut hätte.

Freilich, entgegnete der Richter, indem er eine Prise nahm, der Meylan war ein Dieb und Ihre Tochter im Recht, wenn sie ihr Eigenthum zurückforderte.

Frau Prichard sah ihn verblüfft an, und er fuhr fort: In Bezug auf den Camard aber wette ich, daß er es ehrlicher trieb. Er war ja wohl Ihr sonntäglicher Gast?

Ach, der gute Mensch, begann Frau Prichard. Sie glauben gar nicht, wie gut er war, Herr Friedensrichter. Und so freigiebig war er. Er sah's aufs Geld nie an, wenn er Einem eine Freud' machen konnte. Da, sehen Sie, die Korallen, welche die Rosette in den Ohren trägt, die hat er ihr geschenkt.

Sie zog Rosette, die sich beklommen halb hinter ihr versteckt hatte, hervor und wies dem Richter die rothen Gehenke in deren weißen zierlichen Ohrläppchen.

Sehr schön, in der That, bemerkte der Friedensrichter mit einem Lächeln. Von einem Bräutigam kann man dergleichen Geschenke schon annehmen. Der Müller war ja mit dem Mädchen versprochen, oder doch so gut wie versprochen?

Versprochen? fuhr Frau Prichard auf. Na, nichts für ungut, Herr Friedensrichter, aber wer das sagt, der lügt.

Ei, ei, Frau Prichard, das wäre schlimm, bemerkte der

Richter. Bedenken Sie nur, die Wirthin Camard's, die Frau Rocle, behauptet es und hat es beschworen. Es ist Haussuchung in der Mühle gehalten und das Gesinde verhört worden. Frau Rocle erklärt, sie hätte oft von ihrem Herrn gehört, daß er Rosette zu heirathen gedächte, daß er Ihr Wort hätte und die Hochzeit nächstens Statt finden würde. Auch hätte sich der Müller über das Benehmen seiner Zukünftigen beschwert, die bald sehr verliebt in ihn gethan, bald ihn wieder durch ihre Nichtachtung der Verzweiflung nahe gebracht hätte.

Frau Prichard erkannte die neue große Blöße die ihrem Rufe drohte, und sie vergaß über diese Gefahr, daß sie mit der Absicht gekommen war, den Müller zu vertheidigen. Sie sei nicht verantwortlich für das, was sich die Leute einbildeten und hinter ihrem Rücken schwätzten. Der Müller sei nicht besser als alle Andern, und es sei schlecht von ihm, solche Geschichten zu erzählen. Sie hätte ihm keine Veranlassung dazu gegeben, und wenn die Rosette schön mit ihm gethan habe, so könne sie nicht dafür.

Rosette, welche sich wieder hinter die Mutter zurückgezogen hatte, begann zu weinen. Der Richter aber sagte: Camard scheint nach allem kein Mann müßiger Einbildungen zu sein, noch ein Liebhaber von Geschwätz. Ein solcher Mann muß sehr bestimmte Hoffnungen gehabt haben, um sich in der angegebenen Weise zu äußern. Ohne solche Hoffnungen und bestimmte Zusicherungen von Ihrer Seite ist der Zustand der Aufregung, in dem er nach Hause gekommen, als Sie ihn endlich um Etienne Pombal's willen abgewiesen, kaum erklärlich.

Das muß wahr sein, nahm der alte Prichard das Wort.

Mit Verlaub, Herr Friedensrichter, ich sah ihn von dem Jahrmarkt in le Sentier wegfahren, und ich glaubt', er sei ganz betrunken.

Nun, Frau Prichard? fragte der Friedensrichter. Gestehen Sie es nur! Auch Ihre eigene Tochter Sophie hat ausgesagt, daß Sie Camard's Bewerbung in jeder Weise bevorzugt und unterstützt und Rosette genöthigt hätten, durch ihr Benehmen dem Müller Hoffnungen zu erwecken. Ich verdenke es Ihnen nicht, daß Sie den Müller nicht gleich zurückwiesen. Er war eine gute Partie, bis sich eine bessere fand.

Frau Prichard starrte ihn erblassend, keines Wortes mächtig, an.

Sag's schon! redete ihr Mann ihr zu. Es ist doch leider die Wahrheit, was die Rocle und die Sophie ausgesagt haben. Ah, Herr Friedensrichter, wenn ich nur so viel Ahnung von der Geschichte gehabt hätte, wie hier das Schwarze unter meinem Nagel!

Er seufzte und der Richter nickte ihm theilnehmend zu.

Nun, Frau Prichard?

Freilich, knirschte sie, wenn mein eignes Fleisch und Blut, das Kind, das ich unter meinem Herzen getragen habe, gegen mich zeugt. Das ist nun der Lohn für alle Müh' und Sorg' und schlaflosen Nächte, mit denen ich sie beide groß gebracht, die Sophie und die Rosette! Was hab' ich denn verbrochen, daß mich der Herrgott so schwer schlägt in meinen Kindern?

Was blieb ihr jetzt noch übrig, als ihr diplomatisches Spiel mit dem Müller einzugestehen?

In wühlendem Zorn über den neuen Schlag, den ihr

Ruf erlitten, und voll Wuth über den Verrath Sophie's, wie sie es nannte, eilte sie nach Beendigung des Verhörs nach Hause. Kaum daheim in die Wohnstube getreten, begann sich auch die in ihr kochende Leidenschaft über die arme Sophie zu entladen. Der alte Prichard kam seiner Tochter jedoch zu Hülfe. Er hieß seine Frau mit Nachdruck schweigen und erklärte, daß Sophie recht gehandelt habe.

Was sie gethan hat, rief er, kann sie vor Gott verantworten; denn es geschah, um einen Unschuldigen zu retten, und ich hab's gut geheißen. Dir und der Rosette aber will ich sagen, was ihr gethan habt. Ihr habt eine glückliche Familie in Kummer und Thränen gestürzt, denn ihr habt dem alten Pombal seinen Sohn erschlagen. Ihr habt einen ehrlichen Mann zum Mord getrieben, daß er Haus und Hof hat lassen müssen, und umherirrt in der weiten Welt, wie ein gehetztes Thier, mit der Blutschuld auf dem Gewissen, daß er nicht Rast noch Ruhe finden wird vor sich selbst bis an sein Ende. Ihr habt einen Unschuldigen um Namen und Freiheit gebracht, habt seine alte Mutter und seine Schwester mit Gram und Entsetzen geängstigt. Das habt ihr gethan mit eurer Herzlosigkeit, Eitelkeit und Hoffahrt. Und nun seht zu, wie ihr es vor Dem da droben verantworten wollt! Die Menschen können euch nicht strafen, aber es kommt der Tag, wo ihr vor Jenem stehen werdet und wo ihr heulen werdet, daß ihr nicht vor Ihm dastehen könnt, wie die Sophie. Gott mög' euch barmherzig sein!

So sprach der Alte, nicht heftig polternd, sondern mit einer von innerer kummervoller Erregung gedämpften Stimme. Diese Stimme, sein kummervolles Gesicht, seine grauen

Haare verliehen seinen Worten ein furchtbares Gewicht. Rosette stieß einen Schrei aus und verbarg ihr Gesicht mit den Händen, Sophie weinte, während die Mutter in Lachkrämpfe fiel.

Ah, ächzte der Alte, ich wollte, ich könnte den Staub von meinen Füßen schütteln, Sophie, und mit dir fortziehen aus diesem Hause, das Gott mit seinem Unsegen geschlagen hat! — Aber hilf der Mutter!

Er verließ die Stube. Ihm nach scholl das grausige krampfhafte Lachen seiner Frau, die Sophie lange Zeit vergebens zu beruhigen suchte. Rosette lag mit einem Gesicht voll Entsetzen auf ihren Knieen und betete. Sophie rief vergebens ihren Beistand an, um die Mutter zu Bett zu bringen. Sie hörte nicht, und Sophie mußte den Vater herbeiholen. Der Krampf der Frau Prichard löste sich in Thränen auf; aber er kam nach kurzen Unterbrechungen noch zweimal wieder, und in der Nacht begann die Frau zu phantasiren. Es war eine grausige Nacht für die Mädchen und den Alten, die bei ihr wachten.

15.

Der Tag, an welchem Amey's Prozeß vor den Geschwornen in Orbe verhandelt werden sollte, war gekommen. Schon lange vor Beginn der Gerichtssitzung drängte es sich in dem zu derselben bestimmten Saale Kopf an Kopf. Der Raum war viel zu beschränkt, um die Leute alle zu fassen, die nicht nur aus der Stadt, sondern auch aus den umliegenden Dörfern, wie aus le Sentier, Lieu und Pont herbeigeeilt waren,

so daß auch der Gang vor dem Saale und die Treppe mit Theilnehmenden und Neugierigen angefüllt war. Als Zeugen waren die ganze Familie Prichard, Herr Pombal, die Jungfer Tivin, Frau Rocle und der Bäcker aus Lieu erschienen. Auch der Doktor aus Pont, den man in jener traurigen Nacht nach Lieu gerufen hatte, war zugegen. Bertholet und die angesehensten Einwohner von le Sentier waren auf Antrag der Vertheidigung als Entlastungszeugen geladen worden.

Frau Meylan und ihre Tochter, durch Vermittelung des alten Prichard von dem bedeutungsvollen Fund Sophie's und dessen Folgen unterrichtet, warteten, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, in einem Wirthshause der Stadt den Ausgang des Prozesses ab. Sie scheuten die neugierigen Blicke der Menge.

Rosette hätte alles darum gegeben, wenn sie sich diesen Blicken hätte entziehen können, die sie und ihre Schwester vorzugsweise suchten. Ihr Herz schlug in tödtlicher Angst. Sie war so bleich, wie ihr Taschentuch, das sie krampfhaft zwischen den Händen zerdrückte. Ihre Augen verließen den Boden nicht und wagten auch während der ganzen folgenden Verhandlung nicht, sich zu erheben. Frau Prichard, von ihrem jüngsten Krankheitsanfalle noch nicht gänzlich wieder hergestellt, saß mit finstern Zügen und in sich versunken, neben Rosette, während Sophie dann und wann ein Wort mit dem Vater oder Bertholet tauschte. Die hohe Röthe ihrer Wangen, das ungewöhnliche Leuchten ihrer Augen verrieth ihre innere Aufregung. Frau Rocle saß mit einer scheuen Verwunderung da. Sie begriff noch immer nicht recht, was man von ihr, was man von dem Meister wollte?

Seit der Haussuchung in der Mühle, die am Tage nach Sophie's Besuch bei dem Advokaten Rambert von dem Friedensrichter in Orbe vorgenommen worden war, befand sie sich in einer Art von Betäubung, die sie nicht abzuschütteln vermochte.

Die Glocke des Präsidenten ertönte und eine lautlose Stille folgte dem Summen und Brausen unter den Zuhörern. Amey Meylan ward in den Saal geführt. In bescheidener ruhiger Haltung trat er ein, verbeugte sich vor dem Gerichtshof und nahm auf der Bank der Angeklagten Platz. Die Kerkerluft hatte seine Wangen noch mehr gebleicht, die schweren Erfahrungen seine Züge gealtert.

Die Anklage lautete auf Tödtung Etienne Pombal's ohne Vorbedacht. Als Triebfeder bezeichnete sie die Eifersucht gegen den bevorzugten Nebenbuhler. Der Angeklagte liebt Rosette Prichard, führte die Anklageschrift aus. Das Mädchen wird ihm ungetreu; er belauscht die letzte Zusammenkunft derselben mit Etienne Pombal. Diese Zusammenkunft ist sicherlich zärtlicher, leidenschaftlicher als die frühern ausgefallen; denn es erhellt aus den Aussagen Pombal's, des Vaters, daß Etienne im Begriff stand, die Heimath zu verlassen. Wie mußte nicht eine solche Zeugenschaft auf den beleidigten Liebhaber wirken, der durch seine häufige geheime Anwesenheit in Lieu beweist, daß er sich in sein Loos nicht zu fügen vermag. Der Angeklagte eilt seinem Nebenbuhler nach; es kommt zwischen beiden zum Wortwechsel, zu Thätlichkeiten. Ein unglücklicher Schlag, und das Verbrechen ist vollendet! Voll Entsetzen über seine That eilt der Angeklagte nach der Wohnung des Getödteten, um womöglich noch Hülfe zu schaffen. Der hohe Grad der Aufregung,

in welcher der Angeklagte in dem Hause erscheint, die auffallende Unruhe, mit der er die Ankunft des Arztes erwartet, beides durch die Aussagen Pombal's und seiner Hausgenossen festgestellt, sowie die tiefe Erschütterung, die er nicht zu beherrschen vermag, als der Ausspruch des Arztes den Tod Etienne Pombal's unwiderruflich constatirt, erhöhen den Verdacht gegen den Angeklagten. Allerdings fehlt das Instrument des Verbrechens, nach der Auslassung des Arztes ein stumpfes Werkzeug. Wem wird es indessen nicht natürlich scheinen, daß der Angeklagte dasselbe, sei es nun ein Stein oder ein Stock gewesen, im ersten Entsetzen über die Folgen seiner Leidenschaft weit von sich geschleudert hat? Vermuthlich liegt dasselbe noch unter dem Schnee begraben.

Um die Lippen des Herrn Rambert spielte ein leises ironisches Lächeln, während Amey, den Blick fest auf den Vorleser der Anklageschrift gerichtet, von Zeit zu Zeit wie abwehrend den Kopf schüttelte. Mit leiser etwas bewegter Stimme erklärte er sich für nichtschuldig.

Der Staatsanwalt und der Vertheidiger verzichteten auf das nochmalige Verhör der Belastungszeugen, zumal dieselben bereits im Laufe der Untersuchung vereidigt worden waren. Es wurde zur Vernehmung der Entlastungszeugen geschritten.

Amey durfte stolz auf das schöne Zeugniß sein, welches Bertholet und die Andern seinem Charakter und seinem ganzen Benehmen ausstellten. Der alte Prichard nickte jedem Zeugen beistimmend zu. Endlich kam auch an ihn die Reihe.

Ja, was soll ich denn jetzt noch sagen, war mir doch jedes Wort aus der Seel' gesprochen? begann er, indem er

sich aus seiner gewöhnlichen gebeugten Stellung aufrichtete. Ich hab' sie alle drei gekannt, den Meylan, den Todten — Gott hab' ihn selig — und den Camard. Na, ich will nichts Schlechtes von dem Camard sagen hinter seinem Rücken; er hat's schon schwer genug an seinem Gewissen. Aber sehen Sie, meine rechte Hand will ich dort ins Kaminfeuer stecken, bis sie verkohlt ist, wenn an dem Meylan ein unrechtschaffenes Haar ist.

Er drehte sich nach dem Angeklagten um und nickte ihm freundlich zu. Ein Murmeln des Beifalls ging wie ein Windesrauschen durch die Zuschauermenge, als sich der Meister wieder setzte.

Der Staatsanwalt erklärte, daß die vortrefflichen Leumundszeugnisse die Anklage nicht zu entkräften vermöchten. Schwer ins Gewicht würden sie für den Angeklagten nur dann fallen, wenn das Verbrechen ein vorbedachtes wäre. Aber, rief er, wer kann mit Zuversicht behaupten, daß selbst der Beste im Moment der Leidenschaft die in Frage stehende Handlung nicht begehen würde, wenn er in seinen heiligsten Empfindungen in derselben Weise verrathen worden wäre, wie der Angeklagte durch Rosette Prichard?

Rosette ließ den Kopf auf die Brust sinken, während ihre Mutter die farblosen Lippen fest zusammenpreßte.

Doch er wolle zur Begründung der Anklage nichts mehr hinzufügen. Nur Gott habe das Verbrechen gesehen, und er gebe Diesem durch das Gewissen der Geschwornen um so mehr die Entscheidung anheim, als sich in letzter Zeit gewisse Verdachtgründe gegen den Müller Camard erhoben hätten. Er überlasse es der Vertheidigung, diese Gründe zum Vortheil des Angeklagten geltend zu machen.

Aller Augen richteten sich auf Amey's Anwalt, der sich jetzt erhob, mit der Rechten über sein kurz geschorenes Haar fuhr und mit Lebhaftigkeit begann.

Ich könnte schweigen, rief er, wenn es mir nur um die Freisprechung des Angeklagten zu thun wäre; denn selbst die Staatsanwaltschaft wagt es nicht, angesichts der Beweise, welche Camard verdammen, auf der Anklage gegen meinen Clienten zu bestehen. Doch ich bin es Diesem schuldig, es ist die einzige Entschädigung, welche ihm die Gerechtigkeit für sein unschuldiges Leiden zu gewähren vermöchte, daß er so rein von hier weggehe, wie sein eigenes Gewissen an dieser blutigen That ist.

Wenn der Charakter des Angeklagten nicht gegen die That zeugte, wie käme es denn, fragte er, daß derselbe gerade an jenem Abend das Verbrechen verübt habe? Er habe ja die Liebenden öfters Arm in Arm belauscht. An jenem Abende aber hätte ihm nur ihre Stimme ihre Anwesenheit vor der Hausthüre verrathen. Es sei zu dunkel gewesen, um etwas zu unterscheiden, und ebenso wenig habe er bei der Entfernung, in der er sich von dem Paare befunden, von dessen Unterredung etwas mehr als hier und da ein lebhafter gesprochenes Wort erlauschen können. Der Angeklagte habe also gar nicht wissen können, daß diese Zusammenkunft seines Nebenbuhlers die letzte gewesen sei.

Ist aber sein Benehmen in dem Hause des unglücklichen Vaters verdächtig, nun wohl, meine Herren Geschwornen, so unselbstsüchtig, so tief ist die Liebe des Angeklagten zu derjenigen, die einer solchen Neigung so wenig werth war, daß sein nächster Gedanke, als er den Erschlagenen findet, dem Schmerz, der Verzweiflung der Treulosen über ihren

Verlust gilt. Sie sollen diese Liebe kennen und Sie werden mir beistimmen.

Mit einer fast poetischen Beredsamkeit schilderte er das Liebesverhältniß und dessen unglücklichen Verlauf, die Charaktere der Mutter und Rosette's mit scharfen, schonungslosen Strichen zeichnend. Frau Prichard ächzte tief auf. Rosette verbarg schluchzend ihr Gesicht mit dem Taschentuche. Amey blickte düster und schmerzlich vor sich hin. Aus dem Zuschauerraum vernahm man das Weinen der anwesenden Frauen.

Amey's Vertheidiger kam nun auf die Liebe und Werbung des Müllers zu sprechen. Auch hier schonte er Frau Prichard nicht, während er neben der Gutmüthigkeit des Müllers dessen Roheit und cholerisches Temperament, sowie seine leicht gereizte Eifersucht hervorhob, welche von Seiten Sophie's den Verdacht der Thäterschaft auf ihn gelenkt habe. Er schilderte die Wuth des Müllers, nachdem er auf dem Markt zu le Sentier den Korb erhalten, seine Reizbarkeit und Unverträglichkeit fortan, seine Krankheit am Tage nach dem Verbrechen, seine folgende Unruhe, endlich seine Flucht am Morgen, nachdem er von Sophie's Fund und dem Orte desselben Kunde erhalten hat. Er pries Sophie's Beharrlichkeit, ihren Muth, ihre Klugheit in lebhafter Weise.

Sophie suchte ihr glühendes Gesicht vor den Blicken der Geschwornen und der Richter verlegen hinter dem Rücken ihres Vaters zu verbergen, der mit einem stolzen liebevollen Lächeln ihre Hand streichelte.

Und wo fand Sophie Prichard das Geldtäschchen? fuhr der Vertheidiger fort. Zu Füßen einer jungen abgebrochenen Tanne. Der obere Theil dieser Tanne ist nicht zu

finden; aber auch das Werkzeug, mit dem das Verbrechen begangen worden, ist nie aufgefunden. Bin ich zu kühn, wenn ich mir den Verbrecher denke, wie er sich, von eifersüchtiger Wuth verzehrt, aus der Tanne eine Waffe schafft und ihm beim Bücken das Geldtäschchen entfällt? Aber gehört dasselbe, gehört der gefundene Schlüssel wirklich dem Müller? Und wenn dem so ist, sind sie in jener Mordnacht verloren worden?

Auf das in der Mühle aufgenommene Protokoll gestützt, fuhr Rambert mit scharf betonender Stimme fort: Wohlan, Frau Rocle hat den Schlüssel an der Gestalt seines Ringes als den des Müllers anerkannt. Es steht ferner fest, daß Camard am Tage vor dem Verbrechen noch an seinem Schreibtische gearbeitet hat, daß er den Tag über nicht aus der Mühle sich entfernt hat. Um sieben Uhr ißt er zu Abend und zieht sich darauf in seine Schlafstube zurück. Diese Stube befindet sich zunächst der Hausthüre, welche zwar Nachts verschlossen wird, doch zieht man den Schlüssel nicht ab. Bald nach acht Uhr gehen die Mägde und der Lehrbursche zu Bett. Ihre Schlafstätten liegen in einem obern Stockwerk der Mühle. Gleich nach zehn Uhr findet der Angeklagte den jungen Pombal besinnungslos in seinem Blute schwimmen. Am folgenden Tage liegt der Müller krank im Bette und der Schlüssel von dem Schreibtische, dessen er bei dem Besuche des Bäckers aus Lieu bedarf, ist fort. Derselbe Schlüssel, den Sophie Prichard in dem Geldtäschchen gefunden hat.

Ich sage nicht, meine Herren Geschwornen, daß Camard der Mörder war; aber ich sage, der Angeklagte war es nicht. Wohl hat nur Gott den Missethäter gesehen; aber er will

nicht, daß der Unschuldige leide, und er zerreißt den Schleier, der über dem Verbrechen ruht. Die Schwester der Anklägerin erkor er zu seinem Werkzeuge. Ist Rosette Prichard dem Angeklagten für seine Leiden verantwortlich, so wird er seine Freiheit Sophie Prichard verdanken, die nie eine Sekunde lang an seiner Unschuld gezweifelt hat.

Der Vertheidiger schwieg. Sein Wort hatte die Versammlung regungslos gefesselt. Jetzt wich die Spannung, und das Aufathmen glich dem Seufzen des Meeres, das dem Sturm vorausgeht. Mahnend erklang die Glocke des Vorsitzenden, und noch bezwang sich die Menge.

Die Geschwornen zogen sich zurück; doch ihre Berathung dauerte kaum länger als eine Minute.

Nichtschuldig! lautete ihr einstimmiger Spruch.

Da erdröhnten die Wände von dem Jubelruf der Zuhörer und der Boden zitterte unter ihrem Beifallgestampf.

Sophie hatte ihren Arm um den Nacken des Vaters geschlungen. Vater, flüsterte sie, und aus ihren strahlenden Augen brachen die Thränen. Eine fahle Blässe überzog das Antlitz der Mutter.

Wieder und wieder läutete die Glocke des Vorsitzenden. Allein es gelang nur nothdürftig, die Ruhe soweit herzustellen, um die sofortige Freilassung des Gefangenen zu verfügen und die Sitzung zu schließen.

Bertholet, der alte Prichard, alle Welt drängte herbei, um Amey zu beglückwünschen. Als der erste Freudensturm vorüber war, schaute sich Amey nach seiner Retterin um. Sie war verschwunden. Sie hatte Rosette und die Mutter, die wie betäubt war, fast gewaltsam mit sich fortgezogen, und die Leute hatten dem braven Mädchen mit einer gewissen

Ehrfurcht Platz gemacht. Manches Bravo scholl ihr nach, wie sie nach dem Gasthof eilte, wo sie mit den Ihrigen eingekehrt war.

Einen Schleier über die tief erschütternde Scene, als Amey nun in den Armen von Mutter und Schwester lag.

Amey's Rückkehr in die Heimath glich einem Triumphzuge. Ueberall in Lieu und le Sentier standen die Leute vor den Thüren und an der Straße und schwenkten ihre Hüte mit lautem Zuruf, als er vorüberkam.

Nun stand er wieder in der elterlichen Wohnstube. Nichts war in derselben verändert, außer ihm. Jedes Stück stand an der gewohnten Stelle, die Uhren tickten und tackten. Amey schaute sich mit einem langen Blicke um, zuletzt nach seinem Arbeitstische, an dem inzwischen Claire statt seiner thätig gewesen war. Sein Auge blieb an einem kleinen Päckchen haften, das auf demselben lag. Schon seit einer Woche hatte es dort gelegen. Claire nahm es und reichte es lächelnd dem Bruder. Als er es mit ahnendem Herzen öffnete, blinkte ihm eine große goldene Medaille entgegen. Es war der Ehrenpreis für seinen Chronometer. Lange betrachtete er ihn, und ein Schatten zog über seine Stirn. Es war der Gedanke an Rosette. Er hatte Muße genug gehabt in den langen einsamen Tagen, den längern finstern Nächten seines Gefängnisses den Trank, den ihm Rosette kredenzt, bis auf den letzten bittersten Tropfen zu leeren. Ja, der Advokat Rambert hatte richtig in seiner Seele gelesen: die fürchterliche Erschütterung, die ihn an der Leiche Etienne's ergriffen, sie hatte dem Gedanken an das gegolten, was Rosette empfinden würde, wann sie Etienne's Tod erführe. Und sie hatte ihn angeklagt! Daran hatte sich seine

Liebe verblutet, ein Leichentuch sich über dieselbe gebreitet. Diese Decke ward jetzt noch einmal gelüftet bei dem Anblick der goldenen Medaille. Welche Hoffnungen hatte er nicht in der Frühlingspracht seiner Liebe daran geknüpft! Aber sie wies ihn zugleich mit Nachdruck auf die Bahn zurück, von der ihn seine unglückliche Leidenschaft gelockt hatte. In der Erfüllung seiner Pflicht, in der Ausübung seines Talents allein mußte für ihn fortan der Zweck seines Daseins liegen. Der Schatten wich von seiner Stirn und seine Blicke schienen von einem neuen Geiste aufzuflammen.

Rosette war für ihn todt, und als er wieder sein Handwerkszeug zum ersten Male ergriff, da war es ihm, als ob er aus einem langen beängstigenden Traume erwachte. Der erste Schlag des Hammers, der erste Strich der Feile durchströmten ihn mit neuer Kraft.

Es vergingen indessen mehrere Tage, bevor er zur Ruhe vor seinem Arbeitstische kam. Die Stube ward nicht leer von Besuchern, die Amey sehen, sprechen, ihm Glück zu seiner Befreiung wie zu dem Preise wünschen wollten, den er auf der Industrieausstellung in London errungen hatte. Auch der alte Prichard stellte sich ein und ward ein häufigerer Gast in Meylans' Hause. Nur Sophie kam nicht, und Amey hätte dem vortrefflichen Mädchen so gern gedankt. Frau Meylan bat den Alten inständigst, sie bei seinem nächsten Besuche mitzubringen, sie alle waren ja so tief in ihrer Schuld; aber er kam doch wieder allein. Sophie hätte ihn wohl gern begleitet; aber die Erwägung, daß man ihren Besuch so auslegen könnte, als käme sie, den Dank einzufordern für das, was doch, nach ihrer Meinung, der Zufall gethan hatte, hielt sie zurück. Der Vater mußte ihr nach

seinem Besuche genau Rechenschaft von allem ablegen, was Amey gethan und gesagt hatte. Der Alte befriedigte ihr Verlangen nach besten Kräften; sie abér wollte immer noch mehr wissen.

Wahrhaftig, rief er endlich lachend, der Advokat hat Recht: an dir ist ein Gesetzmann verdorben; du fragst bis aufs Blut. Und weißt was, der Advokat will für seine Vertheidigung kein Geld nehmen. Er will dein Bild; der Bertholet soll dich für ihn malen.

Nein, Vater, versetzte Sophie sehr ernst, daraus wird nichts.

Rosette, welche, von beiden unbeachtet, in der Wohnstube an einem der Fenster saß, zitterte. Die Unglückliche befand sich in einem beklagenswerthen Zustande. Wenn ihr schon die Worte des Vaters nach jenem Verhör der Mutter vor dem Friedensrichter in Lieu die Folgen ihres Benehmens mit schrecklicher Eindringlichkeit vorgehalten, so hatte die Schwurgerichtsverhandlung ihr dieselben in völliger Nacktheit gezeigt. Sie konnte an der Schuld des Müllers nicht mehr zweifeln und Amey war von jedem Verdachte gereinigt. Die Korallen des Müllers brannten ihr jetzt wie Feuer in den Ohren. Sie legte sie ab; aber der Gedanke selbst an ihren Besitz erregte ihr noch Grauen. Eines Tages vergrub sie dieselben heimlich unter den Tannen hinter dem Hause.

Aber ihr Schuldbewußtsein konnte sie nicht in der Erde vergraben, und es war fürchterlich für sie, daß alle jene Gründe, die sie zur Untreue gegen Amey verleitet hatten, unhaltbar wurden. Ihr aufgestacheltes Gewissen zwang sie zu einer unerbittlichen Logik gegen sich selbst, sie mußte

wider Willen denken, und Amey trat in seinem vollen Werthe immer höher über Etienne hinaus. O, welchen Schatz hatte sie in ihrer leichtsinnigen Verblendung weggeworfen! Wie glücklich war sie mit Amey gewesen, wie glücklich hätte sie mit ihm werden können! Der Vater erzählte von der schönen goldenen Medaille, die Amey erhalten hatte. Also auch in diesem Punkte hatte ihm die Mutter Unrecht gethan! Das Fundament, auf welchem einst ihre Zukunft aufgebaut werden sollte, eine solidere, friedlichere Zukunft, als sie Etienne ihr zu bieten vermochte, wie sie jetzt wohl einsah, dieses Fundament war nun gelegt; doch für sie konnte sich kein Bau mehr darauf erheben. Es gab für sie keine Rückkehr zu jenem Glücke, und diesen Mann, der nur für sie gedacht, gestrebt, gearbeitet hatte, den hatte sie so elend machen können! Sie verzehrte sich in Angst und Reue. Sie hatte keine ruhige Minute mehr, und eines Abends gestand sie, in Thränen aufgelöst, der Schwester, daß sie nicht länger leben könnte, wenn ihr Amey nicht verziehe.

Sophie suchte sie zu beruhigen. Wenn ihr so viel an seiner Vergebung läge, so sollte ihn Rosette darum bitten, meinte die Schwester. Dieselbe war überzeugt, daß Rosette keine Fehlbitte thun würde. Amey sei ja so gut.

Eben weil er so gut ist, versetzte Rosette aufgeregt, darum läßt's mir keine Ruh', daß ich so schlecht gegen ihn war.

Sophie drang indessen vergebens in sie, sich selbst an Amey zu wenden. Rosette fürchtete sich vor ihm. Sie ertrüge es nicht, ihm vor die Augen zu treten; sie müßte vor Angst vergehen, wenn er sie mit seinen klaren Augen anschaute. Lieber wollte sie sterben. Sie beschwor Sophie, daß sie Amey bäte; sie hätte ihn gerettet und ihr würde er es nicht abschlagen.

Sophie ließ sich endlich erbitten, und Rosette überschüttete sie dafür mit Zärtlichkeiten. Sie wollte der Schwester durchaus helfen, als diese sich zu dem Gange ankleidete. Sophie verstände gar nicht, sich anzuziehen, behauptete sie. Dieselbe sei doch so hübsch gewachsen, wie sie selbst, sie hätte so schöne Augen, so prächtiges Haar, so schöne Zähne, und ihr ganzes Gesicht sei so lieb und gut. Sophie lächelte. Es war ihr in diesem Augenblick nicht unangenehm, diese kleinen äußerlichen Vorzüge von ihrer schönen Schwester loben zu hören. Aber sie schalt sich gleich darauf, als sie sich auf dieser Empfindung ertappte.

Entschlossen ging Sophie von Hause fort; doch je näher sie dem Ziele ihrer Wanderung kam, je beklommener wurde ihr zu Muth. Aber war es nur die Furcht, daß Amey doch denken könnte, sie käme um seinen Dank, was ihren Schritt immer zögernder machte, weshalb sie, die ja so oft in völliger Unbefangenheit mit Amey bei der Rothtanne geplaudert hatte, jetzt vor seiner Begegnung zagte?

Beklommen, verwirrt und verlegen stand sie in der Stube der Frau Meylan. Amey, welcher vor seinem Arbeitstische saß, fuhr von dem Stuhle auf. Er faßte ihre Hand; seine Blicke strahlten. Liebe, gute Sophie — mehr konnte er nicht sagen; allein der innige Druck, mit dem er ihre Hand fest hielt, sein Blick sprachen mehr als Worte. Sophie stand mit glühenden Wangen vor ihm und wagte kaum, ihn anzublicken.

Mutter, Claire, sagte endlich Amey, das ist Sophie!

Sophie lag in den Armen der beiden Frauen, die sie küßten und herzten. Frau Meylan nannte sie mit tiefer Rührung den guten Engel ihres Sohnes, während ihr Claire Vorwürfe machte, daß sie so lange auf ihren Besuch habe

warten lassen. Sophie suchte sich zu entschuldigen, aber Frau Meylan sagte: Eine Gutthat, für die man den Dank verschmäht, wird dadurch wieder zurückgenommen.

Und ich wette, rief Claire, indem sie ihren Arm zärtlich um die verlegene Sophie schlang, da sie von unserer Dankbarkeit nichts wissen will, so ist es etwas besonders Wichtiges, weshalb sie sich zu uns wagt.

Sophie gab dies zu, und einen bittenden Blick auf Amey und dessen Mutter richtend, erklärte sie die eigentliche Ursache ihres Besuches. Sie schilderte Rosette's Unglück und Reue und bat, nicht nur Amey, sondern auch Frau Meylan und Claire möchten der Armen verzeihen. Mutter und Tochter schauten anfänglich ein wenig finster darein und zugleich beobachteten sie Amey, der sich mit der Hand über die Stirn fuhr, mit unverkennbarer Spannung.

Die Unglückliche! sagte er bewegt. Aber ich habe ihr längst vergeben. Sie ist nicht schlecht, und ich weiß, daß sie gut geworden wäre, wenn sie bei ihrer Schwäche eine bessere Leitung und Stütze gefunden hätte.

Amey's Verzeihung entwaffneten Mutter und Schwester.

Wie froh war Sophie! Sie wollte gleich wieder fort, um ihrer Schwester die tröstliche Botschaft zu bringen; aber man ließ sie nicht weg. Später kam Bertholet. Sophie war es, als ob sie Frau Meylan und deren Tochter schon Jahre lang kannte. Amey, Bertholet und Claire begleiteten sie Abends bis Lieu. Die Sterne schimmerten so hell an dem Februarhimmel. Es war eine köstliche Nacht.

Rosette hatte die Rückkehr der Schwester mit großem Zagen erwartet. Die gute Botschaft, welche Sophie mitbrachte, preßte ihr Freudenthränen aus.

O gewiß, versicherte sie wiederholt, ich will gut sein! Ich will dir in allem folgen; nimm du dich nur meiner an!

Sophie benutzte diese Stimmung, ihrer Schwester vorzustellen, daß sie auch Andere noch um Verzeihung zu bitten habe. Sie hielt Rosette vor, wie gröblich sie stets ihre kindliche Pflicht gegen den Vater verletzt habe und wie gut derselbe sei. Der Vater war noch auf, und Sophie bestand darauf, daß Rosette gleich mit ihr käme und ihn gleichfalls um Verzeihung bäte.

Es war ein schwerer Gang für Rosette.

Schon gut, schon gut! unterbrach der Alte die Stotternde mit einem Seufzer. Worte thun's nicht! Beweis' es nur, daß du eine gute Tochter bist!

Rosette küßte die schwielige Hand ihres alten Vaters. Ach, sie konnte sich nicht der Zeit entsinnen, da sie zuletzt ihre Lippen auf diese Hand gedrückt hatte! Aber sicher war ihr Herz damals noch rein von Schuld gewesen.

16.

Sophie begleitete fortan den Vater häufiger Sonntags nach le Sentier. Zwischen ihr und Claire knüpfte sich eine warme Freundschaft an, und Frau Meylan nannte sie ihre liebe Tochter. Amey schlug den brüderlichen Ton früherer schönerer Tage gegen sie an. Der Vergangenheit wurde zwischen ihnen nicht gedacht.

Es war Sophie außerordentlich wohl in diesem kleinen Kreise. Sie hatte ja nie ein von gegenseitiger Liebe harmonisch gestimmtes Familienleben gekannt, wie es in der Wohnstube

der Frau Meylan herrschte. Der alte Prichard empfand es fast noch tiefer, als seine Tochter; denn er mußte es sich doch eingestehen, daß er nicht ganz frei von Schuld war, wenn er das Glück eines schönen Familienlebens entbehrte. Er hätte mit verständiger Hand die Leitung seines Weibes übernehmen sollen, da es noch Zeit war; um seiner Kinder willen hätte er sich nie verkümmert und verbittert von derjenigen zurückziehen sollen, der er ja vor der Kanzel gelobt hatte, eine Stütze und eine Leuchte zu sein auf dem Wege durch das Leben. Mit einem Seufzer betrat er oft nach solchen Besuchen wieder die eigene Schwelle.

Etwas besser war es freilich daheim geworden. Rosette bemühte sich in der That, eine gute Tochter zu sein. Sie half ihrer Schwester ohne Rücksicht auf ihre weißen Hände in der Wirthschaft, und in dem Maße, in dem ihre Hände härter wurden, verlor sich ihre Eitelkeit, während ihre blühenden Wangen wiederkehrten. Und wie in Küche und Keller, so wurde sie durch Sophie's Vermittelung auch in dem Herzen ihres Vaters immer heimischer. Sie schloß sich jetzt um so mehr an den Vater an, als zwischen ihr und der Mutter eine tiefe Kluft entstanden war. Das Vertrauen in die Unfehlbarkeit der Mutter und deren Rathschläge war dahin, aber wiederum war es Sophie's Verdienst, wenn sich der Trotz, der in der Brust der Schwester gegen die Mutter aufgeschossen war, beugte und sie deren Launen schweigend zu dulden versuchte.

Diese Launen gehorsam und geduldig zu ertragen, war für beide Mädchen keine leichte Aufgabe. Noch nicht völlig hergestellt, hatte Frau Prichard zu der Sitzung des Schwurgerichts nach Orbe müssen, kränker kam sie zurück, und seit-

dem kränkelte sie fort. Sie beklagte sich über einen steten Frost. Wer die Frau vor nur sechs Monaten gesehen, hätte sie jetzt nicht wiedererkannt: so verändert war ihr Aeußeres. Ihre Züge waren spitz geworden, ihre Wangen eingefallen, aus den stets festzusammengepreßten Lippen hatte sich das Blut verloren und die Augen lagen tief in ihren Höhlen. Nur wenn die Töchter ihr etwas nicht zu Dank machten — und es war schwer, ihr gerecht zu werden — so flammte ein Strahl des alten Feuers in ihren Blicken wieder auf, namentlich gegen Rosette. Ihre Worte waren dann in ätzende Säure getaucht. Sonst sprach sie wenig. Mit der Zeit wurden auch ihre bitteren Bemerkungen seltener, und es vergingen zuweilen Tage, ohne daß sie den Mund zu einer Sylbe geöffnet hätte. Ihrem Manne antwortete sie auf seine Fragen gewöhnlich nur mit einem Nicken oder Schütteln des Kopfes, ohne ihn dabei anzusehen. Sie vermied es mit unverkennbarer Scheu, seinem Auge zu begegnen, und man merkte, daß ihr am besten war, wenn er sie unbeachtet ließ. Auch ihren Wünschen zuvor durfte man nicht kommen, und wenn es Sophie versuchte, so ward sie ohne Worte, aber mit Heftigkeit zurückgewiesen. In dicke Tücher gehüllt, kauerte sie schweigend auf ihrem Stuhl neben dem Ofen. Aber weder die wärmsten Tücher, noch das größte Feuer, vermochten sie vor dem innern Frost zu schützen, in dem ihre Glieder zitterten. Sie wollte keinen Arzt. Was hätte ihr auch ein Arzt helfen können? Der Frost kam aus ihrem Herzen.

Amey's Freisprechung war ihre Verurtheilung gewesen. Ihr falsches Spiel hatte den Müller zu dem Verbrechen getrieben; sie hatte Etienne erschlagen, und seine kalte

Todtenhand war es, unter der ihr Herz fror. Die Worte Rambert's, mit denen er ihren Hochmuth, ihre Eitelkeit, ihren Ungehorsam gegen ihren Mann vor den Geschwornen schonungslos bloßgelegt und die Folgen ihrer Schwäche, ihrer Thorheit, ihres Unrechts nachgewiesen hatte, tönten fortwährend in ihrem Ohr wieder. Sie mußte sie hören, mußte über sie grübeln, und jedes Wort nagte an ihrer Seele rastlos den Tag über und die langen schlaflosen Nächte. Und jeder Tag warf ein neues Gewicht in die Schale ihres Schuldbewußtseins. Sie mußte gegen sich selber zeugen über ihr ganzes vergangenes Leben. Ihr war es, als ob das jüngste Gericht über sie hereingebrochen wäre, und sie konnte keinen Grund der Entschuldigung vor sich selbst auffinden. Nicht einmal klagen durfte sie. Sie hatte kein Recht dazu; sie hatte es verdient, daß sie diese erdrückende Last tragen mußte, allein, einsam unter den Ihrigen, deren Liebe sie nicht werth war.

Unterdessen stellte sich heraus, daß Amey von seinem Chronometer nicht nur kalt glänzende Ehre ernten solle. Sein Prozeß trug noch dazu bei, seinen Namen bekannter zu machen, und es kamen mancherlei Aufträge an ihn, so daß er seine Hände hätte verfünffachen müssen, um ihnen zu genügen.

Was meinst du, Bertholet, sagte er eines Tages scherzend zu seinem Freunde, wenn du jetzt der Claire zum Trotz deine Pinsel zum Fenster hinauswürfest und mit mir eine Fabrik aufrichtetest? Das Geld wird sich schon finden.

Bertholet lehnte den Vorschlag mit einem warmen Händedruck ab. Seine zweite Landschaft war fertig und gleichfalls verkauft. Der Ertrag seiner beiden Bilder, seine Ersparnisse setzten ihn in den Stand, einen Ausflug zu

seiner weitern Ausbildung zu wagen. Die günstige Beurtheilung, welche den Leistungen seines Talents zu Theil geworden, ließ ihn eine wärmere Aufnahme von der Welt hoffen, als er als mittelmäßiger Portraitmaler gefunden hatte. Als der Schnee auf dem Rücken des Jura geschmolzen in wilden Sturzbächen zu Thal brauste, als die Birken sich mit ihrem jungen zitternden Laube an Luft und Licht zu wagen, die Finken im Gehölz zu schlagen und sich an den äußersten Spitzen der Tannenzweige ein helleres Grün zu zeigen begannen, da griff auch er zum Wanderstab.

Sophie blieb hartnäckig bei ihrer Weigerung, sich malen zu lassen. So war denn Amey's erstes Werk eine schöne Uhr für den Advokaten, auf deren Kapsel der Tag von Amey's Freisprechung eingegraben war. Die Folge gab ihm übrigens Recht. Das Geld fand sich, um sein Gewerbe in größerem Umfange zu betreiben, und so kam endlich die Zeit, in welcher Uhren mit Amey Meylan's Namen in alle Welt wanderten.

Eines Sonntags kehrte Sophie in ungewöhnlicher Aufregung von ihrem Besuch in le Sentier zurück. Ihr Vater war so heiter wie seit langen Jahren nicht.

Ja, was es giebt? entgegnete er auf Rosette's neugierige Frage. Die Sophie hat wieder was gefunden. Andere Leute haben's nicht geachtet; sie ist aber froh darüber wie eine Prinzessin.

O, Vater! bat Sophie.

Schon gut! rief er beschwichtigend. Gesagt muß es ja doch werden. In Claire's Garten hat's die Sophie gefunden, in der Laube, just diesen Nachmittag, und was sie gefunden hat ist — ein Bräutigam.

Rosette wechselte die Farbe. Aber sie rang das Weh rasch wieder nieder und warf sich lebhaft in die Arme der Schwester. Wenn Eine ihres Geschlechtes des Amey würdig, so war es ja Sophie.

Frau Prichard hatte bei den Worten ihres Mannes den Kopf mit einem leisen Stöhnen auf die Brust sinken lassen. Jetzt ergriff Sophie ihre Hand und sagte mit hochaufschwellender Brust: Mutter, ich hab's dem Amey nicht zugesagt. Nur, wenn du deine Einwilligung giebst. — —

Die Mutter zog ihre Hand mit einer heftigen Bewegung zurück. Ihr Mann aber sagte: Gieb deinen Segen, Frau! Der Eltern Segen baut den Kindern Häuser.

Frau Prichard warf aus ihren glanzlosen Augen einen scheuen Blick auf ihn, der nähertretend mit sanft mahnender Stimme fortfuhr: Verstocke dein Herz nicht! Was die Rosette und du an dem Amey verbrochen, die Sophie wird es tausendfältig an ihm gut machen. Gott ist barmherzig; er will unsere Schuld nicht heimsuchen an unsern Kindern.

In den Mienen seiner Frau begann es zu zucken und zu arbeiten.

Und siehst du, sagte er, indem er ihr seine Hand entgegenstreckte, es wär' ja zu alledem nicht gekommen, wenn ich ein Einsehen gehabt hätt', da du noch jung warst.

Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und brach in ein heftiges Schluchzen aus.

Ach du mein Schöpfer, murmelte der Alte, wein' doch nicht so, du machst Einem das Herz ganz groß.

Er beugte sich zu ihr, umfaßte sie und zog sie zu sich herauf. Sie ließ es ohne Widerstreben geschehen. Ihr Kopf ruhte an seiner Brust, und wie er ihr in milder Weise

zuredete, da thaute das Eis von ihrem Herzen und die schwere Last ihres Schuldbewußtseins ward leichter in Thränen.

War es denn möglich, daß ihr vergeben werden konnte? daß in dem Herzen ihres mißachteten, mißhandelten Mannes noch ein Funken von Liebe zu ihr glomm?

Furchtsam blickte sie zu ihm auf. Er lächelte und strich ihr mit leise bebenden Fingern das wirre Haar aus dem Gesichte.

Sophie und Rosette drängten sich heran, umschlangen weinend ihren Nacken.

Es wird wieder gut werden zwischen uns, flüsterte der Alte.

Und sein Wort ging in Erfüllung. Die Liebe füllt auch die tiefsten Abgründe aus, die Schuld und Schuldbewußtsein zwischen den Herzen aufreißen.

Die beiden Vincent.

1.

Das Gewitter war furchtbar. Die Blitze folgten einander so schnell, daß der Höhenzug des Mont Jorat mit seinen rebengrünen Abhängen, der Genfersee und die jäh aufsteigenden Felsen der savoyer Küste fast ununterbrochen in einem unheimlich fahlen Lichte standen. Von dem unaufhörlich rollenden Donner schien die Erde in ihren Grundvesten zu erbeben. Die Fenster der Villa Montfleuri zitterten und klirrten von dem Schlachtenlärm der Natur, in welchen der von Sturm und Regen gepeitschte See schäumend sein dumpfes Wuthgeheul mischte.

Die Villa Montfleuri, dem Bankier Ruchat gehörig, lag unweit der Stadt Genf, dicht am See, und die Fenster der Wohnzimmer gingen auf diesen hinaus.

Gott sei den armen Barken gnädig, die von diesem Unwetter mitten auf dem See überrascht worden sind! sagte Friedrich, der Sohn des Bankiers, und trat, von einem Blitze geblendet, von dem Fenster zurück, an dem er bisher gestanden hatte.

Außer ihm befanden sich noch seine Mutter und Schwester und George Vincent in dem mit großem Luxus ausgestatteten Zimmer.

Ich hätte nicht geglaubt, daß der Genfersee so zu toben vermöchte, sagte George, der neben Friedrich stand. Es ist ein prächtiges Schauspiel!

Sie nennen es prächtig, versetzte Friedrich's Schwester, die achtzehnjährige Leonille. Ich finde es grausig, furchtbar. Man sah an der Blässe ihres edel gebildeten Gesichtes mit den großen etwas schwärmerischen dunklen Augen, daß das Gewitter den von ihr geschilderten Eindruck auf sie machte.

Wenn man keinen Vergleich anstellt, so haben Sie Recht, antwortete George Vincent und nahm seinen frühern Platz, dem Mädchen gegenüber, wieder ein. Allein ich habe die Ostsee zuweilen in ihrer Empörung gesehen, und der Ausruf Ihres Herrn Bruders erinnerte mich wieder an eins der großartigsten Schauspiele, welches ich noch als Kind an der kurländischen Küste erlebt habe.

Er erzählte, daß er sich damals mit seinem Vater auf einer kleinen Vergnügungsreise, von Libau aus, befunden habe. Von einem Gewitter überfallen, hätten sie in dem Kruge eines Fischerdorfes Zuflucht gesucht, und von dem Fenster der Gaststube aus sei er Zeuge gewesen, wie ein Schiff in hülfslosem Zustande rettungslos von dem Sturm der Küste zugeschleudert wurde. Mit großer Lebhaftigkeit beschrieb er die einzelnen traurigen Umstände der Strandung. Seine Zuhörer sahen das erschütternde Ereigniß in seinen Worten gleichsam vor Augen, und Leonille bemitleidete mit manchem unwillkürlichen Ausruf die unglücklichen Seefahrer, die verloren gewesen wären, da die Wellen ihr Rettungsboot zerschlagen hatten, wenn George's Vater, der an den Strand geeilt war, die Fischer nicht durch das

Beispiel seiner Unerschrockenheit bewogen hätte, ihnen mit ihren Booten zu Hülfe zu kommen.

Wie ihre Kinder, so hörte auch Frau Ruchat der Erzählung des jungen Mannes aufmerksam zu. Sie saß in einer Ecke des Sophas, den Arm auf die Seitenlehne desselben gestützt und mit der Hand die Augen überschattend. Diese Augen hingen unverwandt an dem Erzähler, dessen Aeußeres und Stimme so manche alte Erinnerung in ihr erweckten. Dieselbe war schon in ihr wach geworden, als George, von Regen triefend, plötzlich in dem Salon erschienen war. Friedrich hatte ihn auf dem Hofe unter der breitästigen Kastanie, unter die er sich, auf einem Spaziergange von dem Gewitter überrascht, unklugerweise geflüchtet, stehen sehen und in das Haus geladen.

Es waren theure, schmerzliche Erinnerungen, welche die Erscheinung des jungen Mannes in der alten Dame aus ihrem leichten Schlummer weckte, Erinnerungen an längst verschwundene Zeiten. Damals war sie ein junges Mädchen gewesen, so alt wie Leonille jetzt und so schön, so sanft, so schwärmerisch wie sie. Damals! Grabstein, welcher den bessern Theil des Lebens deckt! So hatte der Mann ausgesehen, den sie damals gekannt, so jung, so lebensfrisch, so muthig stolz. So lockte sich auch ihm das schwarze Haar um das blühende Gesicht, so blitzten auch seine Augen, so wölbte sich auch seine Oberlippe trotzig empor. Aber George war von kräftigerem Körperbau, eleganter in seiner Kleidung, ohne im geringsten geputzt zu erscheinen. Und George trug seinen Namen: Vincent!

Seltsam, wie viele Jahre waren nicht vergangen, seit er sich von ihr losgerissen, um in der Fremde sein Glück

zu versuchen, das ihm in der Heimath nimmer blühen wollte und konnte, und nun stand er plötzlich wieder vor ihr, wie damals! Die Zeit schien ausgelöscht. Aber waren es auch die Schmerzen, mit denen sie sich von ihm getrennt hatte? Die Schmerzen, mit denen sie ihn, den völlig Unbegüterten, Aussichtslosen auf das Gebot der Eltern aus ihren Armen hatte entlassen müssen? Aus ihren Armen allein; denn in ihrem Herzen hatte er fort und fort seine Stelle behauptet. Sie hatte ihn von dort nicht vertreiben können, obwohl sie fühlte, daß sie damit ein Unrecht beging. Der Gedanke an ihn war der einzige Stern in der Nacht des Elends gewesen, die über sie kam, als er gegangen war. Dieser Gedanke war alles, was ihr von ihm geblieben war. Sie wußte nur, daß er eine Hauslehrerstelle in Rußland angenommen, und dann hatte sie seine Spur verloren, verloren, bis heute plötzlich sein Ebenbild in seinem Sohne vor ihr stand.

Sein Sohn! und sie fühlte in der ersten Minute, daß er auch der ihrige war. Aber sie durfte ihn nicht an ihre Brust ziehen, wie sie gern gemocht. Da sprang die ganze Kluft auf zwischen damals und jetzt. Sohn des Mannes, dem ihr reines Herz in der ersten und letzten Liebe ihres Lebens geglüht hatte! Was lag nicht alles in diesem Namen! Und mit welcher Wärme, fast Begeisterung, er von seinem Vater sprach!

O, wie wohl ihr das that, nach einem Vierteljahrhundert endlich die Wahl ihres jungen Herzens rechtfertigen zu hören! Hart, sehr hart hatten immer nur die Urtheile gelautet, die in ihrer Umgebung über ihn und seine Freunde damals gefällt worden waren. Keine Bezeichnung war dem Hasse zu scharf gewesen, sein Streben und seinen Charakter

zu brandmarken. Nun hörte sie es aus dem Munde seines Sohnes, daß ihre Empfindung für ihn, ihre Liebe keine Verirrung gewesen. Es paßte auf ihn das große Wort des Dichters: „Nehmt alles nur in allem, er war ein Mann!“ Und die Fremde hatte ihm gewährt, was ihm das Vaterland versagte. Sie hatte ihm Glücksgüter, Titel und Orden zugeworfen. Aber war er darum glücklich? glücklicher als sie? Hatte er sie in den Armen einer Andern vergessen? Sein Weib hatte ihm den Sohn geboren und war gestorben. Hing sein Herz an dieser Todten? George hatte diesen Punkt nicht berührt und sie keine Frage gewagt; aber es quälte sie. Doch sie würde es erfahren. Er kam ja — bald — um sein Leben in der Heimath zu beschließen. Die Heimath ist wie eine Geliebte: man verzeiht ihr alle Leiden und Kränkungen, um in ihren Armen zu sterben.

Frau Ruchat hatte ihr Taschentuch fallen lassen und sich danach gebückt, um die plötzliche Röthe ihrer verhärmten Wangen zu verbergen, als sie von seinem Sohne erfuhr, daß sein Vater nächstens in Genf eintreffen würde. Wie er wohl aussehen mochte? ob ihn ihr Herz wohl gleich wiedererkennen würde? Er hatte sich wohl sehr verändert! Sie war es ja auch! Nur einzelne Spuren deuteten darauf hin, daß sie einst schön gewesen. Es war seltsam, daß sie einst ihrer Tochter geglichen haben sollte, daß es eine Zeit gegeben hatte, wo sie ihrem George in dieser Gestalt gegenüber gesessen, wie jetzt ihre Tochter seinem Sohne; wo sie ihm gegenüber so schüchtern befangen gewesen und mit derselben heimlichen Freude, die sich nur bei dem seltenen Aufschlag der Augen verrieth, seinem Gespräche gelauscht, wie jetzt Leonille seinem Ebenbilde!

Aber die Zeit und der Gram verschonen keine Blüthe. Und während er sich im Leben umgetummelt, gewirkt und geschafft hatte, war sie in dem engbeschränkten Kreise langsam verwelkt, in welchen sie das Wort des Geistlichen gebannt: „Und er soll dein Herr sein!“

Furchtbarer Augenblick, da sie mit ihrer Liebe zu dem Fernen im Herzen, an der Seite des Mannes, der nun ihr Gatte war, vor der Kanzel gestanden und sie jenes Wort um Glück, Freiheit, Leben gesprochen! „Und er soll dein Herr sein!“ Und er war nur das, nichts weiter! Innerlich einander fremd waren sie vor den Geistlichen getreten, und so waren sie es bis auf diesen Augenblick geblieben. Er glaubte seinen Pflichten völlig zu genügen, wenn er die Seinigen standesgemäß unterhielt. Montfleuri war eine reizende Kopie des italienischen Villenstyls, und der Glanz der innern Einrichtung verrieth den Reichthum des Besitzers. Herr Ruchat hielt seiner Frau eine schöne Equipage, zu der er die beiden Braunen aus England hatte kommen lassen. Frau und Tochter durften sich so elegant kleiden, wie sie wollten: er bezahlte ohne jede Bemerkung die Rechnungen, und so bezahlte er ohne Murren die Privatlehrer seiner Tochter. Lehrer der deutschen, englischen, italienischen Sprache, der Musik und Malerei gingen im Hause aus und ein. Was wollte Frau Ruchat weiter? Was konnte sie für weitere Ansprüche machen, wenn er sie die Früchte seines Fleißes mitgenießen ließ, der ihn den ganzen Tag in seinem Comptoir in der Stadt festhielt? Sie konnte doch nicht verlangen, daß er ihr seine Muße außer der Tischzeit widmete? Wovon konnte er sich denn auch mit einer Frau unterhalten? Sie verstand ja nichts von seinen Geschäften

oder der Politik, noch spielte sie Karten, und er sah mit Verachtung auf die Ideologen herab. Oder sollte er sich gar um die Erziehung der Kinder bekümmern? Das war Sache der Frau. Tags im Comptoir, Abends im Klub oder Cercle, dann und wann auch ein Paar gute Freunde zu Tisch, wobei von nichts und wieder nichts als von Handel und Politik die Rede war — das war sein Leben. Es war keine Ausnahme: neun Zehntheile der verheiratheten Männer Genfs leben in dieser Weise, denken wie Herr Ruchat von ihren Frauen.

Welch ein Leben für Frau Ruchat! Wie anders hatte sie es sich ausgemalt! O, warum hatte es sie der kurze Traum der Liebe kennen gelehrt, daß das Weib dem Manne ebenbürtig sei, daß sie einander ganz gehören sollen und müssen, daß es noch andere Dinge im Leben gebe als Zahlen und politisches Parteigetriebe? Warum hatte ihr der Geliebte die Welt des Gedankens erschlossen, sie emporgehoben in jenes heitere Reich, wo Ideen zu Gestalten, Gedanken zur Wirklichkeit werden?

Und nun saß sie in dem prächtigen Montfleuri allein — allein — allein! Allein mit dem reichen Leben, das er in ihrem Innern entwickelt hatte, allein mit ihrem Schmerz um ihn! War es ein Wunder, daß alle ihre Gedanken dem kurzen, so grausam zerstörten Glück der Jugend gehörten?

Dann wurde Friedrich geboren. Mit welchen glühenden Dankgebeten sie den jungen Weltbürger in ihren Armen empfing! Jetzt war sie nicht mehr allein, jetzt hatte sie zu pflegen, zu denken und zu sorgen! Als aber einige Jahre später Leonille das Licht der Welt erblickte, da weinte sie heiße, heiße Thränen des Schmerzes über den Säugling. Der Knabe

war der Freiheit geboren, das Mädchen der Dienstbarkeit. Ihm aller Sonnenglanz des Lebens, ihr aller Schatten!

Aber ihr eigenes Leben war jetzt ausgefüllt. Die Welt draußen, an der sie doch keinen andern Antheil nehmen durfte, als daß sie einmal ein Conzert hörte, eine öffentliche Vorlesung besuchte und Sonntags in die Kirche ging, starb vollends für sie ab. Sie lebte nur noch mit und in ihren Kindern; sie war ihnen Mutter, Spielgefährtin, Lehrerin, Freundin. Die Zukunft derselben war ihr einziger Traum, und dieser Traum machte die Gedanken nur um so lebendiger, die er in ihr angeregt hatte. Seine Ideen über die Bestimmung der beiden Geschlechter waren der Leitstern, dem sie in der Erziehung ihrer Kinder folgte. In ihnen sollten sich diese Ideen verwirklichen, ihr Beispiel beweisen, daß er kein solcher Träumer gewesen, wie ihn die Welt gescholten hatte. Wie oft betete sie nicht in der Stille: Herr Gott, laß es gelingen! Allein es gelang nur zum Theil. Man kann aus dem Menschen nichts herausbilden, wozu der Stoff nicht in ihm liegt. Friedrich besaß manches von seinem Vater, auch die ungedeihliche genfer Luft kam in Anschlag, und je älter er wurde, je größer ward der Unterschied zwischen ihm und dem Manne, dessen Ebenbild er werden sollte. Die Ideen, die sie ihm einflößte, hegte und bildete, brachten ihn nur in Zwiespalt mit dem Vater. Aber ein trefflicher Mensch war er doch geworden, der namentlich eine unbegrenzte Verehrung für seine Mutter hegte und hierin mit der Schwester wetteiferte.

Die arme Leonille! Wie unabläſſig bildete die Mutter nicht an ihrem Geist und Herzen! Wie sorgte sie nicht dafür, beide zu entwickeln und zu schmücken, ihre Talente

aufs reichste zu entfalten! Aber ach! konnten ihr alle Gaben und Vorzüge ein minder herbes Loos bereiten, als es der Mutter gefallen war? Die Thränen, mit denen sie diese beim Eintritt in die Welt begrüßt, zitterten in ihrem Herzen fortwährend nach, je schöner und ihr ähnlicher Leonille sich entwickelte. Sie sah ihr eigenes Schicksal stets in einer dunklen Wolke über dem Haupt ihres Kindes schweben. Sie hatte immer das Gefühl, als schmückte sie nur ein Opfer, und dieses Gefühl mischte in ihre Liebe ein Bangen, das in demselben Maße wuchs, in dem Leonille heranblühte. Wohl wollte ihr zuweilen der Trost kommen, es müßte ihrem Kinde ein besseres Schicksal aufbewahrt sein, aber er starb dahin, sobald sie einen Blick um sich her auf die gesellschaftlichen Verhältnisse ihrer Vaterstadt warf. Ergebung! Ergebung, wie sie selbst geübt, das blieb allein übrig, und sie pflanzte sie tief in Leonille's Seele. Der Nachtfrost der Ergebung nach einer kurzen Blüthezeit!

Und wie schön und verheißend war die Blüthezeit, in der Leonille jetzt eben stand! Sie, die Mutter, empfand dies lebhaft, wie sie in der Ecke des Sophas saß, dem Gespräch der jungen Leute zuhörend, denkend, träumend. Aber war es denn unabwendbar? Mußte dieses junge, holde Leben, dieser Reichthum an Gemüth und Geist der kalten Berechnung gleichfalls zum Opfer fallen? Da saß George! Wie er fast ausschließlich nur das Wort an das schüchterne Mädchen richtete! Konnte an den Kindern nicht in Erfüllung gehen, was das Geschick den Eltern versagt hatte? Wer weiß! Vielleicht! Wie sie sich an dieses Vielleicht anklammerte! Welch ein prächtiger Bau wie mit Zauberkraft aus diesem Vielleicht sich erhob!

Plötzlich erschrack sie. Ihr Gatte trat in das Zimmer. Was galten diesem Manne Sympathien und Antipathien? Und seit wann war es denn Sitte, daß die Väter nach den Herzen ihrer Töchter fragten, wenn es der Bestimmung über deren Hand galt? Gut für die Mädchen, wenn ihre Neigung zufällig mit den Interessen der Väter übereinstimmten. Aber es war Nebensache!

Die ganze Erscheinung des Herrn Ruchat verrieth den Geschäftsmann. Die Gedanken standen als Zahlen auf seiner Stirn. Er war elegant gekleidet, aber mehr nach dem bequemen englischen als dem französischen Schnitt. Die Anwesenheit eines Fremden in dem Salon überraschte ihn nicht. Seine Frau mochte empfangen, wen sie wollte, sowie er in Betreff seiner Gäste nicht auf sie Rücksicht nahm.

Als ihm George vorgestellt wurde, rief er jedoch mit einiger Lebhaftigkeit: Ah, Sie sind der Sohn des Herrn Vincent, den ich täglich hier erwarte?

Frau Ruchat blickte überrascht auf. Sie hatte diesen Namen noch nie aus dem Munde ihres Mannes gehört. Und er erwartete ihn! Wußte er denn, in welchem Verhältniß der Vater dieses jungen Mannes einst zu ihrem Herzen gestanden? Wie aus seiner Erklärung hervorging, kannte er jedoch George's Vater nicht persönlich. Dieser hatte sich nur an ihn als einen der ersten Bankiers von Genf gewendet, um vorläufig bei ihm die Fonds niederzulegen, die er aus seinem allmälig sich auflösenden Geschäft in Rußland gezogen hatte.

Der Bankier war auffallend höflich gegen den jungen Gast. Das Vermögen von dessen Vater mußte also wohl

sehr bedeutend sein. Das Geld hat seine Etikette, eine strengere selbst, wie das Königthum.

Das zuvorkommende Benehmen ihres Mannes belebte wieder die leisen Hoffnungen der Frau Ruchat in Bezug auf ihre Tochter. Er lud George ein, sein Haus ganz als das seinige zu betrachten; er würde stets willkommen sein. Auf meine Gesellschaft dürfen Sie freilich nicht viel rechnen, fuhr er fort. Meine Zeit ist sehr beschränkt. Aber die Meinigen, Friedrich, werden gern Sorge tragen, Ihnen den Aufenthalt in Ihrer Vaterstadt angenehm zu machen. Sie haben auch sonst wohl keine Bekanntschaften oder Verwandtschaften in Genf?

Bekanntschaften hatte George noch keine; denn er war erst am vorigen Tage angekommen. Aber es lebte eine Schwester seiner verstorbenen Mutter in Genf. Dieselbe war an einen Herrn Sagedieu verheirathet.

Der Bankier zuckte bei diesem Namen unwillkürlich die Achseln, während Friedrich lebhaft den Kopf hob, ihn aber schnell wieder senkte, als wollte er die Röthe verbergen, die plötzlich seine bleichen Wangen überzog.

Sie kennen meinen Oheim? fragte George.

Friedrich blieb stumm, und der Vater sagte: Nicht persönlich. Es ist ein wohlhabender Mann, aber — Nun, Sie werden ja selbst sehen. Sie sollen Ihre Verwandten nicht durch eine fremde Brille kennen lernen.

Ich habe Fräulein Sagedieu einmal gesehen, bemerkte Leonille. Friedrich zeigte sie mir eines Tages in der Kirche. O, sie ist so reizend!

Woher kennst du sie denn? fragte Herr Ruchat den Sohn, und spöttisch setzte er hinzu: Ich dächte, ein Kandidat der

Theologie hätte nur nach himmlischen Dingen und nicht nach den Töchtern dieser Erde zu schauen.

Ich habe dem Fräulein eine Zeit lang Unterricht in der französischen Literatur ertheilt, entgegnete Friedrich mit einiger Verlegenheit.

Hm, murmelte der Vater, und das Gespräch wandte sich einem andern Gegenstande zu.

Unterdessen war das Gewitter den waadtländischen Alpen zugezogen und der Regen hatte aufgehört. George stand auf, um sich zu empfehlen. Der Bankier ließ ihn jedoch nicht fort.

Ich bitte Sie, mein Haus als das Ihrige zu betrachten, und Sie wollen fortlaufen? sagte er.

George stellte seinen Hut wieder weg, und es war ihm keineswegs unangenehm, als bald darauf Herr Ruchat in der Stille verschwand, um nach seinem Cercle zu fahren.

Die Anwesenheit des Hausherrn beengte ihn einigermaßen. Er hatte ein Gefühl, als ob derselbe eigentlich gar nicht zu diesen drei Menschen gehörte, unter denen ihm so wohl war, als ob er sie schon Jahre lang kannte. Zwang aber war ein Ding, daß George kaum und nur mit der größten Ungeduld ertrug. Er war in der Fremde unter der deutschen Umgebung frei aufgewachsen. Sein Vater hatte nur sorgfältig darüber gewacht, daß die guten Keime in dem Knaben zur Entwickelung kamen, ohne gleich ängstlich mit dem Messer bei der Hand zu sein, wenn sich irgendwo ein Schößling zeigte, der ein verdächtiges Aussehen hatte. Er war der Ansicht: wenn nur das Gute im Menschen gefördert wird, so wird das Schlechte schon von selbst gedämpft. George sollte auf sich selbst stehen, und demgemäß

spielte der Vater nur die Rolle des Freundes, dem Sohne scheinbar eine unbegrenzte Freiheit lassend. Besser, daß der Bach ein wenig brauste als daß er zu schwach ist, Mühlenräder zu treiben. Und der Bach brauste denn auch ganz tüchtig und floß zuweilen selbst über. „Mensch sein, heißt ein Kämpfer sein"; darum muß er die Waffen führen können. Wer dies nicht vermag, der gehört in den Troß unter die Invaliden, Buben und Weiber.

Als die Kieswege trocken geworden waren, ging man in den Garten, der sich vor dem Hause bis an das Ufer des See's hinabsenkte. An den Blättern von Baum und Strauch, in den Blumenkelchen blitzten die Regentropfen wie Diamanten. Die Luft war erfrischend abgekühlt und von dem Wohlgeruch der Rosen erfüllt, deren Blüthezeit eben war. Gegen Nyon zu spannte sich ein prächtiger Regenbogen über den See, der, nun wieder beschwichtigt, in seiner reinen Bläue mit dem Himmel wetteiferte. An den Gipfeln der savoyer Alpen hingen hier und dort Fetzen weißlicher Wolken, welche allmälig aufgesogen wurden, so daß Gestein und Föhren immer deutlicher hindurchschimmerten und hervortraten. Es herrschte eine Frische, ein Wohlgeruch, die mit jedem tiefen Athemzug das Blut in lebhaftere Wallungen versetzten.

Die vorhin so bleichen Wangen Leonille's waren wie in Rosengluth getaucht und auch ihre anfängliche Schüchternheit verschwand allmälig, als sie George im Garten herumführte, während der Bruder mit der Mutter in der offenen Vorhalle auf- und abging. Leonille hatte ein bezauberndes Lächeln, und wenn sie George ansah, schien es ihm, als ob unter den langen Wimpern Ströme goldenen Lichts hervorrauschten.

Sie brach eine eben aufblühende Moosrose und steckte sie vor die Brust in den Gürtel. Wie kam es, daß George diese Rose in der Hand hielt, als er im Sternenlicht nach seinem Gasthof in der Stadt zurückkehrte? Sie war ihr aus dem Gürtel gefallen, als sie sich nach dem Abendessen an das Klavier gesetzt hatte. Er hatte sie aufgehoben, und Leonille hatte auf einen Blick von ihm die ausgestreckte Hand mit leisem Erröthen zurückgezogen.

Es sind gar liebe, prächtige Menschen, sagte er auf dem Heimwege zu sich und schwenkte dabei die Rose wie triumphirend durch die Luft. Als er dieselbe dann zu Hause in ein Glas Wasser stellen wollte, fand er, daß sie durch die heftige Bewegung den größten Theil ihrer Blumenblätter verloren hatte.

2.

George hatte ein Jahr lang in Berlin Humaniora und dann in Bonn eifrig, wenn auch nicht zu eifrig, die Rechtswissenschaften studirt. Er sollte das Studium derselben, das er sich selbst gewählt, in Genf vollenden, um sich dort als Notar niederzulassen. Mit seinem Vater war er zum letzten Male in Bonn zusammengetroffen. Während der Vater nun über Paris, wo er noch einige Geschäfte zu ordnen hatte, nach Genf reiste, war George nach Basel gegangen, und hatte von dort aus die Schweiz durchwandert. Er hatte auf seinem Wege die großartigsten Naturschönheiten seines eigentlichen Vaterlandes in Augenschein genommen. Sie hatten einen überwältigenden Eindruck auf ihn gemacht. Aber noch

mehr hatte er sich für die Bewohner dieser Thäler und Berge interessirt. Der Mensch wiegt doch die schönste Landschaft auf! Gastwirthe, Bauern, Händler, Sennen, er sprach mit allen, mit denen ihn Wechsel und Zufall seiner Wanderung zusammenführte, und da er des Deutschen ebenso mächtig war, wie seiner Muttersprache, so bot die Unterhaltung keine Schwierigkeiten dar. Er that so manchen Blick in die Verhältnisse, Zustände, Ansichten und Meinungen seiner Landsleute, und als er vom St. Gotthardt über die Furka hinunter durch das Wallis nach Genf kam, kannte er die Schweiz vielleicht besser, als mancher, der in ihr geboren war und sie nie verlassen hat. Von seinem eigentlichen Heimathscanton aber wußte er bis jetzt nichts mehr, als daß derselbe die Geburtsstätte des holdesten Mädchens von der Welt sei. Er erwähnte auch ihrer und des Zufalls, der ihn nach Montfleuri geführt hatte, in dem Briefe, in dem er am folgenden Nachmittage dem Vater seine Ankunft in Genf meldete.

George warf eben die Feder weg, als Friedrich Ruchat hereintrat. Er kam mit der Absicht, seinen Landsmann in seiner neuen Heimath herumzuführen. George nahm das Anerbieten mit Dank an, und sie gingen. Als er unterwegs seinen Brief in den nächsten Briefkasten warf, erkundigte sich Friedrich, ob er seine Verwandten schon aufgesucht habe? George verneinte; er hätte dies am heutigen Abend zu thun beabsichtigt; aber nun hätte es auch wohl bis morgen Zeit.

Friedrich protestirte mit großer Lebhaftigkeit, und nach seiner Uhr sehend, sagte er: Wir haben noch zwei Stunden bis zu der üblichen Besuchszeit vor uns. Besehen wir bis dahin Einiges, und dann führe ich Sie nach dem Hause Ihres Oheims. Er wohnt in der Straße des Chanoines.

George lachte in sich hinein. Der Kandidat erschien ihm gar zu eifrig, ihn in die Gesellschaft seiner Base zu bringen, die Leonille so reizend genannt hatte. Verdient sie denn wirklich diese Bezeichnung? fragte er seinen Begleiter. Das Urtheil der Frauen weicht in diesem Punkte gewöhnlich von dem der Männer ab!

Reizend? rief Friedrich mit Feuer. Sie ist das schönste Mädchen von Genf!

Unmöglich! schrie jetzt George seinerseits mit großer Lebhaftigkeit; denn er dachte an Leonille. Gleich darauf aber mußte er über ihrer beiderseitigen Eifer lachen und er warf einen schelmischen Blick auf seinen Begleiter. Friedrich erinnerte nur durch eine gewisse Familienähnlichkeit an seine Schwester. Er hatte dieselben großen schwarzen Augen, dasselbe schwarze Haar, das ihm, in der Mitte des Kopfes getheilt, lang und schlicht die bleichen bartlosen Wangen umfloß. Doch fehlte der milde Geist von Leonille's Mienen in dem hagern, eckigen Gesicht des Bruders. Es lag in demselben vielmehr eine gewisse Härte, die indessen durch einen Zug des Leidens gedämpft wurde. Der Bücherstaub hatte die Quelle seiner Gesundheit getrübt, und die Enge der Studirstube den Bewegungen seiner kräftig angelegten Gestalt ihre natürliche Freiheit genommen. George war schon Tags zuvor der Widerspruch zwischen diesen unfreien, eckigen Bewegungen und der ruhigen Sicherheit aufgefallen, mit der er sprach. Er konnte jetzt die Bemerkung machen, daß dieser Ruhe zunächst bedeutende Kenntnisse zu Grunde lagen. George erstaunte über die Fülle des Wissens, die er bei ihrer Wanderung durch die naturhistorischen Sammlungen, die schweizer Alterthümer und Münzen des akade-

mischen Museums an den Tag legte. Nicht minder eingeweiht zeigte er sich in die Kunstgeschichte seines Vaterlandes, als er George in das Museum Rath führte. Aber um so kläglicher sah es mit seinem Urtheile über die dortigen Gemälde und Statuen aus. Das Verständniß der Kunst, der Sinn für dieselbe gingen ihm eigentlich ganz ab, während bei George eben das ästhetische Gefühl durch seinen Aufenthalt in Deutschland sehr ausgebildet worden war. Hier traten beide in den lebhaftesten Widerspruch zu einander. Nach der Ansicht des jungen Theologen hatte die Kunst nur den einen Zweck, Gott zu dienen und zu verherrlichen. Wo sie diesen Zweck nicht direkt verfolge, sei sie verwerflich; denn dann diene sie nur zur Aufregung aller menschlichen Leidenschaften.

George war von dieser fromm beschränkten Anschauung des jungen Theologen nicht sehr erbaut, und so machte er mit einiger Ungeduld geltend, daß die ächte Kunst die Leidenschaften nur darstelle, um sie wahrhaft zu versöhnen und zu läutern.

Ungefähr sagt meine Schwester dasselbe, versetzte Friedrich ruhig, und nicht ohne Salbung setzte er hinzu: Nur in Gott, dem eifrigen Gebet zu ihm, versöhnen sich die Leidenschaften. Jene Kunst aber, die auf freigeistigen Schwingen Gott selber zu überflügeln strebt, ist vom Uebel. Man merkt es Ihnen an, daß Sie die Luft jenes Landes geathmet haben, welches Atheismus und Freigeisterei für wahre Freiheit ausgiebt. Der Herr schütze die Schweiz, daß diese Luft nicht auch bei uns eindringe. Leider läßt sie sich schon hier und dort verspüren, und die Geschichte unseres eigenen Kantons hat eine Periode aufzuweisen, wo die Anhänger

des Atheismus alle bestehenden Verhältnisse umzustürzen trachteten. Es ist bezeichnend genug, daß diese Leute sich selber Libertins nannten.

George lächelte. Er kannte diese Libertins und ihre Bestrebungen wohl. Hatte doch sein eigener Vater zu ihnen gehört und ihm mancherlei über sie mitgetheilt. Aber er schwieg vorläufig; denn sie hatten während ihres Gespräches das Museum verlassen, und Friedrich zeigte ihm jetzt in der stillen Straße, die sie betreten hatten, das Haus Calvins. Dann blieb er etwas weiter vor einem großen alterthümlichen Gebäude stehen, welches er George als die Wohnung von dessen Oheim bezeichnete. Er nahm Abschied, indem er verstohlen nach den Fenstern hinaufblickte, und langsam, in gebeugter Haltung, wie es seine Gewohnheit war, schritt er die Straße hinab.

George trat in eine geräumige mit Steinplatten ausgelegte Flur, von der eine Schneckentreppe in die obern Stockwerke führte. Eine Todtenstille herrschte im Hause. George stieg die Treppe hinan, die mit Tannen und Blumen bestreut war. In gleicher Weise war auch die Flur des ersten Stockwerkes geschmückt, in welchem Herr Sagedieu wohnte. Ein Geräusch von Stimmen veranlaßte George an die mittelste von den drei Thüren zu klopfen, die er hier vor sich sah. Die Stimmen schwiegen, ohne daß ein Herein erfolgt wäre. Er klopfte noch einmal. Da thaten sich die beiden Flügel der Thüre geräuschlos auf, und er stand von ihm entgegendringenden Kerzenglanz geblendet vor einer Versammlung von Männern und Frauen, die einen Halbkreis um eine weibliche Gestalt in weißem Gewande, einen weißen Rosenkranz in den dunkel herabfließenden Locken, bildete.

Die jugendliche Gestalt hatte die Arme über der Brust gekreuzt und schien im Begriff niederzuknieen. Allein, wenn George überrascht war, so war es die Gesellschaft von seiner Erscheinung nicht minder. George las deutlich die Verlegenheit in den Mienen des hübschen Mädchens, welches ihn in so ungewöhnlicher Weise hatte begrüßen wollen. Er bat um Verzeihung, daß er gestört habe, und seinen Namen nennend, erklärte er die Ursache seines Kommens.

O, ihr Verblendeten, erscholl aus dem Hintergrunde des Zimmers eine Stimme in strafendem Ton, wie konntet ihr glauben, daß der Bote des Herrn in solcher Gestalt zu uns treten würde?

Verzeihung, Marquis, entgegnete ein Herr in langem grauen Haar demüthig, während die Andern verwirrt und beschämt zurücktraten, Verzeihung, der Irrthum war so natürlich! Er wandte sich zu George, dem er sich als Oheim zu erkennen gab. Es war ein Irrthum, Neffe, sagte er. Aber wir haben die Beschämung verdient; der Marquis hatte uns gewarnt.

Zugleich trat das weißgekleidete Mädchen heran, und George die Hand bietend, sagte sie mit anmuthiger Freundlichkeit: Wenn auch nicht der Erwartete, so dennoch herzlich willkommen, Vetter!

Therese! rief George angenehm überrascht. Friedrich hatte in der That nicht zu viel zu ihrem Lobe gesagt: sie war eine reizende Erscheinung. Sie schloß die Flügelthüren, während Herr Professor Sagedieu seinen Neffen zur Gesellschaft führte.

Ein Teppich machte die Schritte der Gehenden unhörbar. Dunkelgrüne, schwere Vorhänge schlossen das Tages-

licht aus und dämpften das Licht der Lampen und Kerzen, welche auf dem Kamin, den Pfeilertischen und zwischen schönen Blumenvasen auf der gedeckten Tafel brannten, von der sich die Gesellschaft bei George's Erscheinen erhoben hatte. Ein starker Rosen- und Jasminduft erfüllte das reiche, fast prächtig ausgestattete Zimmer. Oelgemälde in breiten goldenen Rahmen, die Wunder Christi und Gegenstände aus der Offenbarung Johannis darstellend, schmückten die mit dunkelrothen Tapeten bekleideten Wände. Ebenso war die Farbe des Sammts, mit dem die Lehnstühle bezogen waren, welche rings um die Tafel standen, von dunkelrother Farbe. In dem Hintergrunde des geräumigen hohen Zimmers stand ein offener Flügel.

Die Gesellschaft, aus zwölf Personen bestehend, unter denen das weibliche Element überwiegend vertreten war, hatte sich gegen die Tafel zurückgezogen, an deren schmaler Seite derjenige lehnte, den Herr Sagedieu als Marquis bezeichnet hatte. Er ward George als Marquis Loys de Bochet vorgestellt. Das Aeußere desselben bot nichts Auffallendes dar. Er mochte ein Mann Anfangs der Fünfziger sein, und sein Gesicht war eins jener französischen Vogelgesichter mit stark gebogener knöcherner Nase und schmaler, an den Schläfen eingedrückter, zurückfallender Stirn, wie es unzählige giebt. Die Farbe seines Gesichtes war bleich; doch, wie es George schien, weniger von der Blässe der Gedanken. Es lag etwas abgespanntes, mattes in seinen Zügen, und dieser Charakter trat noch mehr dadurch hervor, daß er die Augen halb geschlossen hatte, während ein mildes Lächeln um seinen etwas großen Mund spielte. Wangen und Kinn waren glatt geschoren, nur die Oberlippe bedeckte ein kleines, sorg-

sam gepflegtes Bärtchen von glänzendem Schwarz. Ein Ordensbändchen, doch kein Ableger jener Nelke, die aus dem Blut der Schlachtfelder emporgewachsen ist, zierte das eine Knopfloch seines schwarzen Fracks. Er stützt sich mit der linken Hand leicht auf den Tisch, und die Finger dieser Hand waren mit vielen Ringen geschmückt, deren Steine in dem Kerzenlicht farbenprächtig blitzten. Möglicherweise beabsichtigte er, durch diesen Schmuck die Aufmerksamkeit auf seine Hände zu lenken, die blendend weiß, schmal und lang waren. Man hätte sie tadellos schön nennen können, wenn sie nicht zu knöchern gewesen wären.

In den Gesichtern der übrigeu Männer prägte sich eine Schwärmerei aus, die auf George den unangenehmsten Eindruck machte und von dem sein Blick vergebens bei den Frauen Erholung suchte. Sie alle hatten die Grenze der Jugend weit überschritten, ohne doch, wie es schien, auf deren Vorrechte verzichtet zu haben. Die meisten von ihnen waren äußerst phantastisch gekleidet und Haupt und Brust mit einer Fülle von Blumen geschmückt. Andere wenige waren völlig schmucklos und ihre Gewänder von dunkler Farbe. Ihre Blicke waren schwärmerisch zur Decke emporgeschlagen, ein verzücktes Lächeln umspielte ihre Lippen. Therese allein vertrat die Jugend. Sie blühte wie eine Rose unter ihren welken Schwestern. Wenn sie nach einem passenden Hintergrunde für ihre Erscheinung gesucht, sie hätte keinen bessern wählen können, als diesen Kranz hagerer Gestalten mit dem Ausdruck himmelnder Empfindelei und madonnenhaften Schmachtens in den spitzen Gesichtern. Freilich zeigte sich auch in Therese's Mienen ein Anflug von Sentimentalität, aber der Ausdruck des Verstandes war bei

ihr ebenso überwiegend, wie bei ihrem Vater der natürlicher Gutmüthigkeit.

Das Lächeln des Marquis wurde noch milder, als er George mit den Worten begrüßte: Seien Sie willkommen in dem Lande, in dem die Wiege Ihres Vaters stand. Ich wünschte, ich könnte Sie auch in diesem Kreise willkommen heißen; allein ich fürchte, noch ist der Geist in Ihnen zu mächtig, der Beleidigungen nur mit dem Schwerte in der Hand zu vergelten weiß, uneingedenk der Worte unseres Erlösers.

Er hob die Lider empor und schaute George einen flüchtigen Moment aus dunkeln, blitzenden Augen durchdringend und doch lauernd an, während das mildeste Lächeln fortwährend um seine Lippen spielte.

George war überrascht und verlegen. Er schämte sich der studentischen Thorheit, an die ihn die Worte des Marquis mahnten.

O, er weiß alles! flüsterte Herr Sagedieu bewundernd, und Aller Blicke wandten sich in demselben Gefühle auf den Marquis.

Diese Bemerkung wirkte auf George anders, als wohl der Oheim vermuthet hatte. Denn statt nach dem Grunde dieser Wissenschaft zu forschen, lächelte er ironisch und wandte sich mit der Frage an Therese, welche von den anwesenden Frauen die Tante sei?

Frau Sagedieu war nicht zugegen; sie befand sich auf ihrem Zimmer.

So will ich auch durch meine Anwesenheit nicht länger stören, rief George mit einer flüchtigen Verbeugung und bat Therese, seine Führerin zu sein.

Der Marquis sah ihm mit einem raschen Blicke nach, und dieser Blick war noch lauernder, wie der vorige, lauernd, unzufrieden, nachdenklich zugleich.

Aber um des Himmels willen, liebe Therese, rief George in der Nebenstube, durch die ihn das Mädchen nach dem Zimmer der Tante führte, was hat das nur zu bedeuten? was treibt diese Gesellschaft? wen erwartet sie?

Das sind drei Fragen auf einmal und ich habe nur einen Mund, sie zu beantworten, versetzte Therese. Aber hier ist die Mutter!

Sie öffnete die Thüre des nächsten Zimmers, in dem Frau Sagedieu eifrig an einem mächtigen wollenen Strumpfe strickend saß.

Ach, du meine Güte, rief die Tante und ließ ihr Strickzeug überrascht fallen, als sie erfuhr, wer der Eintretende sei. Meiner armen Schwester Sohn! Die Augen, mit denen sie George forschend betrachtete, wurden feucht. Dann schüttelte sie den Kopf und sagte: Das ist nicht meiner seligen Schwester Gesicht.

Nein, liebe Tante, erwiderte George, ich sehe meinem Vater ähnlich.

Gleichviel! gleichviel! rief Frau Sagedieu, nahm seinen Kopf zwischen ihre beiden Hände und küßte ihn mit großer Herzlichkeit auf beide Wangen. So, nun setze dich hier auf das Sopha und erzähle mir von meiner armen Schwester! Ach, wenn ich denke, wie glücklich sie mir schrieb, als dein Vater um sie angehalten hatte, daß sie nun nicht mehr Gouvernante zu sein brauchte! Es war ihr ein Gräuel!

Sie drückte George trotz allen Sträubens auf das Sopha

und nahm dann selbst auf einem Stuhle vor ihm Platz, ihn freundlich anblickend.

Leider weiß ich von meiner Mutter nicht viel zu erzählen, beste Tante, sagte George. Sie wissen, meine Geburt kostete ihr das Leben.

Freilich, freilich, du böser Mensch! Da mag dein Vater recht unglücklich gewesen sein?

Ich mag es wohl denken, versetzte George. Aber wie kommt es, liebe Tante, daß Sie hier einsam mit Ihrem Strickstrumpf sitzen, während Sie Gesellschaft im Hause haben?

Die Tante fragte ihn verwundert, was er denn von dieser Gesellschaft wisse? und George berichtete über seinen Empfang, scherzend, daß seine schöne Base fast vor ihm auf die Kniee gesunken wäre, wenn er nicht noch rechtzeitig zu erkennen gegeben, welch ein Sterblicher in seinen Kleidern stecke.

Frau Sagedieu lachte laut und herzlich. Therese aber rief in gebietendem Tone: Spotten Sie nicht, Vetter! Sie wissen nicht, worüber Sie spotten!

Sie hat Recht, bemerkte Frau Sagedieu und wollte ernst werden; aber es gelang ihr nicht. Sie mußte abermals laut auflachen, während sich die Wangen ihrer Tochter unwillig rötheten.

Es ist Sünde, daß ich lache, rief sie; aber es ist doch zu komisch. O, ich kann es mir vorstellen. Sie erwarten den Erzengel Raphael — und nun trittst du auf einmal in das Zimmer!

Sie brach wieder in ein Lachen aus. George glaubte, kaum recht gehört zu haben; fragend, fast betroffen blickte er auf seine Base.

Den Erzengel Raphael erwartetet ihr? fragte er gedehnt.

Warum nicht? versetzte Therese mit einem leichten Anflug von Trotz. Er hatte uns seinen Besuch verheißen.

Und statt seiner kamst du! lachte die Tante. O, ich möchte wohl die Gesichter der alten Fräulein gesehen haben!

Verheißen? fragte George kopfschüttelnd.

Durch den Marquis, antwortete Therese.

Und du glaubtest?

O, nun sehe ich vollkommen, daß auch Sie zu den Ungläubigen gehören, rief Therese.

Also eine Gesellschaft auserwählter Frommen! murmelte George.

Wenige sind erlesen, bemerkte Therese, indem sie den hübschen Kopf stolz aufwarf.

Und die Tante nicht unter den Erlesenen? fragte George mit einem leisen ironischen Lächeln.

Was willst du nur, Neffe? sagte die Tante, die wieder zu ihrem Strickzeuge gegriffen hatte. Ich bin in solchen Sachen so dumm. Ich verstehe mich gar nicht auf die hohen Dinge, die sie drüben treiben. Auch möchte ich wissen, was die Engel des Herrn mit einer so einfachen Frau, wie ich bin, zu verkehren hätten? Ich bin viel zu gering dazu. Und was man nicht versteht, das ist langweilig. Siehst du, wenn ich so ein vernünftiges Wort mit den andern Damen reden wollte, von der Küche und den Dienstboten und was sonst einer Hausfrau am Herzen liegt, o weh, da kam ich schön an! Ich bekam von nichts zu hören, als von Engeln und Harmonie der Sphären und Weltgeheimnissen; das war mir denn doch zu arg.

Sie haben unstreitig das bessere Theil erwählt, liebe Tante, sagte George.

Ich weiß nicht, schüttelte diese den Kopf. Ich muß meinen Weg fortgehen, wie er mir in der Schule und in dem Confirmandenunterricht gezeigt ist und wie ihn der Prediger Sonntags in der Kirche ausdeutet. Es ist wohl verwunderlich anzuhören, wenn der Marquis von der andern Welt spricht und alles auf das genauste beschreibt, wie es im Himmel und in der Hölle aussieht, wie die Engel und die Teufel beschaffen sind. Aber mir nützt es nichts; mir wird ganz dumm davon, als ob mir Einer meinen Weg beschreiben wollte und nun immer rechts und links durcheinander kommt, daß man zuletzt vollends nicht aus noch ein weiß. Ach, es wird schrecklich hergehen am jüngsten Tage; aber was kann ich thun?

Hat er den auch beschrieben? fragte George.

Freilich, versetzte die Tante, es ist ihm ja alles offenbar.

Hast du doch selbst einen Beweis davon erhalten, schaltete Therese ein. Wie hat er nicht dein inneres Wesen gleich erkannt; ich sah es deiner Verlegenheit an, daß er die Wahrheit sprach.

Er sprach die Wahrheit, antwortete George lächelnd; aber sie galt meinem äußern Wesen. Oder ist es so schwer aus diesem zu schließen, daß ich ein Student bin? und ist es so schwer, wenn man auf der Wange eines solchen eine Narbe sieht, daraus auf jene Spielerei zu folgern, in der sich Studenten die Haut zu ritzen lieben? Er wandte seine linke Wange dem Lichte zu und zeigte Therese eine Narbe, welche von der Nähe des Ohres bis gegen den Mundwinkel zulief.

Wenn ich überrascht war, fuhr er fort, so geschah es, weil ich im ersten Augenblick nicht an die Narbe dachte, die ja sichtbar genug ist. Wenn ich verlegen war, so geschah es, weil nur ein Soldat ein Recht hat, auf dergleichen Andenken stolz zu sein. Dieser Marquis ist unstreitig ein scharfer Beobachter.

Therese schwieg betreten; ihre Mutter aber rief: Du böser Mensch, du hast dich also duellirt?

Und bin deshalb nicht in dem Zustand der Gnade, der erforderlich ist, um in jener frommen Gesellschaft Aufnahme zu finden, scherzte George. Es ist schade; denn ich habe drüben eine gut besetzte Tafel gesehen.

O du Spötter, lachte die Tante. Aber was willst du? Die guten Dinge sind ja da, damit sie genossen werden, und es hat ja bald damit ein Ende.

Ein Ende? fragte George.

Weißt du es denn nicht? rief die Tante dagegen. Hast du es denn nicht gehört, daß das Ende der Welt nahe bevorsteht? Es hat ja in allen Zeitungen gestanden, daß das nächste Jahr auch das letzte sei.

George schnellte in die Höhe, blickte die Tante und Therese zweifelnd an, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sagte dann mit ruhigem Ton: Also der Komet, dessen Erscheinen im nächsten Jahre die Wissenschaft längst vorausberechnet hat, wird unserer armen Erde den Untergang bringen! Vortrefflich! Und meine schöne Base mit den klaren, klugen Augen glaubt es auch?

Warum soll ich es nicht glauben? versetzte Therese. Prophezeit es doch der Mund von Gott erleuchteten Männern! Bestätigen es doch Männer, die in ihrer großen

Frömmigkeit Gott nahe stehen, die er seiner Offenbarungen durch seine Engel würdigt!

Wie, den Marquis? fragte George ironisch.

Ich streite nicht mit Ihnen, entgegnete sie kalt.

Nein, du mußt mit mir streiten, rief er. Du mußt mich überzeugen. Es wäre Hochmuth, mich nicht überführen zu wollen, daß Gott noch heute Wunder thut wie vor tausend und aber tausend Jahren, als er selbst nicht verschmähte, sich durch eines Esels Mund kund zu geben.

Wie kann ich dich überzeugen, rief Therese, da du nicht glaubst?

Wohlgesprochen! versetzte er. Aber warum hältst du dieses Ya, welches alle Morgen so ohrenzerreißend in den Straßen von Genf ertönt, nicht für die Stimme Gottes in deinem Sinne? Es gehört nicht mehr Glauben dazu, einen Esel für einen Gesandten des Herrn zu halten, als einen Engel, und daß Gott sich des Einen oder des Andern zu seiner Offenbarung bediene. Beweise mir nur, daß die Willkür zu den Eigenschaften Gottes gehört, und ich will glauben. Beweise mir nur, daß seine Schöpfung auf Willkür und nicht auf ewig gültigen Gesetzen beruht, die jedes Ding in sich selber trägt, und ich will glauben, daß die Erde nächstes Jahr zu Grunde gehe.

Therese blickte ihn gespannt an, und er fuhr lebhaft fort, indem er nach den wissenschaftlichen Gründen fragte, welche die Prophezeiung von dem Weltuntergange unterstützten? Bei einer Revolution in der Natur hätte nicht der Glaube oder der Aberglaube, sondern die Wissenschaft das erste und letzte Wort zu reden. Er suchte den Frauen zu beweisen, daß die Kometen viel zu dunstartige Körper

seien, um unserm Weltkörper erheblichen Schaden zufügen zu können.

In dieser Weise fuhr er fort, die Unhaltbarkeit jener Prophezeiung darzuthun, indem er die beiden Frauen zugleich erinnerte, wie oft schon solche Weissagungen ergangen und stets zu Schanden geworden seien. Er bemerkte, daß Mutter und Tochter bei seinen Worten immer nachdenklicher wurden, ja Therese sich völlig entfärbte. Er spielte daher das Thema mehr und mehr ins Scherzhafte hinüber, und es gelang ihm, seine Zuhörerinnen wieder heiterer zu stimmen. Sie lachten schließlich beide.

Aber nun sagen Sie mir, liebste Tante, fuhr er fort, wie Sie so ruhig dasitzen und Riesenstrümpfe stricken können, wenn Sie überzeugt sind, daß nächstes Jahr niemand mehr derselben bedürfen wird?

Warum denn nicht? versetzte Frau Sagedieu, indem sie eifrig ihre Nadeln rührte. Sterben muß ich doch einmal, ob heute, ob morgen. Der liebe Gott wird meiner unsterblichen Seele nicht ungnädiger sein, wenn ich auch einfältig bin. Ich habe ihm meine Sache vor die Füße gelegt.

Sie sagte das so schlicht fort, daß George gerührt ihre Hand ergriff und küßte.

Aber noch steht die Erde ja fest, verfolgte sie sich, und ist der nächste Winter auch der letzte, so werden unsere armen Leute darum nicht weniger frieren und hungern.

Also für die Armen stricken Sie? fragte George.

Nun freilich, versetzte sie, und ich muß mich nur dazu halten, daß ich auch in diesem Jahre wieder die meisten Paare abliefere.

George meinte lächelnd, es könnte ihr bei ihrem Eifer

nicht fehlen; sie könnte einer ganzen Armee auf die Strümpfe helfen.

Nun, nun, sagte sie gutmüthig, so arg ist es wohl nicht; aber während des Krimkrieges hat unser Wohlthätigkeitsverein eine ganze Kompagnie bestrickt und mit Hemden, Unterkleidern und Taback ausgerüstet. Wir haben dafür auch ein eigenhändiges Belobungsschreiben von dem Kaiser Napoleon erhalten. Es hangt unter Glas und Rahmen in dem Versammlungszimmer unseres Vereins. Ich hoffe, Neffe, dein Vater hat nicht gegen die Franzosen gefochten?

George beruhigte sie über diesen Punkt, worauf er aufstand und Abschied nahm. Er versprach nächster Tage wiederzukommen, um auch den Onkel kennen zu lernen. Therese gab ihm das Geleit. Sie hatte während des letzten Gespräches mit der Mutter nachdenklich dagesessen; jetzt sagte sie: Kommen Sie bald! Ich habe manches auf Ihre Beweise einzuwenden.

Sie? Ihre? rief er munter. Ist das die Anrede unter so nahen Verwandten?

Du kommst also bald? fragte sie lächelnd.

Gewiß, versetzte er; aber mit dem Du ist es nicht abgethan. Du bist mir zudem noch den Willkommen schuldig geblieben.

Sie reichte ihm mit einem flüchtigen Erröthen die blühende Wange. Sie beugte sich über das Treppengeländer, wie er hinabstieg. Die überfallenden braunen Locken verschleierten ihr das Gesicht, so daß es wie aus einer dunklen Wolke zu ihm hinabschaute.

Als George auf der Straße war, reute ihn der Kuß.

Therese war freilich seine Base; aber er war doch unzufrieden mit sich.

Aus dem Zimmer, wo die Erwählten versammelt waren, ließen sich die Töne einer Hymne vernehmen. Therese richtete sich auf. Eine Weile stand sie unschlüssig, sinnend, nachdenklich; dann wandte sie sich links nach ihrem eigenen Zimmer. Auch die Mutter war bei ihrem Strickstrumpf nachdenklich geworden. Sie schüttelte von Zeit zu Zeit den Kopf und endlich seufzte sie: Nun, wie Gott will! Aber die arme Therese, es ist schrecklich!

3.

Der Marquis Loys de Bochet, aus dem Süden Frankreichs gebürtig, wo ihm große Besitzungen gehören sollten, war etwa zu Anfang des letzten Winters nach Genf gekommen. Ein eifriger Anhänger der Bourbons, hatte er sein Vaterland aus Haß gegen den dritten Napoleon verlassen, auf den man in der Schweiz eben jetzt sehr übel zu sprechen war, da er den Schutz, den sie ihm einst gegen Louis Philipp mit den Waffen in der Hand zu gewähren bereit gewesen, mit der Annexion von Savoyen vergolten hatte. Der Marquis hatte große Reisen durch Italien, Spanien, England und Deutschland gemacht, bevor er sich in Genf niederließ, wo er sich in einem schönen Hause auf dem Grand Quai in einer Weise einrichtete, die eben so sehr für seinen guten Geschmack wie für seinen Reichthum zeugte.

Die kleinen Abendmahlzeiten, welche der Marquis hier von Zeit zu Zeit veranstaltete, waren in der ganzen Stadt

berühmt, wie es ihm denn in auffallend kurzer Zeit gelungen war, in alle Kreise einzudringen, in welchen sich die genfer Parteien gegen einander hermetisch abschließen. Denn die politische Färbung bedingt durchaus die Gesellschaft, in der und mit der ein jeder Genfer lebt. Andere Interessen fallen kaum ins Gewicht, und Kaufleute oder Künstler stehen auf einem geselligen oder freundschaftlichen Fuße nur dann zu einander, wenn ihnen dieselben politischen Grundsätze gemeinschaftlich sind.

Es ist traurig, aber leider nur zu wahr, rief Friedrich, welcher am nächsten Nachmittage George diese Mittheilungen auf dem Wege von der Stadt nach Montfleuri machte, daß gemeinsames Streben auf dem Gebiete der Industrie, Wissenschaft oder Kunst bei uns kein verknüpfendes Band bildet, noch den Haß, welchen die verschiedene politische Meinung erzeugt, zu lindern vermag. Sie werden sich daher nicht verwundern dürfen, wenn Sie völlig achtbare Männer um der letztern willen einander das schlimmste zutrauen und von einander glauben hören. Glücklicher Weise ist unsere Staatsverfassung frei genug, daß alle diese Kräfte unschädlich für das Gemeinwohl auszugähren vermögen. Gefahr wäre nur zu fürchten, wenn sich fremde Einflüsse hineinmischen sollten, wie denn dergleichen seit dem italienischen Feldzuge wiederholt bemerkt worden sind.

Wenn nun der Marquis in Folge seiner Geburt der Aristokratie willkommen war, welche sich schmollend in ihre Villen zurückgezogen hat, seitdem sie von der Regierungsgewalt verdrängt worden ist, so dienten ihm Adel und Reichthum zu den besten Empfehlungen in den Kreisen der Conservativen, welche sich mit heimlichem Verdruß von der

Gesellschaft des Adels zurückgewiesen sahen und mit republikanischer Schwärmerei ein jedes Adelswappen verehren. Die Demokratie aber begrüßte in ihm den leidenschaftlichen Gegner des gemeinschaftlichen Feindes, ohne weiter an seinen Grundsätzen der Legitimität Anstoß zu nehmen. Alle bewundern sein gewandtes weltmännisches Wesen. Die Schüchternheit und das Mißtrauen, mit dem der Genfer sich gewöhnlich vor dem Fremden verschließt, war in Bezug auf den Marquis in eine wahre Begeisterung umgeschlagen.

Natürlich konnte es nicht fehlen, daß der Marquis in den verschiedenartigen Kreisen, in denen er sich bewegte, mit einzelnen Mitgliedern jener Gemeinschaft zusammentraf, welche in der bestehenden Kirche kein Genügen empfand. Man war überrascht, den Marquis ihre mystische Sprache auf einige leise Andeutungen hin verstehen und selbst reden zu hören. Man zog ihn an sich, und hatte man einen Geistesverwandten in ihm geahnt, so erkannte man bald, daß man einen Ueberlegenen zu verehren hatte. Sein Auftreten unter den Erwählten war denn auch in der That das eines Reformators. Psychographen und alle derartigen Mittel, durch welche man sich bisher mit einer höhern Welt in Verbindung gesetzt hatte, wurden von ihm verbannt. Sie waren überflüssig, da seinem Auge nichts verschlossen war, da von seinen Lippen die erhabensten Offenbarungen in begeisterter Rede flossen. Der höchste Schwung aber kam in diesen Kreis, als die Verkündigung von dem Weltuntergang bekannt wurde.

Da dieser Untergang so nahe und unvermeidlich bevorstand, so fiel für die Anhänger des Marquis jede Veran-

lassung fort, sich auch ferner noch mit den weltlichen Dingen zu beschäftigen. Herr Sagedieu gab seine Professur an der Akademie auf — und so Jeder sein Geschäft. Das nicht unbedeutende Vermögen wurde in eine gemeinschaftliche Kasse geworfen, und während man der Armen keineswegs vergaß, umkleidete man die Zusammenkünfte der Erwählten mit einem Luxus, welcher dazu beitrug, die Schwärmerei zu steigern.

Gerechter Himmel! rief George, als sein Begleiter schwieg. Wenn nun aber jene gehirnverbrannte Prophezeiung sich als das erweist, was sie ist?

So sind sie, wie ich fürchte, ruinirt, antwortete Friedrich mit einem Seufzer.

George blieb entsetzt stehen. Therese's erblassendes Antlitz trat ihm vor die Seele.

Aber was beginnen, um die Meinigen vor diesem Verderben zu bewahren? rief er endlich. Dieser Marquis ist mir sehr verdächtig.

Uebereilen Sie sich nicht, entgegnete Friedrich. Seine Geburt, sein Vermögen lassen keinerlei Verdacht aufkommen. Wenn er ein Betrüger ist, so gehört er zu denjenigen, die sich selbst betrügen. Ist es nicht natürlich, daß ein Mann mit südlich glühender Einbildungskraft auf derartige Abwege geräth, da ihm die Verhältnisse diejenige Thätigkeit wehren, zu der er durch Geburt, Vermögen, scharfen Verstand und weltmännische Gewandtheit berufen ist? Lernen Sie ihn erst kennen.

Er theilte dem Freunde mit, daß der Vater den Marquis vor kurzer Zeit in Montfleuri eingeführt habe, wo sich derselbe auch ziemlich häufig einstelle.

Nachdenklich setzten beide ihren Weg fort, George sich in dem Vorsatze mehr und mehr befestigend, ein scharfes Auge auf den Marquis zu haben und nach Kräften dahin zu arbeiten, die Verwandten seinem Einflusse zu entziehen.

Leonille's Anblick, das Erröthen, mit dem sie ihn begrüßte, als er unter die Veranda trat, wo sie mit ihrer Mutter bei einer Handarbeit saß, entriß ihn allem Grübeln.

Friedrich saß einige Zeit schweigend dabei; dann entfernte er sich, und man sah ihn in einem von Obstbäumen gebildeten Laubgange tiefsinnig auf- und niederschreiten. George hatte ihm erzählt, daß auch Therese an jenen mystischen Versammlungen theilnehme, bei denen der Marquis den Vorsitz und das Amt eines hohen Priesters und Propheten verwaltete. Er begriff diese Theilnahme eines Mädchens nicht, die er mit einem scharfen Verstande begabt wußte. Nach seiner streng calvinistischen Anschauung mußte er das Treiben des Herrn Sagedieu und seiner Freunde als einen Abfall von dem wahren Glauben verdammen, und nun erfuhr er, daß er auch diejenige in diese Verurtheilung einzuschließen habe, zu der er eine stille tiefe Neigung hegte.

Eine leise Berührung seines Armes unterbrach seine peinlichen Betrachtungen. Es war Leonille, welche sich mit der Frage an ihn hing, ob ihm etwas Unangenehmes begegnet sei?

Er verneinte.

Sag' es mir! bat sie freundlich. Du warst heute bei dem Vater auf dem Comptoir; hat es wieder Streit gegeben?

Er schüttelte den Kopf.

Warum bist du denn so niedergeschlagen und traurig? Darf ich nicht mehr wissen, was dich betrübt? Sie faltete ihre kleinen weißen Hände über seinem Arm in einander und drückte diesen mit schwesterlicher Zärtlichkeit an sich, während sie ihm liebevoll bittend in die Augen sah.

Beginnt sich auch in meinem Schwesterchen die weibliche Erbsünde zu regen? fragte er und versuchte zu lächeln.

Nein, Bruder, versetzte sie sanft; du weißt, daß ich nicht neugierig bin. Ich nehme nur mein altes Recht in Anspruch, deinen Kummer theilen zu dürfen, und ich bilde mir ein, daß es mir auch diesmal gelingen dürfte, ihn zu zerstreuen.

Er schüttelte den Kopf. Aber ihre schwesterliche Liebe ließ sich nicht abweisen. Leonille hatte von Kindheit auf alle seine Geheimnisse getheilt, und er wußte, daß er ihr eben so fest vertrauen konnte, wie der Mutter. Wie oft hatte sie nicht mit leiser, liebevoller Hand die Dornen aus seiner Brust gezogen, wenn ihn seine Lebensanschauungen und Ideen mit dem Vater in Widerspruch und Streit gebracht! Und es hatte oft genug Streit gegeben zwischen dem Verächter der Ideologen und seinem Sohne, der nicht minder starr von Charakter war, namentlich seit Friedrich seinen Entschluß erklärt hatte, Theologe zu werden. Der Vater hatte ihn zum Kaufmann bestimmt, und es ward ihm schwer, sich an den Gedanken zu gewöhnen, ein bedeutendes Vermögen nach seinem Tode nur halb genutzt zu wissen. Das Amt eines Seelsorgers und Armenpflegers war nach seiner Ansicht nur für Unbegüterte und mittelmäßige Köpfe. Er hatte endlich unter der Bedingung nachgegeben, daß Friedrich von seinem ersten Examen ab auf

sich selbst stehe. Willst du für meine Plane nicht thätig sein, so habe ich auch keine weiteren Verpflichtungen gegen dich, erklärte er seinem Sohne. Hältst du die Theologie für deinen Beruf, so ebne dir selbst deinen Weg, wie ich mir den meinigen gebrochen habe. Außer Wohnung und Tisch hast du auf keine weitere Unterstützung von meiner Seite zu rechnen. Und er hatte sein Wort gehalten. Ein Mann, der sich durch seinen Beruf nicht zu ernähren vermag, sagte er, habe keine Berechtigung im Staate. Du wirst dich durch kärglich bezahltes Schulmeistern bis zur Kanzel hinaufquälen müssen. Sei es, du hast es gewollt.

Die Mühe war eben keine zu große. Der Sohn des Bankiers Ruchat fand bei seinen gediegenen Kenntnissen mehr Schüler und Schülerinnen, als er zu seinem Lebensunterhalt bedurfte.

Er berichtete jetzt der Schwester den gestrigen Auftritt in dem Hause des Herrn Sagedieu. Sie theilte des Bruders religiöse Richtung und Anschauung, obgleich nach ihrem Geschlecht und Charakter in der mildesten Weise. Dieser Standpunkt aber trat jetzt völlig vor der Entdeckung in den Hintergrund, die sie in ihres Bruders Herzen machte. Sie erkannte seine Liebe zu Therese auch ohne sein Geständniß, und sie sah ihn, während sie sich innig an ihn schmiegte, mit einem so gefühlvoll strahlenden Blick an, daß er gewahr werden mußte, er sei verstanden.

Einige Sekunden gingen beide schweigend neben einander her, Leonille mit einem Lächeln auf den Lippen. Sie malte es sich schon aus, wie schön es sein müßte, eine Schwester zu haben.

O, ich will sie so lieb haben, Bruder! sagte sie endlich.

Aber du vergißt —

Freilich, das ist traurig. Aber ich meine, wenn du vor Herrn Sagedieu und sie hinträtest, es müßte dir gelingen, sie zu überzeugen, sie auf den rechten Weg zurückzuführen!

Sie hatte eine so hohe Meinung von ihres Bruders Gaben. Er aber lächelte trübe. Mit dem Unterricht hatte auch sein Zutritt im Hause aufgehört. War dies nicht ein Beweis, daß seine hohen Gaben nur einen sehr geringen Eindruck auf Therese gemacht hatten? Doch dieses war jetzt fast Nebensache, wenn sie nur von der Bahn des Verderbens abgelenkt wurde.

Aber Herr Vincent könnte sich deiner und Therese's annehmen! rief Leonille. O gewiß, er thut es, und dann ist alles gut.

Du scheinst ein großes Vertrauen in ihn zu setzen, lächelte der Bruder, und du kennst ihn doch erst seit gestern.

Ich weiß nicht, versetzte sie, indem sie ihren Kopf leise an seine Schulter lehnte; aber es giebt Menschen, denen man auf den ersten Blick vertrauen muß. Wenn er etwas sagt, so meine ich immer, er ist der Mann, es auch auszuführen, ja, es sei schon geschehen!

Die Mutter und George näherten sich ihnen. Letzterer hatte eine Gondel an dem Gartenzaun angeschlossen gesehen. Der See lag so ruhig wie ein Spiegel, kein Lüftchen regte sich, die größte Hitze des Tages war vorüber. George brachte eine Wasserfahrt in Vorschlag. Frau Ruchat gab ihre Zustimmung, für sich selbst aber lehnte sie die Theilnahme ab. George hatte ihr während der Abwesenheit ihrer Kinder von seinem Vater erzählen müssen, und sie wünschte allein zu sein mit ihren Eindrücken und Gedanken.

Bald glitt das leichte Fahrzeug mit den drei jungen Leuten über die stille blaue Fluth. George ruderte; er hatte Gelegenheit gehabt, diese Kunst von Jugend auf zu üben. Friedrich steuerte, wobei er das Boot stets der Küste ziemlich nah hielt. Seine Schwester sei ein kleiner Poltron, erklärte er, der sich vor dem Wasser fürchte.

Leonille that dagegen lebhaft Einsprache: sie empfände nicht die mindeste Angst.

Wenn denn dein Muth so plötzlich gewachsen ist, bemerkte Friedrich, so wollen wir ihn auf die Probe stellen.

Er wendete das Steuer, und die Gondel schoß der Mitte des Sees zu, der übrigens erst oberhalb Nyon, gegen Lausanne, zu seiner großartigen Breite sich erweitert.

Leonille wunderte sich über sich selbst, daß sie gegen ihre Gewohnheit ganz frei von Bangigkeit war. Das Boot schnitt aber auch so sicher und stätig durch die Fluth, und an dem ganzen Himmel war nicht ein Wölkchen zu sehen. Jetzt kam der Dampfer, welcher die ganze waadtländische Küste befährt, aus dem Hafen heraus. George lenkte geschickt in die Wogen, welche die Schaufelräder aufwühlten. Als die Wellen das Boot emporhoben, schrie Leonille auf; aber ein Blick auf George, der die Ruder hatte sinken lassen, und sie lächelte, ja es machte ihr gleich darauf Freude, sich so wiegen zu lassen. Die rebengrünen Uferhöhen mit ihren weißen Landhäusern und im Hintergrunde die prächtigen, von palastartigen Häusern eingefaßten Quais von Genf, welche die Kathedrale von St. Pierre mit ihrer in der Sonne strahlenden Kuppel überragte, schienen in einer allmälig sich sänftigenden Bewegung auf und ab zu wogen.

George lenkte der Stadt zu. Es schien ihm eine gar

süße Arbeit, mit dem Blicke auf das schöne Mädchen, welches ihm gegenüber saß, so fort zu rudern. Er schlug vor, bei der Rousseauinsel anzulegen und dort Eis zu essen. Der Vorschlag wurde angenommen.

Nein, Sie dürfen nicht gleich essen, Sie sind von der Anstrengung noch zu erhitzt! bat Leonille, als sie auf der Insel im Schatten der Bäume saßen, über die hinweg Rousseau sein ehernes Haupt erhebt und sinnend auf den See hinausschaut, dessen Schönheit seine Feder unsterblich verherrlicht hat.

George fügte sich lachend der Bitte des Mädchens. Wem hätte eine solche Theilnahme nicht geschmeichelt?

In der heitersten Stimmung trat man die Rückfahrt an. Die Sonne war hinter dem Jura hinabgesunken. Rosig leuchtete der Scheitel des Montblanc, ein violetter Hauch schwebte auf dem Wasser. George trieb das Boot langsam mit fast unhörbaren Ruderschlägen weiter. Er bat Leonille, ein Lied zu singen.

O, ich bin eine schlechte Sängerin, entgegnete sie. Aber sie sang doch. Es war eine französische Barcarole.

Bitte, bitte, unterbrach sie George nach der ersten Strophe, keinen von diesen sentimental geschraubten Kunstgesängen! Wissen Sie kein Volkslied?

Sie wußte keins.

So will ich Sie eins lehren! rief er. Ein deutsches! Sie sind ja der Sprache mächtig. Und er begann: „Es ist bestimmt in Gottes Rath!“

Er sagte ihr die wenigen Strophen Wort für Wort vor. Sie faßte sie schnell.

Aber auf diese Weise kommen wir nicht von der Stelle!

rief Friedrich, denn George hatte unterdessen die Ruder aus der Hand gleiten lassen. Tauschen wir die Plätze! Sie müssen ohnedies schon müde sein.

George setzte sich an das Steuer und sang nun die Melodie zu den Versen.

O, das ist schön, sagte sie und versuchte mit leiser Stimme, ob sie die Melodie behalten hatte.

Nun fangen Sie an, sagte George; ich werde Sie begleiten!

So sangen sie Auge in Auge das schöne Lied zweistimmig, während die Barke in der Abendgluth leise fortschwamm.

„Wenn Menschen auseinandergehn,
Dann sagen sie: auf Wiedersehn,
Auf Wiedersehn!"

Wehmüthig sehnsuchtsvoll schwebten die Töne über die stille Fluth und verhallten.

Keines sprach ein Wort. Leonille hatte die Hände gefaltet und die schönen Augen zum Himmel aufgeschlagen.

Sie landeten.

Wie ist Ihnen nur eben dieses Lied eingefallen? fragte Leonille, mit George vorausgehend, während Friedrich das Boot befestigte.

George vermochte keine Rechenschaft darüber zu geben. Er war in seiner lebhaft vordringenden Weise nicht gewohnt, über seine eigenen Gefühle viel zu denken.

Auf Wiedersehn! wiederholte Leonille sinnend, und ein Ausdruck wehmüthiger Entsagung malte sich in ihren weichen Zügen. Ja, fuhr sie fort und blickte George an, das Wiedersehen ist gewiß — ein Wiedersehen ist gewiß nach allem Leid jeder kurzen Freude.

George betrachtete sie mit Bewunderung. Doch mochte sich diese Empfindung wohl zu feurig in seinen Blicken verrathen; denn ein tieferes Roth überflammte Leonille's Wangen. Er aber rief: Wenn auch die Rose morgen welkt, die heute erblüht, sie ist darum nicht minder schön und bezaubernd in Farbenpracht und Duft!

Das Wort war indessen kaum heraus, als er es auch schon bereute. Erschrocken bemerkte er, daß die Gluth auf Leonille's Wangen einer plötzlichen Blässe wich. Zugleich mußte er an die Rose denken, die sie ihm geschenkt hatte. In welchem Zustande der Entblätterung hatte er sie heimgebracht! Noch unzufriedener mit sich, als am gestrigen Abend, ging er neben der schweigenden Leonille her.

Unter dem von blühenden Gewächsen umrankten Vordach der Villa fanden sie einen Gast, den Marquis Loys de Bochet. George war eben nicht angenehm überrascht, und so verbeugte er sich ziemlich kurz gegen den Marquis, welcher mit einer Stimme, deren sanfter Wohlklang George bereits am gestrigen Abende aufgefallen war, sein Vergnügen äußerte, dem jungen Manne schon so bald wieder zu begegnen. Herr Sagedieu hat mir viel Vortreffliches von Ihrem Vater erzählt, sagte er, und ich schließe in solchen Fällen gern von den Vätern auf die Söhne. Auch in der folgenden Unterhaltung richtete er das Wort öfter an George. Seine Art, sich auszudrücken, war leicht, gefällig, selbst geistreich. Sein Benehmen durchaus, wie es Friedrich geschildert hatte: gewandt und weltmännisch, von natürlicher Zuvorkommenheit gegen die Frauen, zu George's geheimem Verdruß gegen Leonille zuvorkommender, als er es gewünscht hätte.

Inzwischen war der Mond heraufgestiegen. Das leuchtend über den savoyer Alpen schwebende Gestirn selbst konnte man von der Veranda aus nicht sehen; doch Garten und See, zur Linken die Stadt und das Ufer gegenüber lagen wie verklärt in seinem milden Scheine vor der Gesellschaft. Ein Hauch des Friedens ruhte über allem.

Ist es nicht eigenthümlich, sagte der Marquis, wie das Mondlicht die Gegenstände verändert? Wir erkennen an ihnen die Form nicht wieder, die wir am Tage an ihnen gewohnt sind. Eine andere Welt scheint sich vor uns auszubreiten, und auch der Mensch betrachtet sie mit andern Blicken. Er selbst ist nicht derselbe, wie im Licht der Sonne. Andere Kräfte beginnen, sich in ihm zu regen. Er scheint weniger irdisch; er tritt einer höhern Welt näher, die sich ihm in Empfindungen und Ahnungen erschließt.

Es war damit ein Akkord angeschlagen, den die Frauen in ihrer Weise weiterführten. Die Ahnungen leiteten zu Vorahnungen, die ein weiches weibliches Gemüth nicht leugnen mag; man sprach von den geheimnißvollen Beziehungen, die trotz der Trennung zwischen zwei Seelen sich so oft geltend machen.

Warum die verschiedenen Namen für dieselbe Sache? rief der Marquis. Sollten wir das alles nicht als Offenbarungen bezeichnen, die uns durch Gott von dem Wesen Anderer, Entfernter, ihrem Thun und Treiben werden? Sie werden mir zugeben, daß die von Ihnen gebrauchten Bezeichnungen nicht zutreffend sind, wo es sich z. B. um die Vergangenheit und Zukunft von Personen handelt, die wir sonst gar nicht kennen. Sie treten uns zum ersten Mal vor

das Auge, und ihre Vergangenheit, ihre Zukunft erscheint uns plötzlich wie ein offenes Buch.

Man sah ihn gespannt an, und er fuhr fort: Ich will es nur gleich gestehen, daß ich dabei an unsern jungen Freund Herrn Vincent denke. Es gewährte einen hübschen Anblick, als Sie sich zwischen Ihrem Oheim und Fräulein Sagedieu gestern Abend der Stelle näherten, wo ich stand: die männlich blühende Kraft zwischen dem Ehrfurcht gebietenden Alter und der holdesten weiblichen Anmuth. Wie Sie nun über den Teppich auf mich zuschritten, da verschwanden plötzlich die beiden Personen an ihrer Seite und das Zimmer verwandelte sich in ein anderes, dessen einfachere Ausstattung nicht minder von Wohlstand zeugte. Tapeten, welche eine Reihe von Landschaften aus der Schweiz darstellten, schmückten die Wände. Es war Tag; eine helle Sonne, die nur leuchtete, nicht wärmte, schien über einem Wald von Masten durch die beiden Fenster des Zimmers herein und vergoldete die langen blonden Locken eines Knaben, der dort vor einem Bilde stand. Dieses Bild hing über dem Sopha. Es war das Bild einer jungen Frau mit schönem mildfreundlichen Angesicht. In den Augen des Knaben schimmerten Thränen — Thränen um diejenige, die er nie mit dem süßesten Namen gerufen, die er nie gekannt hat. — Herr Sagedieu redete mich an, um Sie vorzustellen, und das Gesicht verschwand.

Man hatte ihm mit Erstaunen zugehört; George war überrascht.

Um Vergebung, sagte er nach einigen Sekunden, Sie haben auf Ihren Reisen auch Rußland besucht?

Der Marquis verneinte.

Sie erlauben mir noch eine Frage, fuhr George fort. Gewiß haben Sie auch in Ihrer Vision bemerkt, ob der Knabe dem Portrait ähnlich sah?

Der Knabe allerdings, entgegnete der Marquis lächelnd; aber aus den Zügen des Jünglings ist diese Aehnlichkeit verschwunden.

In der That seltsam, murmelte George. Es ist das Wohnzimmer in meinem elterlichen Hause in Libau, welches Sie beschrieben. Unter seinen Fenstern strömt der Fluß vorüber.

Frau Ruchat und ihre Kinder schauten überrascht auf den Marquis, welcher leise die Schultern emporzog, als wollte er damit ausdrücken, daß er unschuldig an der Kenntniß von George's Vergangenheit sei und nicht mehr davon zu sagen wisse, als ihm offenbart worden sei.

Bald darauf entfernte er sich.

4.

George wurde bald ein täglicher Gast in Montfleuri. Er brachte ein regeres Leben in den engen stillen Kreis daselbst. Fast verwunderte er sich über sich selbst, daß die Gleichmäßigkeit, in der dort die Tage vergingen, ihm eine höhere Befriedigung gewährte, als die bunte Zerstreuung, in der bisher sein Leben auf den Universitäten und Reisen dahin gebraust war. Es hielt nicht schwer, in Leonille's dunklen Augen die Flamme zu erkennen, welche den jungen Brausekopf anzog und bannte. Seine Psyche umkreiste die schöne Flamme immer enger. Aber die Psyche ist keine arme

Motte, die in dem Lichte den Tod findet. Sie gleicht dem Phönix und verbrennt sich selber in der Gluth der Liebe, um sich in verjüngter höherer Schönheit wieder zu erheben.

Leonille blickte mit einer fast an Bewunderung grenzenden Liebe zu ihrem Bruder hinan. Niemand konnte demselben unähnlicher sein als George, sowohl in Wesen und Charakter, wie in seinen Ansichten. Er war eben ein so ganz Anderer. Die Frische seines Wesens, seine heitere, sich selbst vertrauende Kraft, seine von jeder Anmaßung oder Ueberhebung freie Zuversicht, welche das Leben gleichsam zwang, ihm freundlich zu sein, machten auf Leonille's Seele einen tiefen Eindruck. Wie jung auch George noch war, die Gewohnheit auf sich selbst zu stehen, ließen ihn als einen Mann erscheinen, auf den eine Frau sich stützen konnte, als einen Anhalt für ihre sanfte, weiche Natur. Man mußte ihm vertrauen, und es wollte Leonille auch bedünken, als ob er nicht Unrecht hätte, wenn er die geistige Freiheit, Bildung und Humanität, die er in seiner deutschen Umgebung, auf deutschen Universitäten zu seinem Eigenthum gemacht, gegen die theologische Richtung Friedrich's mit Wärme vertheidigte. Friedrich bekämpfte die letztere als religiöse Gleichgültigkeit, die erstere als Atheismus, und demgemäß verurtheilte er die deutsche Literatur und Philosophie nicht minder, als die moderne Naturwissenschaft. Sein Ideal war die Theokratie des genfer Reformators, nach dessen Prädestinationslehre der Staat in dem Geistlichen als dem Auserwählten gipfelt. Von dem Geistlichen hätte jeder Einfluß auf das Leben des Staates, der Gemeinde, der Familie, des Einzelnen auszugehen. Voll Begeisterung für seinen Beruf, forderte er die Rückkehr im Glauben zu der

strengen Fassung Calvin's. Nur das volle Verharren der Väter in dem Geiste des Reformators, aus dessen Bau man keinen einzigen Stein herausnehmen könnte, ohne das Ganze umzustürzen, habe und werde auch in Zukunft Genf bei seiner Unabhängigkeit und Freiheit erhalten.

George meinte dagegen, die Büchsen, die er auf seiner Fußwanderung durch die Schweiz überall in den Häusern gefunden und an den Sonntagen nach den Scheiben hatte knallen hören, seien die sicherste Gewähr für jene Güter. Der Schweizer möge Gott vertrauen, aber ja nicht versäumen, seine Waffen in Stand zu halten. Das erst giebt das rechte, eiserne Gottvertrauen, rief er mit blitzenden Augen, wie es unsere Vorfahren bei Morgarten und Grandson beseelte.

Leonille richtete ihre Blicke unwillkürlich auf die feine Narbe seiner linken Wange. Er hatte die Ursache derselben der Mutter beichten müssen, als er seine erste Begegnung mit dem Marquis berichtete. Sie verunstaltete ihn in Leonille's Augen nicht. Aber ging seine Sorglosigkeit, die ihn bei seiner Männlichkeit so gut kleidete, nicht um eine Linie zu weit? Das Wiedersehn in jenem deutschen Volksliede, welches Leonille in einem höhern Sinne nahm, schien ihn wenig zu berühren. Es kümmerte ihn nach seiner Aeußerung nicht, ob die Rose morgen welkte, wenn sie ihn nur heute erfreute. War sie, Leonille, bestimmt, für ihn nur eine solche Rose zu sein? Das durfte nicht geschehen! Sie fühlte es schauernd, daß die Blüthe ihres Herzens kein Welken kennen würde, daß sich ihr Herz nur einmal, aber für die Ewigkeit hinzugeben vermöchte. O warum empfand er nicht so tief wie lebhaft?

Er hatte ihr versprochen, sie noch mit andern deutschen Volksliedern bekannt zu machen. Er that dies und blieb hierbei nicht stehen. Göthe und Uhland waren seine Lieblinge, und er wußte manches Lied, manche Ballade von ihnen auswendig. Leonille's poetischer Sinn fühlte sich von diesen Gedichten innig angesprochen. Es war ihr, als ob sie in die Dämmerung eines Laubwaldes hineinträte: Baum drängt sich hinter Baum, Gesträuch hinter Gesträuch tiefer und tiefer zurück, bis alles in ein webendes Grün verschwindet. Liebbekannte Stimmen ertönen nah und ferne daraus, bald heiter, bald mit leiser Klage. War es ein Wunder, wenn derjenige, aus dessen Munde Leonille diese Lieder vernahm, bei ihr an die Stelle der Dichter trat, deren Echo er nur war? Freilich, das Leben, welches George in die Verse legte, war sein eigenes, und Lied und Ton verlockten sie immer weiter in eine Welt, die der Fuß der Jungfrau nur schauernd betritt, wie die Priesterin den Hain Diana's.

George mußte ihr die Lieder, die ihr besonders gefielen, in ihr Album schreiben, und sie las sie oft.

Der Blick, den der Marquis in George's Vergangenheit gethan zu haben behauptete, war für alle ein ungelöstes Räthsel geblieben. Es hatte sich auf George's Nachforschung herausgestellt, daß der Marquis seine Kenntniß nicht den Mittheilungen des Herrn Sagedieu oder seiner Angehörigen verdankte. Die Briefe, welche Frau Sagedieu von ihrer Schwester erhalten hatte, enthielten keine Schilderung ihrer Wohnung. Frau Sagedieu wußte nicht einmal, daß sich ihre Schwester hatte malen lassen. Seit dem Tode der letztern hatte der briefliche Verkehr zwischen beiden Familien allmälig aufgehört. In den Briefen des Herrn Vincent,

welche hervorgesucht wurden, fanden sich allerdings Erwähnungen des Knaben; allein sie betrafen nur dessen körperliches Wohlbefinden. Von seiner Aehnlichkeit mit der verstorbenen Mutter war darin nicht die Rede. Zur Zeit des letzten Briefes zählte George kaum mehr als ein Jahr. Er konnte also damals noch nicht diese langen Locken getragen haben, deren der Marquis in seiner Schilderung erwähnt hatte und auf die sich George sehr wohl zu entsinnen vermochte. Sein blondes Haar war seitdem völlig dunkel geworden.

Therese nahm aus jener Scene Veranlassung, für die höhere Natur des Marquis einzutreten. Ich wußte deiner neulichen Erklärung nichts entgegen zu setzen, äußerte sie. Nun siehst du, daß es doch wohl nicht die Narbe war, welche den Marquis einen Blick in dein Inneres thun ließ. Es lassen sich nicht für alles natürliche Gründe auffinden.

Aber sie müssen vorhanden sein, versetzte George, und es entspann sich ein lebhafter Streit zwischen ihnen, nicht der letzte dieser Art. George wollte nichts von übernatürlichen Wesen und Kräften hören. Therese vertheidigte ihre Anschauung gewandt und geistreich, und als George sie durch seine Logik in die Enge trieb, nahm sie zu Sophismen ihre Zuflucht. George wies ihr dieselben nach, und nun ward sie böse.

Er lachte. Auf diese Weise, sagte er, kannst du deinen Glauben an den Marquis und den Weltuntergang allerdings retten. Wie du ihn aber vor deinem Verstande rechtfertigen willst, begreife ich nicht. Du thust demselben Zwang an, und man hört und sieht es dir an, daß du das Bewußtsein davon hast.

Wenn uns der Marquis nur nicht schon so manchen Beweis von seinem höhern Wesen gegeben hätte, rief sie unmuthig.

Er gebe sie mir, diese Beweise, versetzte George. Aber er gebe sie mir im Angesicht der Sonne, nicht im Dämmerlicht des Mondes, noch wenn meine Nerven durch künstliche Beleuchtung, durch Wohlgerüche, feine Speisen und Weine, mystische Deklamationen und durch eine feierlich wollüstige Musik überspannt sind.

Die Scene in der Villa war George zu merkwürdig, um ihrer nicht auch in seinem nächsten Briefe an den Vater zu erwähnen. Er theilte bei dieser Gelegenheit demselben alles mit, was er über den Marquis erfahren hatte.

Dieser fand sich übrigens gleichfalls ziemlich häufig in Montfleuri ein. Gegen George war sein Benehmen voller Zuvorkommenheit; er sagte ihm manches Angenehme, und es war unverkennbar, daß er sein Zutrauen, seine Zuneigung zu erwerben suchte. Er besaß ohne Zweifel die Eigenschaften, einen jungen Mann für sich einzunehmen. Was erscheint einem solchen wünschenswerther, wenn seine eigene Natur auf das praktische Leben gerichtet ist, als das sichere und doch gefällige Wesen eines Weltmannes, als das rasche und treffende Urtheil über Menschen und Verhältnisse, als dieser reiche Schatz von Erfahrungen, der seinem Besitzer gestattet, mit Freiheit auf das Weltgetriebe zu schauen und mit jedem in seiner Weise zu leben? George hatte öfter Gelegenheit, den erfahrenen Scharfblick des Marquis zu erkennen, und dieser ließ es sich angelegen sein, dem jungen Manne von seiner Weltweisheit mitzutheilen. Wenn sie zusammen von der Villa heimgingen oder in dem Wagen

des Marquis nach Hause fuhren, so bildete das Leben und Treiben der Menschen, besonders in den großen Mittelpunkten Europa's, den Gegenstand, über den sich Loys de Bochet mit einer glänzenden Beredsamkeit ausließ. Er ließ die Schattenseiten dieses Lebens und Treibens scharf hervortreten; er entkleidete die Figuren, die er seinem Zuhörer vorführte, ihrer Phrasen, ihres Putzes mit Ironie und Witz. Wenn es seine Absicht gewesen wäre, George mit Verachtung gegen die Menschen zu erfüllen, er hätte keine bessere Methode wählen können. Und so entwarf er auf der andern Seite von den Genüssen des Lebens die farbenreichsten, prächtigsten Bilder.

Wie wollen Sie die Verführung vermeiden, sagte er, wenn Sie dieselbe nicht genau kennen, sie möge auftreten, in welcher Gestalt oder Verkleidung sie wolle? So vermag auch der Arzt eine Krankheit nur zu heilen, wenn er mit allen Symptomen derselben vertraut ist.

Dann sind Sie in der That ein vortrefflicher Arzt, bemerkte George nicht ohne eine Beimischung von Spott.

Ich verstehe Sie, entgegnete der Marquis gelassen. Aber sehen wir nicht die Biene von Blüthenkelch zu Blüthenkelch eilen? und doch saugt sie aus jeder nur Honig. Das Leben ist die Quelle aller Weisheit; und die Weisheit erweitert sich zum Strom der Frömmigkeit. Freilich gelangen nur Wenige zu jener Erkenntniß, daß alles eitel sei; aber aus Diesen allein erweckt Gott seine Propheten. Nur diejenigen gehören ihrem Schöpfer ganz, die den Unwerth alles Irdischen vollkommen erkannt haben.

Dergleichen Behauptungen und Folgerungen von sehr zweifelhaftem Werthe waren nicht dazu geeignet, das Miß-

trauen George's gegen den Marquis zu verringern. Was sollte er von diesem denken? Glaubte derselbe an seine Berufung als Prophet, oder trieb ihn nur die Eitelkeit, die Rolle eines solchen zu spielen, um sich auszuzeichnen? Es gab Augenblicke, in denen George für die letztere Annahme als die richtigere sich entschied. Schon die vielen kostbaren Ringe, mit denen er seine Finger zu schmücken pflegte, ließen auf einen gewissen Grad der Eitelkeit bei dem Marquis schließen. Die Kleidung, in welcher er in Montfleuri erschien, war für sein Alter vielleicht etwas zu gewählt. Man konnte daraus nicht füglich entnehmen, daß er die Weisheit Salomonis sich zu eigen gemacht hätte, daß er in seiner göttlichen Mission den irdischen Tand verachtete. Zudem rühmte er sich gern dieser und jener Auszeichnung, die ihm von hochgestellten Personen auf seinen Reisen zu Theil geworden war. Er sprach gern von seinen Vorfahren, die schon bei Azincourt gefochten hätten, von der Geschichte seines Hauses, seinen Besitzungen, seinem Ahnenschlosse. Aber wenn die Triebfeder von alle diesem Eitelkeit war, wie vermochte er es über sich, seine Prophetengabe in Montfleuri in den Schatten zu stellen, wie er es that? War die Selbstbeherrschung und Weltkenntniß dieses Mannes wirklich so groß, daß er nichts an der unrechten Stelle that? Wenn dieses aber der Fall war, wie stand es dann mit dem Glauben des Marquis an sich selbst: war er nicht als ein Erwählter des Herrn dessen willenloses Werkzeug? Und endlich, warum bewarb er sich so geflissentlich um George's Vertrauen?

George war indessen nicht der einzige, um dessen Gunst sich der Marquis in Montfleuri bemühte. Sein Benehmen

gegen Leonille war von einer Aufmerksamkeit, die George allmälig um so mehr zu verdrießen begann, als er die Macht, welche dieser räthselhafte Mann über Andere auszuüben im Stande war, nicht zu unterschätzen vermochte. Gab es doch Augenblicke, in denen er sich selbst von der blendenden Beredsamkeit des Marquis wie gefesselt fühlte, wo seine Einbildungskraft von den Bildern bezaubert und überwältigt wurde, welche aus dessen Erzählungen und Schilderungen wie Feuerflammen emporzulodern schienen. Welchen Einfluß mußte ein solcher Mann nicht auf ein unerfahrenes Mädchen gewinnen, wenn er danach strebte! Seine gesellschaftliche Bildung, sein Witz, die übernatürlichen Gaben, welche ihm das Gerücht zuschrieb und von denen er in Montfleuri eine kleine Probe abgelegt, gleichsam als wollte er daran erinnern, daß es eine Herablassung von ihm war, wenn er sich gewöhnlich wie alle andern Sterblichen benahm, daß er nur einer Würde sich entkleidete, die er jeden Augenblick wiederzufinden sicher war, — mußte nicht alles dieses derjenigen schmeicheln und sie reizen, die er durch seine Huldigungen auszeichnete?

Diese Huldigungen trugen begreiflicherweise noch mehr dazu bei, George von dem Marquis innerlich fernzuhalten. Aber auch hier wieder bot sich George ein auffallender Widerspruch in dem Wesen jenes dar. Während es dem eifersüchtigen Scharfblick des jungen Mannes deutlich war, daß sich der Marquis Leonille angenehm zu machen suchte, äußerte er sich gegen George häufig über dessen Base mit der feurigsten Bewunderung. Ein Liebender hätte Therese's Reize nicht lebhafter schildern können. Er pries ihren schlanken Wuchs, ihren zierlichen Fuß, ihre schöne Hand, die Anmuth

ihrer Bewegungen, das Leben und den Geist ihrer Augen, und er nannte den einen Glücklichen, dem eine solche Gefährtin vom Himmel bestimmt sei.

Sein Zuhörer widersprach nicht. Therese besaß die gerühmten Vorzüge in der That und sie wußte dieselben durch eine geschmackvolle Kleidung vollkommen geltend zu machen. George sah sie täglich; denn die Tante hatte bei seinem zweiten Besuch darauf bestanden, daß er bis zur Ankunft seines Vaters wenigstens bei ihr zu Mittag aß, da er es entschieden ablehnte, ganz in das Haus des Oheims zu ziehen, wo es an Raum für ihn keineswegs gebrach. Wurde doch das große Haus von niemand als dem Onkel bewohnt. Herr Sagedieu, dem es gehörte, hatte den Miethern gekündigt, um völlige Ruhe um sich her zu haben, um auch dieser irdischen Sorge ledig zu sein, welche die Verwaltung eines Grundstückes mit sich bringt.

Hätte das Herz des jungen Mannes nicht mit Lebhaftigkeit für Leonille empfunden, Therese's Reize hätten ihm gefährlich werden können, zumal ihr Benehmen gegen ihn bei aller geschwisterlichen Natürlichkeit von der liebenswürdigsten Zuvorkommenheit war. Eine warme Herzlichkeit leuchtete aus ihren rehbraunen Augen, wenn er kam, beseelte gleichsam den Druck ihrer weichen Hand, mit dem sie ihn jedes Mal willkommen hieß und von ihm schied. Aber seine Neigung zu Friedrich's Schwester, auf deren weißer Stirn Bescheidenheit und ein Hauch der Entsagung zu einem rührenden Zauber sich vereinigten, war für ihn ein Schild, und zwar nicht nur gegen die anmuthige Schönheit Therese's.

Eines Abends nahm ihm ein starker Regen jeden Vorwand, einen Platz in dem Wagen des Marquis zur Rück-

kehr von Montfleuri abzulehnen. Das schlechte Wetter hatte Herrn Ruchat vom Besuch seines Clubs abgehalten, und so hatte sich die Unterhaltung fast ausschließlich auf dem Gebiet der Politik und kaufmännischer Unternehmungen bewegt. Herr Ruchat hatte den Marquis wegen seiner bourbonistischen Gesinnungen geneckt und ihm schließlich vorgeschlagen, da die Herrschaft Napoleon's wohl etwas lange dauern könnte, seinen Grundbesitz in Frankreich zu veräußern und die so gewonnenen Kapitalien in Handelsspeculationen anzulegen. Ich stehe Ihnen dafür, daß Sie in kürzester Zeit über Millionen gebieten! rief der Bankier.

Und was beginne ich mit den Millionen? hatte der Marquis mit seinem sanftesten Lächeln entgegnet.

Auf dieses Gespräch kam er jetzt im Wagen zurück, wenigstens erklärte er mit demselben seine Frage, ob George schon je sein Glück an dem grünen Tisch versucht habe?

George verneinte.

Wohl Ihnen, rief der Marquis; denn von allen Schlangen, welche auf dem Wege durch das Leben ins Verderben locken, ist keine vielleicht so schillernd und so scheußlich. Aber ich muß lächeln, wenn ich daran denke, daß Herr Ruchat gewiß mit der sittlichsten Entrüstung von dem grünen Tische spricht, während er ohne Bedenken täglich Tausende vielleicht auf die Karte der Conjunctur setzt. Jedenfalls hat der Spieltisch den Vorzug, daß er uns einen offenern Blick in die Charaktere der Menschen thun läßt, als ein Comptoir. Ich wüßte keinen Ort, wo man die Leidenschaften besser studiren könnte. Freilich darf man sich selbst nicht von dem Teufel des Goldes verlocken lassen. Es ist häßlich, den Menschen in seiner moralischen Blöße zu sehen; allein es

ist lehrreich — doppelt lehrreich für Sie, mein junger Freund, der Sie als Jurist stets mit den schlimmsten Leidenschaften der Menschen zu rechnen haben werden.

Er machte den Vorschlag, da es noch nicht spät sei, ein Stündchen auf ein solches Studium zu verwenden.

George lehnte die Aufforderung ab.

Fürchten Sie etwa die Versuchung? fragte der Marquis mit einem leisen Anklang von Ironie im Tone.

George weigerte sich nicht länger.

Nach dem Cercle des étrangers! rief der Marquis dem Kutscher zu, und wenige Minuten später hielt der Wagen vor dem Hause Nummer Eins auf dem Quai des Bergues. In der eleganten Vorhalle, neben der Treppe, die sie hinanstiegen, stand eine Statue der Freiheitsgöttin, eine lodernde Fackel in der Hand, ein Symbol, welches George wie zum Hohn in einem Spielhause aufgestellt erschien.

Der Marquis war im Begriff, mit seinem Begleiter in die Zimmer des Cercle einzutreten, als die Thür geöffnet wurde und ein Herr, die Weste aufgeknöpft, den Hut schief auf dem ergrauten Haar, herausgestürmt kam. Bei dem Anblick des Marquis prallte er zurück. Ah, diantre! rief er. Der Marquis warf einen kalten, vornehmen Blick auf ihn und schritt mit George an ihm vorüber in die Spielzimmer. Der Fremde, ein kleiner magerer Mann mit einem dicken grauen Schnurrbarte folgte ihnen nach einiger Ueberlegung.

Bezahlen wir unsern Eintritt, sagte der Marquis, und empfehlen uns Fortuna zu Gnaden. Ich wette, Sie besetzen die Dame. Er warf ein Goldstück auf das Aß, und George folgte seinem Beispiele, indem er wirklich die Dame wählte.

So, nun lassen Sie uns Umschau halten, fuhr der Marquis fort. Aber halt, ich bin wirklich begierig, ob Ihnen die Damen im Spiel so hold sind, wie im Leben.

Die Dame gewann in schneller Folge dreimal hintereinander.

Ziehen Sie Ihren Satz ein! flüsterte der Marquis. Doch der Rath kam zu spät. Die Dame ward unbeständig, und die Krücke des Croupiers strich das goldne Häuflein ein.

George hatte dem Anwachsen seines Gewinnes lachend zugeschaut. Als derselbe noch schneller zerronnen war, warf er ein zweites Goldstück auf den Tisch. Diesmal setzte er die Gunst der Dame nicht auf eine so lange Probe; er übertrug seinen Gewinn aufs Gerathewohl auf eine andere Karte. Er gewann, er verlor und gewann wieder.

Der Marquis hatte seinen Satz nicht wiederholt. Er sah dem Spiel seines jungen Begleiters zu, und ein eigenthümliches Lächeln zuckte um seinen Mund. George spielte fort, und der Marquis dachte nicht mehr daran, ihn an den eigentlichen Zweck ihres Kommens zu erinnern.

Noch ein anderes Augenpaar ruhte auf dem unerfahrenen Spieler und glitt von diesem wiederholt auf den Marquis hinüber. Diese Augen, klein, dunkel und stechend, gehörten dem hagern Herrn mit dem mächtigen Schnurrbart, in dessen Schatten sich ein halb humoristisches Lachen verlor, so oft George gewann. Auch er spielte nicht; die Hände in den Taschen seiner Beinkleider, stand er fast unbeweglich am untern Ende des Tisches. Von Zeit zu Zeit begegneten seine Blicke denen des Marquis, die gleichgültig und fremd über ihn wegglitten. Das humoristische Lächeln des Kleinen wurde in solchen Augenblicken stärker.

Streichen Sie Ihr Geld ein; es ist spät! sagte der Marquis endlich zu George.

Dieser nickte mit dem Kopfe, aber er kam der Aufforderung des Marquis nicht nach. Er starrte unverwandt auf die Hand des Bankhalters.

Aus den Augen des Marquis blitzte eine hämische Freude.

Inzwischen nahm die Taille ihr Ende, und George strich sein Geld ein. Er hatte beträchtlich gewonnen. Seine Wangen glühten, seine Augen funkelten.

Mich durstet! rief er sich umschauend.

Der Marquis winkte einem Aufwärter.

Champagner! rief George.

Einige Bekannte des Marquis, die ihr Spiel gleichfalls beendet hatten, traten heran. Man begrüßte sich, man beschloß gemeinschaftlich zu soupiren und begab sich zu diesem Zweck in eins der Nebenzimmer.

Der Marquis entwickelte bei Tafel die glänzendste Unterhaltungsgabe. Er erzählte die interressantesten Anekdoten und Abenteuer, die sich an Landsknecht und Roulette knüpften. George empfand einen unlöschbaren Durst. Er leerte ein Glas Champagner nach dem andern. Man war sehr munter, und George lachte am lautesten.

Der Fremde mit der aufgeknöpften Weste war unterdessen auch vom Spieltisch zurückgetreten. Jetzt schaute er neugierig in das Zimmer hinein, in welchem die kleine Gesellschaft tafelte. George bemerkte ihn und sprang auf.

Wer ist nur dieser Unverschämte mit dem stechenden Blick? rief er heftig. Während des ganzen Spiels hat er mich angeglotzt.

Die Andern schauten sich um, der Fremde war verschwunden, und der Marquis sagte, einen Löffel Eis zum Munde führend, ruhig: Vermuthlich Einer, der Sie um Ihr Glück beneidet. Sie müssen ein Sonntagskind sein.

5.

Es war ein peinliches Erwachen für George am nächsten Morgen. Das Geld in seinen Taschen sagte ihm, daß er nicht geträumt, und sein schmerzender Kopf erinnerte ihn daran, daß er nicht allein gespielt hatte. Sich seiner Schwäche schämend, warf er das Geld in eine Ecke seines Koffers. Er hatte nie gespielt, und jetzt mußte er der Versuchung unterliegen, wo die Liebe seine Seele heiligte, alle ihre Empfindungen erhöhte und verfeinerte! Er kam sich entwürdigt vor und er war erbittert gegen sich selbst. Wie konnte er Leonille vor Augen treten? Er mochte niemand sehen, und er verurtheilte sich selbst zur Gefangenschaft auf seinem Zimmer.

Aber es ist eine allgemeine Schwäche, daß der Mensch die Schuld seines Leidens stets auf Andere abzuwälzen sucht, obgleich sein Zustand dadurch nicht verbessert wird. In dem gegebenen Falle lag es nah, den Marquis der Verführung anzuklagen. George glaubte denselben jetzt zu durchschanen. Er war mehr und mehr überzeugt, daß die ganze Absicht des Marquis nur darauf gerichtet sei, ihn in jene Verirrungen zu verstricken, vor denen ihn zu warnen er sich den Anschein gab, um ihn so Leonille's unwürdig zu machen und deren Bild in seinem Herzen auszulöschen. Ein heftiger Groll gegen den Marquis begann in seiner Brust aufzu-

kochen. Derselbe wurde noch durch den Aerger über seine Kurzsichtigkeit vermehrt. Groll und Beschämung über seine moralische Demüthigung bestürmten ihn abwechselnd.

So traf ihn Friedrich, welcher ihn häufig nach Beendigung seiner Vormittagslectionen in der Stadt besuchte und ihm dann das Geleit nach dem Hause des Oheims zu geben pflegte. Es war dies für Friedrich eine Gelegenheit, um an dem Hause der Geliebten vorüberzugehen und Therese zu grüßen, welche um diese Zeit gewöhnlich in der Wohnstube am Fenster stand, den Vetter zu Tisch erwartend.

George mochte in seiner Stimmung auch nicht zum Essen gehen und er schlug Friedrich vor, mit ihm auf seinem Zimmer zu speisen. Er erzählte dem nicht wenig überraschten Freunde, wohin ihn am vorigen Abend der Marquis geführt, er gestand, daß er gespielt hätte, er sprach seinen Argwohn aus.

Friedrich schüttelte nachdenklich den Kopf. Das Mißtrauen, meinte er, ließe George doch wohl den Marquis in einem falschen Lichte erscheinen. Der Marquis ist ein so eigenthümlicher Mensch, sagte er, daß es ihm sehr wohl bei dem Interesse, das er an Ihnen nimmt, mit seinen Warnungen Ernst sein kann. Er hat gegen mich stets mit der größten Anerkennung von Ihren geistigen Gaben gesprochen, und so mag er Ihnen wirklich eine Lection in der Erfahrungslehre haben geben wollen.

Eben diesem Interesse mißtraue ich, rief George. Warum hüllte er sonst seine Kenntnisse von meiner Kindheit in den geheimnißvollen Nebel einer Vision?

Aber ich begreife nicht, warum er es auf Ihre Verführung angelegt haben soll? versetzte Friedrich. Sie wer-

den mich nie überreden, daß es auch außerhalb der Romane Charaktere giebt, welche ein Vergnügen darin finden, die unverdorbene Jugend in den Pfuhl der Laster zu tauchen, nachdem sie selbst die Fähigkeit verloren haben, sich an der Sünde zu berauschen?

George schwieg einige Sekunden verlegen. Es kann auch Ihnen nicht entgangen sein, sagte er endlich, daß der Marquis nicht gleichgültig gegen die Schönheit Ihrer Schwester ist. Könnte ich ihm nicht im Wege stehen?

Friedrich schnellte empor, und George fuhr fort: Ich kenne die Empfindungen, Friedrich, welche Sie für meine Base Therese hegen; nun wohl, ich hege dieselben Gefühle für Ihre Schwester. Sie werden jetzt alles begreifen.

Eine flammende Röthe hatte Friedrich's bleiches Gesicht überzogen. Stumm drückte er George die Hand, welcher, den Druck erwidernd, rief: Seien wir Brüder!

Er füllte die Gläser, und sie tranken Brüderschaft.

George füllte nochmals die Gläser.

Leonille und Therese! rief er, sein Glas erhebend.

Therese und Leonille! wiederholte Friedrich mit leuchtenden Blicken.

Sie stießen an.

Friedrich setzte sein Glas mit einem Seufzer nieder. Es ist eine thörichte Schwäche, sagte er, nach einem Glück zu verlangen, das unerreichbar ist.

Warum unerreichbar? fragte George. Hast du denn schon versucht, es zu erlangen? Du hast dich ja stets in der ehrerbietigsten Ferne gehalten. Du wirst doch nicht verlangen, daß dir die Liebe meiner Base wie ein Blumentopf aus dem Fenster auf den Kopf falle?

Aber wie soll ich es denn erlangen? fragte Friedrich rathlos dagegen.

Indem du durch die Hausthüre gehst und die Treppe hinaufsteigst, lachte George. Man weiß, daß du mein Freund bist; ich habe schon oft von dir gesprochen — er hätte hinzusetzen können, daß er es auch gegen Therese nicht an Winken über Friedrich's Liebe hatte fehlen lassen — was ist also natürlicher, als daß du das erste Mal an meiner Hand die Treppe meines Oheims hinaufsteigst?

Er sah nach der Uhr.

Wir können gleich hingehen, fuhr er fort. Man tafelt dort nicht so lange, wie wir es gethan haben, und der Oheim sitzt jetzt schon wieder über seinen verwünschten Büchern. Ah, du mußt mir helfen, ihm die Augen zu öffnen. Seiner spitzfindigen Gelehrsamkeit bin ich nicht gewachsen. Du mußt mir beistehen, ihn aus der Gewalt dieses Marquis zu befreien.

Friedrich war kein Mann der übereilten Entschlüsse, und seine Blödigkeit erschrack vor dem Gedanken, so plötzlich vor die Geliebte zu treten. Er machte Ausflüchte. Noch suchte George dieselben zu widerlegen, als leise an die Thüre gepocht wurde. Es war Frau Sagedieu, welche, durch George's Ausbleiben beunruhigt, nachzusehen kam, ob derselbe etwa krank sei. Therese begleitete sie.

George und Friedrich sprangen auf.

Vortrefflich, rief Frau Sagedieu, wir sind in Sorge um den Sausewind, und da sitzt er wohlgemuth bei Tische.

Das Vortrefflichste aber ist, rief George, daß Sie noch gerade zeitig genug zum Nachtisch kommen. Nur näher, näher, lieben Gäste!

Nein, nein, wir wollen nicht stören, sträubte sich Therese, als sie Friedrich's ansichtig wurde. Da du wohl bist, so gehen wir wieder.

George ließ sie jedoch nicht fort. Er nahm seiner Base fast gewaltsam den Hut vom Kopfe. Dann schellte er dem Kellner und bestellte Früchte, Backwerk, Eis und Champagner.

Friedrich drückte unterdessen verlegen seine Serviette in den Händen, und seine Verlegenheit wurde nicht vermindert, als ihn Frau Sagedieu fragte, warum man ihn nicht mehr in ihrem Hause gesehen, nachdem der Unterricht ihrer Tochter aufgehört hatte?

Schelten Sie ihn nur, rief George; aber seien Sie nicht zu hart. Er war im Begriff, sein Unrecht gut zu machen. Wären Sie nicht gekommen, so hätten Sie uns eine halbe Stunde später bei sich gesehen. Hoffentlich, liebe Tante, werden Sie ihm den Besuch darum nicht erlassen.

Therese warf einen unwillig erstaunten Blick auf ihren Vetter, der denselben jedoch nicht zu bemerken schien, und Frau Sagedieu versicherte, sie würde Herrn Ruchat nicht eher Frieden geben, als bis er verspräche, diesen Besuch recht bald abzustatten.

Friedrich blickte scheu nach Therese hin, die neben ihrer Mutter auf dem Sopha saß, während die beiden jungen Männer zu beiden Seiten des Tisches, George neben Frau Sagedieu, Platz genommen hatten. Er wollte in den Blicken des Mädchens lesen, ob ihr dieser Besuch angenehm sein würde? Therese war aber eben beschäftigt, die Spitzen ihrer Unterärmel zurechtzuzupfen, und Friedrich verbeugte sich zaghaft zustimmend gegen die Mutter.

Der arme Friedrich! Therese blieb auch in der Folge in

ihrem Wesen höflich kühl gegen ihn, während sie mit George, der seine frühere Stimmung überwunden hatte, scherzte und lachte. Es war Friedrich unmöglich, in den leichten Ton der Andern, der munter von einem Gegenstande zum andern hüpfte, einzustimmen. Er hatte die unterhaltenden Nichtigkeiten nie der Beachtung eines ernsten Mannes werth gehalten. Nun wünschte er wohl, es wäre anders, und er kam sich schwerfällig und eckig vor. Es fehlte ihm keineswegs an Geist, und in der Debatte über wissenschaftliche Gegenstände war er schlagfertig genug. Aber hier fühlte er sich auf unbekanntem Boden, Therese's Gegenwart trug nicht dazu bei, denselben unter seinen Füßen zu befestigen, und das Gespräch sprudelte so rasch fort, daß er mit seinen Bemerkungen meistens weit nachhinkte. Um Therese's rosige Lippen zuckte dann ein leises Lächeln, das er glücklicher Weise nicht bemerkte.

George gewahrte seine Schweigsamkeit und kam ihm durch einige an ihn gerichtete Fragen zu Hülfe, die eine ausführliche Erklärung erforderten. Es ward ihm vollends die Zunge gelöst, als George das Gespräch auf den Mont Salève brachte, dieses wunderlich geformte Kalkgebirge in der nächsten Nähe Genf's, welches wie ein Räthsel für den menschlichen Scharfsinn mitten in dem Urgestein der savoyer Alpen liegt. Friedrich gab eine Beschreibung von der Formation des Berges, seiner Fauna und den Versteinerungen, die man in großer Menge auf demselben gefunden. Man hörte ihm aufmerksam zu, und George, dessen Neugierde dieser eigenthümliche Berg schon lange gereizt hatte, machte den Vorschlag, ihn gemeinschaftlich zu besteigen. Friedrich rieth sehr dazu. Frau Sagedieu bat, auf sie dabei nicht zu

rechnen. Sie hätte alles Bergsteigen abgeschworen, seit sie auf ihrer Hochzeitsreise über das Eismeer in Chamouny gewandert und die mauvais pas am Chapeau hinabgestiegen sei; ihr schaudere noch, wenn sie an diese schlimmen Pfade die glatte jähe Felswand hinab denke.

Friedrich äußerte, daß auch die Seinigen schon lange einen Ausflug nach dem Salève beabsichtigten, und wenn Frau Sagedieu nichts dagegen hätte —

Durchaus nichts, fiel ihm George lebhaft ins Wort. Fräulein Leonille wünscht zudem bereits seit längerer Zeit, deine Bekanntschaft zu machen, Therese; du gehst also mit uns, wenn die Tante ihren Schwur nicht brechen will. Abgemacht!

Abgemacht, lachte die Tante sich erhebend.

Darf ich Ihre Einwilligung den Meinigen mittheilen? fragte Friedrich seine ehemalige Schülerin.

Auf Therese's Stirn hatte sich bei den Worten ihres Vetters eine kleine Wolke gezeigt. Ich fürchte, Frau Ruchat beschwerlich zu fallen, sagte sie zögernd.

Friedrich versicherte lebhaft, daß diese Furcht ungegründet sei.

Therese gab ihre Zustimmung, und Friedrich ergriff ihre Hand und küßte sie feurig. Sie entzog ihm dieselbe rasch, indem auch sie sich erhob, um sich zum Fortgehen anzuschicken.

George und Friedrich gaben den Frauen das Geleite, und George bestand jetzt nicht mehr darauf, heute von Montfleuri fern zu bleiben. Dennoch schlug ihm das Herz beklommen, als er die Villa betrat, und fast demüthig begrüßte er Leonille, während Friedrich hoch aufgerichtet,

lächelnd und strahlend neben ihm stand. Leonille schaute ein wenig verwundert von dem Einen zum Andern. Friedrich zog sie mit sich fort in den Garten. Er mußte ihr das glückliche Ereigniß des Nachmittags erzählen.

Was haben die Beiden nur für Geheimnisse? fragte Frau Ruchat scherzend.

Ich will es Ihnen sagen, wenn Sie mich nicht verrathen, entgegnete George und erzählte von dem zufälligen Diner auf seinem Zimmer.

Frau Ruchat verstand ihn und lächelte. Aber dieses Lächeln endigte in einem Seufzer. Ach, sie hatte es längst errathen, daß auch in dem Herzen ihrer Tochter eine stille Neigung keimte. Sie hatte es gewünscht, und ihr Wunsch war in Erfüllung gegangen, daß die Liebe den Sohn ihres Freundes zu Leonille führen möchte. Sie hatte sich in dem Gedanken gewiegt, daß der Himmel an den Kindern die Leiden der Eltern vergelten werde. Nun aber drohte der Marquis Loys de Bochet zwischen die Herzen der jungen Leute zu treten. Nicht nur George, auch sie bemerkte, daß sich der Marquis um die Gunst Leonille's bemühte. Wenn auch diese gegen seinen Rang und Titel unempfindlich war, durfte Frau Ruchat dasselbe von ihrem Gatten annehmen? Wie entzückt war man nicht überall von dem Marquis! Wie schmeichelte es nicht diesen bürgerlichen Republikanern, ein Mitglied der Aristokratie in ihren Salons zu empfangen! Frau Ruchat kannte diese Schwäche ihrer Landsleute nur zu gut, und sie wußte, daß ihr Gatte sie theilte. Ja, derselbe hatte schon hier und da Aeußerungen fallen lassen, die zu dem Schlusse berechtigten, daß ihm die Werbung des Marquis nicht unwillkommen wäre, zumal er aus den be-

trächtlichen Summen, die er dem Franzosen auf Wechsel bekannter pariser Häuser wiederholt auszuzahlen Gelegenheit hatte, auf glänzende Vermögensverhältnisse von Seiten des Marquis zu schließen berechtigt war. Dieser wandte sich in seinen Geldangelegenheiten ausschließlich an Herrn Ruchat, welcher die vornehme Art, mit der sich der Marquis dabei benahm, sehr rühmte. Die Prophetenrolle, in welcher der Marquis unter den Auserwählten sich gefiel, betrachtete der Bankier als die Laune eines unbeschäftigten vornehmen Mannes, als ein Steckenpferd.

Das Bangen der Frau Ruchat um das Lebensglück Leonille's war daher ein wohl berechtigtes, wußte sie doch überdies aus den langjährigen Erfahrungen ihrer Ehe, daß sie nichts gegen den Willen ihres Mannes vermochte.

George war den Geschwistern nachgeeilt und sie allein mit ihren trüben Gedanken unter der Veranda geblieben. Die Stimme des Marquis entriß sie denselben. Sie hatte ihn nicht kommen hören, und sie erschrack, als sie sich plötzlich von dem unlieben Gaste anreden hörte. George's Mienen verfinsterten sich, als er des Marquis ansichtig wurde, der ihm wie gewöhnlich zwei Finger seiner Hand zum Gruß bot. George aber ließ dieselben unbeachtet. Ein leises, bedeutungsvolles Lächeln zuckte in den Mundwinkeln des Marquis auf, der sich wieder der Frau vom Hause zuwandte und mit völliger Unbefangenheit das Gespräch fortsetzte, welches durch George und die Geschwister unterbrochen worden war. Im Lauf der Unterhaltung äußerte er, daß er nun nächstens im Stande sein würde, eine Zeichnung seines alterthümlichen Schlosses, dessen Gärten und Umgegend vorzulegen. Mit einem unterdrückten Seufzer setzte er hinzu:

Ein Bild von der Wiege meiner Kindheit, das ist alles, was dem Heimathlosen bleibt.

Leonille schaute ihn mitleidsvoll an. George, der in einem trotzigen Schweigen bisher dagesessen, bemerkte es und rief: Ich begreife nicht, Herr Marquis, warum Sie sich einen Heimathlosen nennen? Ich begreife nicht, was Ihnen die Rückkehr nach Frankreich verwehrt?

Sie werden hoffentlich einem Loys de Bochet nicht zumuthen, sich vor einem Usurpator zu beugen? versetzte der Marquis mit Würde. Mein Herr und König hält Hof zu Frohsdorf.

Doch will es mich bedünken, entgegnete George mit ironischem Nachdruck, daß Ihre Feindseligkeit gegen den Kaiser nicht ganz übereinstimmt mit Ihren christlichen Gesinnungen.

Der Marquis strich sich mit der Hand über die Stirn und sagte mit seiner sanftesten Stimme: Sie haben vollkommen Recht, mein junger Freund, und ich bin selber wegen dieser Schwäche sehr unzufrieden. Auch muß ich mich um so mehr tadeln, als mich die Gerechtigkeit zwingt, die außerordentlichen Gaben des Mannes anzuerkennen, dessen Bienen die Lilien verdrängt haben. Ja, ich muß es anerkennen, daß dieser Mann Großes geleistet hat! Er hat der Hydra der Revolution die Köpfe abgeschlagen, unterdrückte Völker aus ihrer Knechtschaft zur Selbstständigkeit erhoben. —

Wofür er durch Nizza und Savoyen nicht übel bezahlt worden ist, schaltete George höhnisch ein.

Er hat den Handel und die Industrie Frankreichs wunderbar entwickelt, fuhr der Marquis fort, ohne auf die Unterbrechung zu achten. Frieden und Wohlstand blühen

unter seinem Scepter, wie nie zuvor, wie nirgend in der Welt.

In der That, rief George, Sie halten dem Kaiser eine Lobrede, wie sie seine wärmsten Anhänger nicht feuriger halten könnten. Ich bewundere, wie großmüthig Sie selbst Ihren Haß entwaffnen.

Aber Sie kennen den Ausspruch, lächelte der Marquis, daß man das Vaterland nicht an den Schuhsohlen mit sich fortträgt. Möchten Sie es nie erfahren, mein junger Freund, was es heißt, von der Vatererde ausgeschlossen zu sein.

Es kommt mir nicht zu, mich zum Richter über Ihre aristokratischen Empfindungen aufzuwerfen, versetzte George; aber verzeihen Sie mir, wenn ich es nicht zu fassen vermag, wie Sie es bei Ihrer Anerkennung des Usurpators nicht über sich zu gewinnen im Stande sind, für eine so kurze Spanne Zeit sich in die Verhältnisse zu fügen und jenes schweren Gefühls ledig zu werden.

Ich verstehe Sie nicht, bemerkte der Marquis.

Sie glauben ja an den Untergang der Welt, fuhr George fort, und bis dahin sind es ja kaum noch acht Monate.

Mein junger Freund, erwiderte der Marquis etwas pathetisch, man marktet und feilscht nicht mit seiner Ehre. Was jene Prophezeiung anlangt, so wissen Sie, daß ich daran glaube. Doch Sie sind wohl nicht sehr bewandert in den heiligen Schriften?

Eben nicht sehr, gab George zu. Allein als Protestant vielleicht nicht ganz so unwissend, um nicht zu verstehen, was Sie zu sagen wünschen. Auch kann mir Friedrich mit seinen Kenntnissen im Nothfalle aushelfen.

Sie kennen also die Propheten des alten Testamentes, sagte der Marquis? Wohl, so wissen Sie auch, daß deren Weissagungen gewöhnlich an gewisse Bedingungen geknüpft waren. Das prophezeite Uebel sollte erfolgen, wenn die Israeliten nicht zum Gehorsam gegen die Gebote Gottes zurückkehrten, und sie gingen an den verstockt Ungehorsamen in Erfüllung. So verhält es sich auch mit der gegenwärtigen Verkündigung des Weltunterganges. Derselbe wird erfolgen, wenn die Menschen nicht in sich gehen und Buße thun. Diese Bekehrung zu bewerkstelligen und durch ihre eifrige Fürbitte das gedrohte Verderben abzuwenden, ist die Aufgabe der Erwählten.

Der Erwählten! rief Friedrich mit finsterer Stirn. Ich möchte Sie doch fragen, womit diese Erwählten ihre Berufung zu beweisen im Stande wären? Wenn sie die wahren sind, warum treten sie nicht vor alles Volk wie jene Propheten? Aber es glaubt ihnen niemand, als sie selbst.

Und ist dieser mangelnde Glaube nicht der beste Beweis für die verstockte Sündhaftigkeit der Welt? rief der Marquis.

Die niemand besser kennen kann, ergänzte George schneidend, als derjenige, der sich von der Erfahrungsweisheit Salomonis zur höchsten Frömmigkeit emporgeschwungen hat. Aber Friedrich hat Unrecht, wenigstens muß ich Sie, Herr Marquis, vor ihm in Schutz nehmen. Ich kann bezeugen, daß Sie mich selbst oft genug vor der Sünde gewarnt haben, daß Sie mir die Weltlust und ihre Verführungen in ihrer Nacktheit oft genug vorgehalten haben. Ich darf Sie deshalb auch nicht fragen, ob Sie selbst an die Kraft

Ihrer Fürbitte für uns armen Sünder glauben. Aber glauben Sie, daß das Gebet die Weltordnung zu ändern vermag? Ein Komet soll die Welt zertrümmern; wird Gott auf die Fürbitte der Frommen die Bahn ändern, die dieser luftige Vagabond vielleicht schon Jahrtausende wandelt?

Ich glaube es, entgegnete der Marquis ruhig.

George lachte laut auf.

Sie sind ja sehr heiterer Laune, bemerkte Jener trocken.

O, Sie sind gewiß der Letzte, mir einen Vorwurf daraus zu machen, rief George. Ich weiß ja, wie heiter Sie selbst zu sein vermögen. Nicht wahr, Herr Marquis? Und ist nicht unsere ganze Unterhaltung eine —

Ein flehender Blick Leonille's brachte ihn plötzlich zum Schweigen.

Vollenden Sie doch! bat ihn der Marquis im sanftesten Tone.

Es findet sich wohl noch eine Gelegenheit, mich Ihnen völlig zu erklären, entgegnete George, sich mühsam beherrschend. Er empfahl sich; Friedrich begleitete ihn.

Die beiden Frauen hatten dem Gespräch mit einem wachsend peinlichen Gefühle zugehört. Sie begriffen den ironisch gereizten Ton des jungen Mannes nicht und athmeten erleichtert auf, als sich George entfernte. Frau Ruchat suchte sein Benehmen bei dem Marquis zu entschuldigen. Es schmerzte sie, den Sohn des geliebten Freundes entschuldigen zu müssen, es schmerzte sie doppelt, ihn gerade bei dem Manne entschuldigen zu müssen, der das Lebensglück ihrer Tochter mit seiner unseligen Werbung bedrohte. Der Marquis lehnte jedoch die Entschuldigung leise ab, indem er das Gespräch mit Gewandtheit auf andere Gegenstände

lenkte, über die er sich in gewohntem Tone noch eine Zeit lang mit den Frauen unterhielt. Von der unerschütterlichen Ruhe, die er in dem Gespräch mit George behauptet hatte, war indessen wenig mehr in seinen Zügen zu lesen, als er sich auf dem Heimwege befand. Er hatte die Lippen fest zusammengepreßt und seine Augen leuchteten von einem zornigen Feuer. Daheim berichtete ihm der Diener, daß ein Herr, dessen Namen er nicht anzugeben wußte, ihn zu sprechen wünsche. Mit dem sanften, friedfertigen Lächeln, das ihm eigen war, und halbgeschlossenen Lidern trat er in das Empfangzimmer, wo der Fremde seiner wartete.

Dieser hatte sich, den Hut auf dem Kopfe, behaglich in einem der eleganten Lehnsessel ausgestreckt. Es war derselbe kleine, hagere Herr mit dem starken Schnurrbarte, welcher George und dem Marquis in dem Spielhause begegnet war.

Die Sanftmuth des Marquis machte einem unverhohlenen Unmuth Platz, als er des Gastes ansichtig wurde, und er rief: Was, Sie sind es, Charmot? Warum kommen Sie zu mir? Was wollen Sie?

Ja, ich bin es, lachte der Andere. Aber bitte, nicht Charmot schlecht weg; oder wissen Sie es nicht, daß ich wohlbestallter Zollinspektor von St. Julien bin?

Lassen Sie die Possen, rief der Marquis, und kommen Sie zur Sache! Was wollen Sie von mir?

Stets derselbe unübertreffliche Geschäftsmann, erwiderte Charmot, indem er ein Bein über das andere legte. Denken Sie denn, ich hätte ein so schlechtes Gedächtniß für meine Freunde, wie Sie? Denken Sie denn, mir würde in dem verdammten Nest von St. Julien nicht die Zeit

lang? Beiläufig, ich mache Ihnen mein Compliment über Ihre Einrichtung. Sie ist wirklich prächtig. Ah, wenn ich daran denke, in welcher Lage wir uns beide befanden, als der Mann mit dem ewigen Regenschirm plötzlich über den Kanal schlüpfte und Frankreich über Nacht republikanisch tugendhaft wurde!

Zur Sache! rief der Marquis ungeduldig.

Zur Sache denn, lachte der Gast. Ich hörte, daß Sie im Begriff stehen, sich zu verheirathen, und ich komme, Ihnen meinen Glückwunsch abzustatten.

Was wissen Sie davon? murrte der Marquis.

Wahrlich, Sie sind wunderlich, rief Charmot, als ob ich über das, was in Genf vorgeht, schlechter unterrichtet wäre, wie Sie; wir werden wohl beide von denselben Leuten bedient.

Wenn dies der Fall ist, entgegnete der Wirth, so müssen Sie auch wissen, daß man in Genf dem Correspondenten des lyoner „Salut public“ eifrig nachspürt. Die Unumwundenheit, mit welcher in verschiedenen Zuschriften aus hiesiger Stadt der Anschluß an Frankreich gepredigt wird, dürfte dem Verfasser keinen angenehmen Empfang bereiten, wenn man ihn entdeckte.

Ich habe nur eben den köstlichsten Spaß darüber erlebt, sagte der Zollinspektor heiter. Ich komme von Bias, dem liebenswürdigen Wirthe des Cercle des étrangers, dem Sie ja auch vorgestern einen Besuch abgestattet haben. Ha! ha! ha! wie der junge Gelbschnabel unter Ihrer Leitung ins Zeug ging.

Ich verstehe Sie nicht! bemerkte der Marquis frostig.

Gleichviel, rief der Gast dagegen. Nun, Sie hätten es

hören sollen, wie man auf jenen Correspondenten loszog! Aber der Spaß kam mir doch theuer zu stehen. Das Gespräch war zu interessant, um dem Spiele die gehörige Aufmerksamkeit zu schenken: ich verlor schmählich. Sie müssen mir Relais geben, um meine durchgebrannten Füchse wieder einzuholen.

Also Geld wollen Sie? murrte der Marquis. Können Sie denn das Spiel nicht lassen? Was nützt es Ihnen nun, daß Sie endlich ein Amt gefunden haben, welches Sie mit Ehren vor aller Welt geltend machen können? Und warum haben Sie sich nicht schriftlich an mich gewendet? Sie müssen doch wissen, daß ich in meiner Stellung keine Bekanntschaften mit kaiserlichen Beamten haben darf.

Mit jedem geschriebenen Wort verschreibt man sich dem Teufel, Freundchen, versetzte der Andere. Aber beruhigen Sie sich, noch kennt mich niemand in Genf, und was mir mein Amt nützt? Absolut nichts. Es ist dies auch nur ein Stadium meiner unendlichen Metamorphosen. Denken Sie denn, ich hätte Lust in diesem St. Julien zu versauern? Meine Talente bedürfen eines größern Schauplatzes. Aber nun sagen Sie mir, wie lange noch soll diese Freiheitsgöttin in der Vorhalle des Cercle ihre Fackel emporheben? Ich ärgere mich jedesmal über die rothmützige Fratze. Wir haben Savoyen im Sturm erobert — und Sie kriechen hier wie eine Schnecke.

Und zwar in einem solchen Sturm, spöttelte der Marquis, daß in vielen Gemeinden mehr Stimmen mit Ja aufgeführt wurden, als die betreffenden Ortschaften Einwohner zählen.

Charmot lachte aus vollem Halse; dann sagte er: Das

kommt daher, weil selbst die Todten aufstanden, um für den Anschluß an unser glorioses Vaterland zu stimmen. Aber im Ernst, fuhr er aufspringend fort, warum hat man damals nicht gleich diese kleinen Genfer mitstimmen lassen? Die Eisenbahn- und Baumwollbarone, welche in Bern am Ruder saßen, zitterten ja vor Angst, daß es wegen Savoyen's zum Kriege kommen könnte; sie hätten für Genf nicht einen Schuß thun lassen.

Sie irren, Charmot, versetzte der Marquis; der erste kaiserliche Soldat auf genfer Boden hätte die Spinnerkönige in Bern hinweggeblasen und der erste Schuß das monarchische Europa gegen uns auf die Beine gebracht. Man hörte die Proteste der schweizer Gesandten gegen die Einverleibung Savoyen's mit bedauerndem Achselzucken an, man wäre bei dem Knattern der schweizer Gewehre nicht so gleichgültig geblieben. Anders hätte sich die Sache gestaltet, wenn es unsern guten Freunden gelungen wäre, das bisherige neutrale Gebiet Savoyen's aufzuwiegeln, damit es sich an Genf, statt an Frankreich anschlösse. Dann hätten wir ein Recht zum Einschreiten gehabt. Ewig Schade, daß dieser Putsch mißlang. Aber die Gelegenheit kommt wohl wieder.

Schwerlich, rief Charmot, seinen Schnurrbart lebhaft drehend. Es gelingt Ihnen nicht, unsern Freund wieder an die Spitze der hiesigen Regierung zu bringen.

Ist auch nicht nöthig, lächelte der Marquis. Wir haben gewonnen, sobald er von seiner Partei wieder auf die Wahlliste der Stadt gesetzt wird. Da es seiner Partei, so wie den Gegnern nicht an Waffen fehlt, so bedarf es nur eines geringen Anblasens.

Nun? fragte Charmot.

Es kommt zu einem Wahlkrawall, man schlägt sich, unsere Truppen erscheinen auf dem Kampfplatz, um die Angehörigen unserer Nation zu schützen, um Ruhe und Ordnung herzustellen, Europa klatscht den Friedensstiftern Beifall und die Sache ist gemacht.

Lassen Sie sich umarmen, Marquis! rief der Kleine stürmisch, indem er sich auf die Fußspitzen hob und den Marquis an die linke und die rechte Seite der Brust drückte. Sie sind noch der Alte! Sie erobern Frankreich eine Provinz und sich selbst eine reiche Braut. Ha! ha! ha! Darf ich denn gratuliren?

Noch nicht, versetzte Loys de Bochet. Ich muß erst noch eine kleine Reise machen; es fehlen mir noch einige nöthige Papiere.

Hm! hm! murmelte Charmot, und seinen Gefährten scharf ansehend, sagte er mit gedämpfter Stimme: Nehmen Sie sich in Acht! Es ist ein ander Ding, mit der Diplomatie, und ein anderes, mit den Gerichten fertig werden. Wenn's hinterher Lärm giebt?

Darüber seien Sie ohne Sorgen, antwortete der Marquis. Aber ich dürfte bald vielleicht in die Lage kommen, Ihren Beistand zu gebrauchen. Kann ich mich auf Sie verlassen?

Ich dächte, Sie wüßten das aus Erfahrung, rief der Zollinspektor von St. Julien. Reden Sie, was soll ich thun?

Nicht jetzt, entgegnete der Marquis. Ich bin mit meinem Plan noch nicht im Reinen. Sie sollen später von mir hören. — Wieviel brauchen Sie?

Charmot nannte die Summe. Der Marquis zog sein

Taschenbuch hervor und erleichterte dasselbe um mehrere Bankzettel.

Noch Eins! rief Charmot, das Geld einsteckend und im Begriff sich zu entfernen. Wer war der Grünling neulich in Ihrer Gesellschaft?

O, ich denke, Sie sollen ihn noch genauer kennen lernen, antwortete der Marquis mit einem hämischen Lachen, und die beiden Würdigen trennten sich.

6.

Es wäre schwer gewesen, die Bücher zu zählen, durch die sich Herr Sagedieu in seiner Gelehrtennatur hindurchgewühlt hatte. Er war ein Mann, dessen Wissen Staunen erregte, ein wandelndes, athmendes Conversationslexicon. Ein Wagner hätte ihn beneidet. Leider aber lagen die verschiedenen Materien in seinem Kopfe ebenso bunt durch und neben einander, wie die Bücher in seiner Studirstube. Er war alles, nur kein kritischer Kopf und am wenigsten dasjenige, was er lange Jahre hindurch an der genfer Akademie vorgestellt hatte — ein Philosoph. Er war so unlogisch, wie ein Mensch nur sein kann, der keinem andern Gesetz gehorcht, als dem seines Herzens. Das schlimmste war indessen, daß er Herz und Kopf fortwährend verwechselte und letztern für seine starke Seite hielt, wie ihm denn auch der Unterschied zwischen Verstand und Gelehrsamkeit nie deutlich geworden war. Man hatte ihn so oft als eine Leuchte der Wissenschaft gepriesen, daß ihm der Wahn nicht zu verargen war, sein Geist sei diese Leuchte.

Von dieser Annahme ausgehend, mußte ihm sein armes Weib als ungebührlich dumm erscheinen. Denn mit deren Kenntnissen außerhalb ihres wirthschaftlichen Kreises sah es wirklich bedenklich aus. Ihrem Herzen ließ er volle Gerechtigkeit widerfahren; aber ihr Verstand war nach seiner Meinung ein Ding, an dem man vortrefflich den Begriff des Nichtseins klar machen konnte, und er hatte ihr dies so oft vordemonstrirt, daß die gute Frau von ihrer Dummheit fest überzeugt war, obgleich sie in der That mehr gesunden Menschenverstand besaß, als seine Schulweisheit sich träumen ließ. Es war rührend, wie fest sie davon überzeugt war, daß sie nur dazu gut sei, Kochlöffel und Stricknadel zu handhaben, und als der Wohlthätigkeitsverein, dem sie angehörte, sie in Anerkennung ihres praktischen Verstandes zu seiner Vorsitzenden erwählte, brauchte sie lange Zeit, um von ihrer Verwunderung über die Blindheit ihrer Nebenmenschen zurückzukommen.

Herr Sagedieu hätte wahrscheinlich noch lange als philosophische Leuchte an der Akademie zu Genf geglänzt, wenn ihn nicht das Ungenügen seines Herzens an dem strengen verstandeskalten Calvinismus mit denjenigen in Verbindung gebracht hätte, die von demselben Bedürfniß gleich ihm getrieben, eine stille Gemeinde außerhalb der Landeskirche bildeten. Seitdem verließ er die dürre Haide der Spekulation, um aus der romantischen Quelle der Naturphilosophie seinen Wissensdurst zu stillen. Jakob Böhme wurde das Labsal seiner Seele, und er studirte unabläßig alle mystischen Schriften der Welt. Seine Büchersammlung ward ein ungeheures Rüsthaus menschlicher Verirrung und menschlichen Wahnsinns. Ihm war es, als sei ihm jetzt erst die wahre Weis-

heit aufgegangen; es wogte und wallte vor seinen Blicken von ossianischen Nebelgestalten. Wie fühlte er sich beglückt!

Die Güte seines Herzens schloß den finstern Zelotismus aus; er war ein Schwärmer, dessen Begeisterung etwas Naives, Liebenswürdiges an sich hatte. Um so gefährlicher war dieselbe für Therese. Sie besaß ohne Zweifel Verstand, aber, von der Mutter in Bewunderung und Ehrfurcht vor der Weisheit des Vaters erzogen, was vermochte der Verstand eines jungen Mädchens gegen die abstruse Gelehrsamkeit des Professors? Und welchen Widerstand vermochte ihr Gemüth einer Schwärmerei entgegenzusetzen, die so liebenswürdig war, wie die ihres Vaters? Zudem hörte sie in den Kreisen, in denen er sich bewegte, immer nur dieselbe Sprache. Die blendende Beredsamkeit des Marquis trug dann das ihrige dazu bei, die Zweifel, die ihr Kopf etwa aufwarf, durch Sophismen zu betäuben. Ein Letztes trat dazu, Therese zu fesseln.

Herr Sagedieu gebot über ein nicht unbedeutendes Vermögen. Wie er nun in der frommen Befriedigung seines Herzens das Leben von seiner Lichtseite auffaßte, so wollte er auch, daß die Seinigen an derselben sich erfreuten. Er war der Ansicht, daß der Körper durch kein Bedürfniß an die Erde gemahnt werden dürfte, wenn der Geist vollkommen frei in den himmlischen Gefilden sich ergötzen sollte. Wie daher die Materie abgefunden werden müßte, damit sie den Geist nicht störe, so könne sie auch wiederum zur Erhebung der Seele einiges beitragen, sei es durch das Auge beim Anblick schöner Kunstwerke, sei es durch das Ohr beim Anhören einer seelenvollen Musik. Schöne Gemälde, Musik und Wohlgerüche bildeten denn auch ein bedeutendes Element in den Vereinigungen der Frommen.

Geistreich, reizend und anmuthig, war Therese geboren, in der Gesellschaft zu glänzen, und sie fand einen Thron und einen Hofstaat in dem Kreise der Auserwählten. Die Frommen erkannten in ihr willig gleichsam die Vertreterin jener Schönheit an, welche der Calvinismus lebensfeindlich negirt. Namentlich huldigte ihr der Marquis, indem er es sich zugleich angelegen sein ließ, ihren Geschmack und Schönheitssinn zu verfeinern. Nicht umsonst, sagte er, hätten schon bei den Alten die Frauen als Prophetinnen gegolten. In der weiblichen Schönheit offenbare sich die Harmonie Gottes, und so seien die Frauen, so sei Therese berufen, zu den erhabensten Sphären sich emporzuschwingen, wo die Himmlischen in ewiger Jugend von den Lippen des Schöpfers Offenbarungen der Liebe und Weisheit lauschten. Wie nun Therese aus Tausenden ihres Geschlechts erlesen sei, so müßte sie auch in ihrem Aeußern alles Unharmonische vermeiden. Selbst in ihrem Putze müßte sie als die Erwählte der Aetherischen erscheinen. Er liebte es, wenn er mit ihr sprach, eine ihrer Hände zwischen den seinigen zu halten, auch drückte er ihr beim Kommen oder Scheiden wohl zuweilen den Friedenskuß auf die Stirn — eine Weihe, die der Gottgesandte dann auch ihren Schwestern ertheilte. War es ein Wunder, daß der ihr gestreute Weihrauch Therese ein wenig berauschte, so daß ihr Verstand nicht zur Empörung kommen konnte? Verglich sie den Kreis, in dem sie lebte, die Freiheit, die sie in ihm genoß, die Huldigungen, die man ihr darbrachte, mit den engen, poesielosen, unschönen Verhältnissen, in denen die Mehrzahl ihres Geschlechtes sich verzehrte, so mußte sie sich glücklich preisen.

Doch mit diesem Glück, dieser Befriedigung war es

vorüber, als George in Genf ankam. Er ließ keine Gelegenheit vorüber, im Scherz und Ernst gegen den Wahn der Auserwählten anzukämpfen, wie er mit allen ihm zu Gebote stehenden geistigen Mitteln den Oheim dem unvermeidlichen Verderben zu entreißen strebte. O, es war grausam von George, diesen Wahn zu zerstören, in den sich Therese immer dichter gehüllt hatte, die Schauer vor dem jüngsten Tage durch einen fast fürstlichen Luxus betäubend. Sie kämpfte mit einer Hartnäckigkeit für ihren Glauben, die George nur zuwohl begriff. Was blieb ihr, wenn George Recht hatte, als Ruin, Entbehrung, Armuth? Man kann sich vorstellen, mit welcher Spannung sie daher jedesmal auf die Tischgespräche ihres Vaters mit dem Vetter lauschte! Sie wünschte mit der Inbrunst der Verzweiflung, daß George Unrecht haben möchte. Sie konnte den Gedanken an die Zukunft nicht mit der Ergebung ihrer Mutter ins Auge fassen. Die gute Seele hatte kein Wort gesagt, als ihr Mann seine Professur aufgab, seine ausstehenden Kapitalien einzog und sammt seinen Werthpapieren in die gemeinschaftliche Kasse der Auserwählten warf. Es war ja sein Vermögen, und Frau Sagedieu meinte, wenn der liebe Gott die Welt fortbestehen ließe, so würde er auch helfen; im Nothfall könnte sie ja arbeiten.

Der Mysticismus ist wie ein Gummiball, der bei jedem Schlage, statt zu zerplatzen, nur höher in die Luft springt. Es ging deshalb Herr Sagedieu aus jedem Streite mit seinem Neffen unüberzeugt hervor. Therese aber konnte sich immer weniger verhehlen, daß der Sieg der Vernunft auf George's Seite war. Sie fühlte, daß die Gründe ihres Vaters nicht stichhaltig waren, daß ihre eigenen unter ihr

wie eine dünne Eisdecke über einem tiefen, reißenden Strome zerbrachen.

Die Mutter begriff, was in dem Geiste ihrer Tochter vorging, und sie hatte deshalb die Gelegenheit gern ergriffen, den reichen Friedrich in ihr Haus zu ziehen.

George kündigte dessen Besuch am nächsten Tage bei Tisch dem Oheim an, indem er scherzend hinzusetzte, er sei begierig, sie beide eine Lanze brechen zu sehen; die seinigen zersplitterten alle an des Oheims Panzer.

Dem Panzer der Ueberzeugung, Neffe, bemerkte Herr Sagedieu, im Begriff, sich in seine Studirstube zurückzuziehen. Das ist eine schlechte Ueberzeugung, die irgend eine Lanze zu durchdringen vermag.

Du hast es sehr eilig mit deinem Freunde, bemerkte Therese düster gegen ihren Vetter, nachdem sich der Vater entfernt hatte.

Wie du nur redest, warf die Mutter ein. Er ist ein höflicher junger Mensch, dem eines Tages ein bedeutendes Vermögen zufällt. Man hört überall nur Gutes von ihm und du solltest ihn schätzen.

Er ist ein Pedant, rief Therese nachdrücklich.

Es ist seltsam, schüttelte die Mutter den Kopf, wie sich die Welt verändert hat! Als ich noch ein junges Ding war, da wäre es Keiner eingefallen, einen Geistlichen einen Pedanten zu schelten. Zu meiner Zeit hielt es ein jedes Mädchen für das höchste Glück und die höchste Ehre, die Frau eines Pfarrers zu werden. Ein Seelsorger war wie ein König. Ueberall kam man ihm mit der größten Verehrung entgegen und seine Frau saß in allen Gesellschaften auf dem Ehrenplatz. So ein Candidat war bei allen Schönen

Hähnchen im Korbe und ein gut Theil ihrer Frömmigkeit kam wohl auf Rechnung des Predigers. Wir waren alle ein wenig verliebt in den Pfarrer unseres Sprengels.

Sie auch, Tantchen? fragte George.

Geh, du bist ein Spötter, lachte diese, und Therese sagte: Viele Mädchen denken wohl noch heute so; aber —

Nun? fragte George erwartungsvoll.

Aber, rief sie tief aufathmend, ich will den Nacken nicht beugen unter das entwürdigende Joch, welches uns die Ehe auferlegt. Es mag sich in der Poesie ganz gut ausnehmen, wenn man die Frauen als Priesterinnen des häuslichen Herdes besingt. Aber in Wirklichkeit! Hüterinnen der heiligen Asche der Langweile sind sie. Da sticken oder stricken sie denn in ihrer Abgeschlossenheit; da vereinigen sie sich in Gesellschaften, um die Armen mit Kleidungsstücken zu versehen, wobei denn das Fraubasenthum vortrefflich gedeiht, indem die Wohlthätigkeit die Klatschsucht und Lästerung zu Gevatterin bittet. Verzeihung Mutter, aber wie oft hast du selbst dich nicht über die bösen Zungen in deinem Verein beklagt.

Nun, nun, begütigte Frau Sagedieu, so böse ist's wohl nicht gemeint; man spricht eben über das, was man versteht. Freilich wär' es besser, wenn wir in unserer Jugend so viel gelernt hätten wie die heutigen Mädchen und wie du.

Und wozu hilft mir das, was ich gelernt habe? fuhr Therese erregt fort. Um mich kopfüber in irgend eine Wissenschaft zu stürzen wie Andere und die Zahl der unleidlichen Blaustrümpfe zu vermehren? Oder soll ich mich wie noch Andere auf die Uebersetzung jener kleinen gemüthlos frömmelnden Büchelchen werfen, welche uns ballenweise aus

Amerika und England zugeführt werden, und dadurch das Meinige zum Verderben unserer Literatur beitragen? Ich bin nicht demüthig genug, um mich in dieses Frauenloos zu fügen. Lieber bleibe ich unvermählt, statt als Hausfrau das Leben einer Nonne hinter Klostermauern zu führen. Man ist bei uns verheirathet und ist es doch nicht. Die Frau ist wie eine Schnecke an ihr Haus gefesselt, während der Mann sein Junggesellenleben in der Ehe fortsetzt. Sein eigentliches Haus ist der Club, dort verbringt er seine ganze freie Zeit, dort spielt er, trinkt er, politisirt er. Müssen nicht bei einem solchen getrennten Leben beide Geschlechter verkommen? Sie sind es! Der Mann, welcher das Auge der Frauen flieht, verwildert. Er nennt freilich die rohen Manieren, die er in seinem Cercle pflegt, männliche Kraft, und die Leidenschaft, der Fanatismus, mit der er jede andere Meinung verfolgt, gilt ihm als Ueberzeugungstreue. Sieh dir nur diese Herren der Schöpfung an, die sich für die Erwählten halten, wie wir ihnen die Verworfenen sind! Wie unbehaglich fühlen sie sich in unserer Gesellschaft, wie eckig, tölpelhaft und doch wie orakelhaft anmaßend sind sie alle, die sich nicht draußen in der Welt abgeschliffen haben! Und wir armen Frauen stehen ihnen ebenso unbehülflich und schüchtern gegenüber. O Vetter, es ist ein Jammer. Die Männer aber werfen sich noch in die Brust, als ob es unsere Schuld wäre, daß wir so sind und unsere gesellschaftliche Unbildung und Steifheit sie zwänge, anderwärts Unterhaltung zu suchen. Man gestattet uns keinen Willen, keine Freiheit, wie uns das Gesetz nie mündig spricht, und verlangt doch von uns alle häuslichen und gesellschaftlichen Tugenden, die sich allein in dem Verkehr der beiden Ge-

schlechter miteinander entwickeln können. Welche Frau wäre nicht gern liebenswürdig, anmuthig, gebildet, geistreich? Aber da zwingt man uns gleich den Sklavinnen des Alterthums unsere Tage in der Einsamkeit unpoetischer Stuben zu verseufzen, während der Mann in seinem Club sich in jeder ungerechtfertigten geistigen Anmaßung und dem politischen Fanatismus bestärkt, die keine wahre Geselligkeit aufkommen lassen. Frage die Mutter, frage Frau Ruchat, ob ich übertreibe.

Es ist leider schlimm genug, seufzte Frau Sagedieu. Aber was willst du, Kind? Es ist immer so gewesen, und du wirst es nicht ändern.

Ich kenne das genfer Leben noch zu wenig, begann jetzt George, der dem leidenschaftlichen Mädchen mit großer Theilnahme zugehört hatte. Doch so viel weiß ich, daß deine Schilderung auf meinen Freund nur zum Theil paßt. Er gehört keinem dieser Klöster und Mönchsorden an, die ihr Cercle nennt; aber es ist auch von seinen Ansichten viel Spinngewebe wegzukehren.

Wenn er noch keinem Club beigetreten ist, versetzte Therese mit sich verdunkelndem Blick, so wird er es später thun. Er muß es, wenn er irgend eine Stellung einzunehmen und zu behaupten beabsichtigt. Die Zeiten Calvin's sind nicht mehr, wo der Geistliche erhaben über allen Parteien stand, sie alle lenkend. Wer sich an keine anschließt, der wird von allen gesteinigt.

Wie sollen indessen die Verhältnisse besser werden, rief George, wenn man sich nur in Klagen und Beschwerden ergeht, statt zu handeln? Es bietet sich dir zu dem letztern Gelegenheit; ergreife sie! Noch immer üben die Prediger

einen bedeutenden Einfluß aus: eine Reform an solcher Stelle muß von den besten Folgen sein.

Er fügte noch manches Wort zum Lobe Friedrich's hinzu.

Er mag ein vortrefflicher Mensch sein, rief Therese dagegen, indem sie die vollen Locken aus dem glühenden Gesichte schüttelte; aber ich fühle mich nicht berufen, die Ansichten deines Freundes zu klären.

Sie erhob sich und trat an eins der Fenster. George folgte ihr nach einigen Sekunden. Sie wandte den Kopf von ihm ab.

Wie kannst du nur so grausam gegen den armen Jungen sein? fragte er leise und faßte ihre Hand. Gönne ihm doch deine Nähe; er liebt dich so sehr.

Und ich hasse ihn, versetzte Therese mit bebender Stimme. Eben darum hasse ich ihn. Warum muß ich ihm gerade gefallen?

Aber dieser Haß ist unnatürlich, äußerte George. Oder wie, wäre dein Herz nicht mehr frei?

Therese entriß ihm ihre Hand und eilte aus dem Zimmer, um ihre hervorbrechenden Thränen zu verbergen.

Laß sie nur, beruhigte Frau Sagedieu den Betroffenen; ein Menschenherz ist ein spröd' Ding. Es giebt sich nur gemach; zu rasch gehämmert, zerspringt es. —

Als George nach Montfleuri kam, fand er Leonille allein im Garten. Die Mutter wurde durch ein Geschäft im Hause zurückgehalten, und Leonille saß lesend in dem Schatten einer breitästigen Platane unweit des Gitters, welches den Garten gegen den See abschloß. Ein schlichtes Kleid von weißem Musselin umfloß die schlanke, zarte Gestalt;

ein brauner Strohhut beschattete mit seinem breiten Rande das feine Gesicht, die weichgewölbte Stirn, um die sich das schwarze Haar kunstlos gescheitelt schmiegte. Ihre Tracht war so anspruchslos und bescheiden wie ihr ganzes Wesen. Bei George's Schritten hob sie die langbewimperten Lider: ein freundlicher Gruß sprach in ihren dunkeln Augen. Sie reichte ihm die Hand, und eine feine Röthe überzog ihre Wangen, während dieselbe in der seinigen ruhte.

Sie haben wohl die Mutter nicht gesprochen? sagte sie. Sie sehen gar nicht betrübt aus.

Erwarteten Sie denn, mich betrübt von ihr kommen zu sehen? fragte George, indem er sich zu ihr auf die Bank setzte.

Wenigstens reumüthig, entgegnete Leonille lächelnd. Die Mutter wollte Sie schelten, und Sie müssen gestehen, daß Sie wegen Ihres gestrigen Benehmens eine Strafpredigt verdient haben. Was hat Ihnen nur der arme Marquis zu Leide gethan?

Der arme Marquis? rief er und seine Stirn verdüsterte sich. Sie bemitleiden ihn?

O, Sie werden schon wieder böse, neckte sie ihn. Machen Sie ein freundliches Gesicht!

George's Stirn hellte sich auf, während sie fortfuhr und ihm vorhielt, daß, wenn nicht die Stellung, so doch die Jahre des Marquis und sein Unglück Schonung und Mitleid verdienten. George wüßte ja, daß sie weder die religiöse Richtung des Marquis theilten, noch sich um seine politischen Ansichten bekümmerten; aber wenn derselbe in jener irre und um dieser willen von seinem Vaterlande ausgeschlossen sei, so sei er darum beklagenswerth. George

wüßte nicht, wie häßlich ihn der Ton kleide, in dem er den Marquis geantwortet, ihn herausgefordert habe.

Sie sagte es ihm in der liebenswürdigsten Weise — und was ist süßer, als von einem in der Stille angebeteten Mädchen gescholten zu werden? Man schilt keinen Gleichgültigen. George bat um Verzeihung, versprach über sein Benehmen zu wachen, den Marquis zu dulden.

Wenn es Ihnen nur Ernst wäre! drohte sie ihm. Sie bereuen gar zu leicht.

Ich bereue nur um Ihretwillen, versetzte er lebhaft, und so bereue ich aufrichtig, der Mama und Ihnen durch mein Benehmen einige unangenehme Augenblicke verursacht zu haben. Aber fahren auch Sie fort, über mich zu wachen! Ihr Blick entwaffnete mich; diese holden Sterne sollen mich leiten.

Er küßte feurig ihre Hand, und die Empfindungen, welche er für das schöne Mädchen im Herzen trug, begannen sich lebhaft zu äußern. Leonille lauschte ihm in der reizendsten Verwirrung; doch der Zauber, den seine zärtliche Sprache auf sie ausübte, währte nur einen Augenblick. Ihr Herz zog sich plötzlich zusammen. Sollte sie für eine Sekunde der Seligkeit ihr ganzes Lebensglück in den Staub werfen? Sie hörte ja, wie er ihre Eigenschaften überschätzte! Er war so verblendet, und sie war nichts als ein gewöhnliches Mädchen. Es gab Tausende ihres Geschlechts, auf die seine Schilderung gepaßt hätte; nur nicht auf sie. Wenn er nun aus seiner Verblendung erwachte? Und er mußte bald erwachen; seine Seele drängte so feurig ungeduldig in das Leben hinaus. Sie hatte seinen hochfliegenden Ehrgeiz wohl erkannt, wenn er von seinen Planen für die Zukunft

gesprochen. Was konnte einem solchen Ehrgeiz Liebe und häusliches Glück gelten? Die Liebe mußte vor den Stimmen schweigen, die ihn auf die Schaubühne der Welt riefen. Was konnte sie für ihn sein, als eine Blume, die man am Wege pflückt und die man gleichgültig verliert, wenn man sich an ihrem Dufte ergötzt hat? Eine zertretene Rose!

Die Liebe ist die Schwäche, aber auch die Stärke der Frauen. Voll Mißtrauen gegen sich, voll Mißtrauen gegen die Dauer seiner Gefühle, fand Leonille die Kraft, George von dem entscheidenden Worte abzulenken. Es kostete sie viel, dieses Lächeln, mit dem sie das ihren Vorzügen so feurig gespendete Lob sanft zurückwies, auf die Schwierigkeiten, in den Charakter anderer einzudringen, und auf die Enttäuschungen deutend, denen man in Folge allzulebhafter Wünsche ausgesetzt sei.

George war betroffen. Ihre so allgemein gehaltenen Aeußerungen ließen ihn in Ungewißheit, ob sie an seiner Liebe zweifle oder ihm zu verstehen geben wollte, daß sie die seinige nicht theile?

Wenn Sie mir mißtrauen, Leonille, stammelte er —

Folgen Sie der Stimme, fiel sie ihm leise in das Wort, der Sie bisher durch das Leben gefolgt sind. Sie dürfen sich durch nichts von dem Ziele ablenken lassen, das sich Ihre Talente gesteckt haben.

Todesblässe überzog sein Antlitz. Nun verstand er sie: sie liebte ihn nicht.

Leonille wagte nicht, ihn anzublicken. Ihr Herz pochte zum Zerspringen.

Stumm saßen sie nebeneinander.

Ob Friedrich wohl zu Hause sein mag? fragte er nach einer Weile dumpf.

Ich weiß es nicht! antwortete sie kaum hörbar.

Er erhob sich mühsam; gebeugt ging er fort. Sein Schritt war schleppend, unsicher. Leonille blickte ihm nach. Ein unsäglicher Jammer überkam sie, eine unbeschreibliche Angst ergriff sie. George's Namen war auf ihren Lippen, aber wie ein leiser Hauch verhallte er in der Luft. Sie sank zurück und es ward vor ihren Blicken Nacht unter Thränengüssen.

Ruderschläge und das nahe Rauschen eines Bootes zogen sie endlich von sich selber ab. Sie blickte auf den See hinaus, und in der nächsten Minute legte das Boot, dessen Geräusch sie vernommen, an der Gartenpforte an. Ein älterer, stattlicher Herr stieg aus und trat, nachdem er den Fährmann bezahlt, in den Garten. Leonille erhob sich von ihrem Sitz, und der Fremde blieb mit allen Zeichen der höchsten Ueberraschung stehen, als er ihrer ansichtig wurde.

Juliette! rief er und schien im Begriff, ihr entgegen zu eilen. Doch plötzlich lächelte er, zog den Hut und trat völlig heran, Leonille wegen eines Benehmens um Verzeihung bittend, das ihr seltsam erscheinen mußte.

Ich ward durch Sie lebhaft an eine längst vergangene Zeit erinnert, fuhr er fort. Auch müssen Sie mich ent-entschuldigen, daß ich so ohne Umstände hereintrete. Ihr Herr Vater wies mich hieher, denn Sie sind ohne Zweifel Fräulein Ruchat, und ich zog die angenehme Wasserstraße dem staubigen Landwege vor. Ich sollte meinen Sohn George hier finden.

Leonille stand überrascht und verwirrt. George's Vater!

Wenn sie nicht zu sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen wäre, so hätte ihr die Aehnlichkeit des Herrn Vincent mit demjenigen, dessen Liebe sie eben leise abgelehnt hatte, auf den ersten Blick auffallen müssen. Sein Gesicht, das die Zahl seiner Jahre durchaus nicht verrieth, auch sein Haar war noch ganz voll und dunkel, trug denselben Charakter männlicher Offenheit wie das des Sohnes, doch lag ein fast gebieterischer, stolzer Zug in demselben, den selbst die freundliche Theilnahme nicht völlig verdeckte, mit der er das verlegene Mädchen betrachtete.

Ich glaube, stotterte sie endlich, Ihr Sohn ist auf dem Zimmer meines Bruders.

Glaubte sie es wirklich? Die Frage nach ihrem Bruder war für George nur ein Vorwand gewesen, um sich zu entfernen.

Und jene Dame, welche so eben unter das Vordach der Villa tritt, ist ohne Zweifel Ihre Frau Mutter? fragte Herr Vincent und näherte sich, ohne die Antwort abzuwarten, dem Hause. Leonille folgte.

Frau Ruchat hatte ihre Geschäfte im Hause beendet, als sie Leonille in Begleitung des Fremden herankommen sah. Sie erkannte bald, daß es für sie kein Fremder wäre, und ihre Hand tappte nach der nächsten Säule des Vordachs, um sich aufrecht zu erhalten. Die Farbe ihrer Wangen ging und kam. Sie hörte nicht, was Leonille sagte; ihre Rechte lag in der seinigen, und er fühlte, wie dieselbe zitterte. Auch er war stumm, aber sein Auge sprach. Er führte sie zu dem nächsten Sitz. Sich mühsam fassend, bat sie Leonille, für einige Erfrischungen Sorge zu tragen.

Ich wußte, wen ich hier wieder finden würde, sagte er,

sobald sich das Mädchen entfernt hatte. Meine Freunde schrieben mir nur zu bald, an wen ich Sie verloren hätte.

Ihre Augen füllten sich mit Thränen. Das Schicksal ist hart, sehr hart mit uns verfahren, flüsterte sie mit bebender Stimme.

Er nahm ihre Hand und küßte sie.

Doch nicht daran will ich Sie in der ersten Minute unseres Wiedersehens mahnen, fuhr sie fort, das Taschentuch gegen die Augen drückend. Die Leidensgeschichte dieser langen Jahre muß vergessen sein. Der Himmel gönnt uns einen schönen Abend der Freundschaft. Seien Sie denn in der Heimath willkommen!

Sie schaute ihn mit einem milden Lächeln an; er drückte sanft ihre Hand und sagte: Der Schimmer dieses Abends fällt auf manchen grünen Hügel, auf manche Ruinen, die einst stolz aufstrebende Hoffnungen waren. Aber ich hoffe noch auf manche schöne Stunde und so mag ich es gern als eine günstige Vorbedeutung nehmen, daß mir gleich bei meiner Ankunft die schönste Täuschung widerfuhr. Erinnern Sie sich noch des Tages, an dem ich Ihre Bekanntschaft machte? Es war auf einer kleinen Gesellschaft in der Villa einer Ihnen befreundeten Familie. Ich kam wie heute in einem Boote herüber, und Sie waren die erste junge Dame, welche dem Landenden begegnete. Die alte Vorliebe für das Wasser ist mir geblieben, und wie damals Sie im weißen Gewande, so trat mir heute Ihr Ebenbild entgegen. Ich sah mich um achtundzwanzig Jahre jünger, ich rief Ihren Namen.

Frau Ruchat schaute ihm wehmüthig in die Augen. Wie sollte sie sich nicht jenes Tages erinnern?

7.

So befand sich Herr Vincent denn wieder in der Heimath, die er als ein Ausgestoßener in der Jugend verlassen hatte! Auch Genf hat seine Sturm- und Drangperiode gehabt, und ihr Ziel war kein geringeres gewesen, als die Stadt Calvin's in Politik, Gesellschaft, Literatur und Poesie zu reformiren. Herr Vincent war einer der Hervorragendsten unter den jugendlichen Stürmern und Drängern gewesen, die von dem unsterblichen Gefangenen von Chillon und seinen Anhängern den Namen der Libertins entlehnt hatten. Das Werk Bonivard's sollte im Geist der Neuzeit fortgesetzt werden; die Libertins feierten in ihren Liedern Vernunft und Freiheit, Wein und Liebe. Keine Prüderie sollte ihnen den Genuß des Lebens verkümmern, und mancher scharfe Liederpfeil ward auf das protestantische Bonzenthum und Kastenwesen geschleudert. Die Frauen waren den jungen Libertins hold, denn sie verhießen ihnen Erlösung aus ihrer unterdrückten Stellung. Aber ihre Ketten waren nicht mit dem Wort zu brechen und die Machthaber in Staat und Kirche nicht mit dem Flammenschwerte des Gesanges zu besiegen. Die Libertins mußten es erfahren, und ihre durch manches geistreiche Spottgedicht noch empfindlicher als durch die ernsten Angriffe verletzten Gegner kannten keine Gnade und Barmherzigkeit. Diese gingen von dem Grundsatz aus, daß es besser sei, der Leib verderbe, denn die Seele, und so ward die edelste Blüthe der genfer Jugend rücksichtslos aufgeopfert. Die Staatsgewalt, die Kirche, die Gesellschaft erklärten gleichmäßig die Libertins

in die Acht. Für sie gab es keinerlei Anstellung oder Amt, die Familien schlossen ihnen die Thüre, ja Mancher wurde selbst aus dem väterlichen Hause gestoßen. Verziehen ward nur denjenigen, die ihre Ideen abschwuren, ihre Grundsätze verleugneten. Diejenigen, die nicht reich genug waren, Aemter und Anstellungen entbehren zu können, mußten ihr Vaterland verlassen.

Herr Vincent gehörte zu den letztern. Er war als Hauslehrer nach Libau gegangen und hatte dann wie so mancher von seinen Landsleuten das Lehrfach mit dem Handelsstande vertauscht. Der noch immer im Werden begriffene, ungeheure Staat bot einem klugen, umsichtigen Manne mancherlei Gelegenheit, durch industrielle Unternehmungen schneller als anderwärts zu Vermögen zu gelangen, und Herr Vincent bewies, daß er durchaus kein unpraktischer Träumer war. Seine Ideen, um deretwillen er Genf verlassen müssen, hatten ohnedies in Rußland keine Berechtigung. Aber sie waren ihm heilig, und er erzog seinen Sohn in denselben, damit dieser einst in diesem Geiste in der Heimath wirke. Rastlos hatte er gestrebt und gearbeitet, um dereinst als unabhängiger, wohlhabender Mann den Schauplatz seiner Jugend wieder betreten zu können, dort den Rest seines Lebens zu beschließen.

Er erkannte Genf kaum wieder; die Festungswerke waren mit dem alten Regimente gefallen, neue Straßen, neue Stadtviertel mit palastartigen Gebäuden entstanden. Manches Haus, mancher Ort, an den sich für ihn werthe Erinnerungen knüpften, war verschwunden, und es waren eben solche Stellen und Plätze, die er nach seiner Rückkehr theils allein, theils in Begleitung seines Sohnes vorzugsweise auf-

suchte. Zuweilen trat er auf seinen Wanderungen auch in Wirthshäuser und Schenken ein, die sich weder durch ihr Aeußeres noch Inneres empfahlen. Aber diese verräucherten Stuben waren die Tempel der feurig brausenden Jugend gewesen. Wenn auch unklar in dem Hauptpunkte, auf den es ankam, so war es doch eine geniale Zeit gewesen, eine Oasis in der grauen Wüste der engbeschränkten Verhältnisse. Herr Vincent weidete sich in der Erinnerung an ihrer Frische und dem Rauschen der längst versiegten Liederquelle. Er erinnerte sich noch mancher Verse, die damals in diesen ärmlichen Schenken, wo sich die Libertins zu versammeln pflegten, das Licht der Welt erblickt hatten. Viele paßten noch heute wie damals, wenn auch das Regiment jener Zeit inzwischen gefallen war.

Allein wie Heilsames und Tödtliches in ein und derselben Pflanze, so lag in diesen Erinnerungen neben dem Süßen das Bittere. Wie manches Lebensglück war um der Gesinnung willen, die aus solchen Versen sprach, nicht zertreten worden! War das Schicksal nicht auch über sein Herz unbarmherzig hinweg geschritten? Er fühlte dies nie tiefer, als wenn er Abends nach Montfleuri kam, wo ihm die Vergangenheit in Leonille als holdeste Gegenwart vor die Augen zu treten schien. Ein solches, holdes Wesen hatte er verloren, ein so vortreffliches Weib, wie es die Mutter war, hätte er sein eigen nennen können! Ihr Bild war in seiner Seele lebendig geblieben. Nicht Liebe, sondern ein freundschaftliches Gefühl, ein tiefes Mitleid mit seiner Landsmännin, der Schwester der Frau Sagedieu, hatte den Bund seiner Ehe geschlossen. Die Arme hatte sich so grenzenlos elend in ihrer Stellung und in dem fremden rauhen Lande

gefühlt. Er hatte sie erlöst, und sie sich gegenseitig in ihrer Häuslichkeit den Schein der Heimath vorgetäuscht, die Frau Vincent nie wieder sehen sollte. Bei der Kraft und Frische, die sein Wesen bewahrt hatte, fühlte er jetzt doppelt seine Einsamkeit. Er sprach es zuweilen gegen die Freundin aus. Die Entsagung war leicht in der Fremde, sagte er; nun ich das Glück sehe, um das ich betrogen worden bin, will sich das Herz nicht fügen. Es möchte die Zeit ausstreichen zwischen jetzt und jener Stunde, in der ich von Ihnen Abschied nahm.

Auch in der Richtung ihres Geistes erfand er Leonille als das Ebenbild ihrer Mutter. Er unterhielt sich gern und viel mit dem schönen Kinde, und es gab Augenblicke, wo er in der That vergaß, daß achtundzwanzig Jahre verflossen, seit er in derselben Weise mit der Mutter gesprochen. Einige Male widerfuhr es ihm, daß er Leonille mit dem Vornamen der Mutter nannte. Frau Ruchat lächelte wehmüthig, als sie es hörte.

Mit dem Marquis traf er in Montfleuri nicht zusammen; derselbe war verreist.

Seinen Schwager zu besuchen, konnte sich Herr Vincent nicht sogleich entschließen. Die Richtung desselben war die Ursache gewesen, warum er nach dem Tode seiner Frau den brieflichen Verkehr mit Herrn Sagedieu abgebrochen hatte. Er war ein zu klarer Kopf, um nicht einen lebhaften Widerwillen vor allem Mystischen zu empfinden. George hatte ihm von dem gegenwärtigen Treiben in des Oheims Hause berichtet, und er war empört, als er erfuhr, mit welchen Folgen dasselbe Frau und Tochter bedrohte. Aus Mitleid mit diesen entschloß er sich endlich, hinzugehen. Die Be-

grüßung der beiden Schwäger fiel ein wenig förmlich aus. Frau Sagedieu und namentlich ihre Tochter machten einen günstigeren Eindruck auf Herrn Vincent. Er wußte die praktische Anlage der Mutter, den Geist und Geschmack Therese's wohl zu würdigen und er nahm den Rath und Beistand beider in Anspruch, da es sich darum handelte, eine Wohnung einzurichten, die er auf dem Rhoneplatz gemiethet hatte. So entstand zwischen ihnen ein regerer Verkehr. Herr Vincent vermied es, mit seinem Schwager von demjenigen Gegenstande zu reden, der diesen ausschließlich erfüllte. Es konnte ihm nicht einfallen, sich mit Herrn Sagedieu in eine unerquickliche und erfolglose theologische Streitigkeit einzulassen; und unter allen Schwärmern sind die gutmüthigen die schlimmsten. Worauf es ankam, war die Zukunft von Frau und Tochter sicher zu stellen, und Herr Vincent wollte die Gelegenheit dazu an sich heran kommen lassen, vor allem aber erst den Mann kennen lernen, der einen so großen Einfluß auf die Erwählten ausübte.

Eines Tages erzählte er im Beisein seines Schwagers, daß man ihm ein Grundstück am See zum Kauf angeboten hätte. Er sei nicht abgeneigt, darauf einzugehen, Lage und Aussicht seien schön; aber das Wohnhaus gefalle ihm nicht.

So bauen Sie ein neues, rief Frau Sagedieu.

Das ist auch in der That schon halb und halb meine Absicht, bemerkte der Schwager, und ich habe bereits wegen der Plane mit einem Baumeister Rücksprache genommen.

Wie, Sie denken wirklich noch ans Bauen? rief Herr Sagedieu erstaunt.

Und warum nicht? fragte Herr Vincent.

Sie vergessen, daß Sie für den Untergang bauen. Diese

Welt steht kein Jahr mehr, sagte Herr Sagedieu mit wahrer philosophischer Ruhe.

Ah, ich vergaß, entgegnete sein Schwager, und nach einer Sekunde des Nachdenkens fragte er: Ist es auch gewiß?

So gewiß, wie Gott die Welt erschaffen hat, antwortete der Mystiker harmlos.

Aber wenn es nun doch nicht so gewiß wäre, Herr Schwager?

Sie scherzen!

Gut, nehmen wir des Scherzes halber einmal an, wir säßen nach zwei, nach fünf oder zehn Jahren so ruhig um diesen Tisch wie jetzt.

Ich mag einen harmlosen Scherz wohl leiden, entgegnete Herr Sagedieu, selbst wenn er wie der Ihrige auf Luft gebaut ist. Was folgern Sie weiter aus Ihrem Vordersatz?

Daß wir dann auch noch ferner für den standesgemäßen Unterhalt der Unsrigen Sorge zu tragen haben, fuhr der Gast fort. Wie aber, Herr Schwager, wenn wir bis zu dem prophezeiten Weltuntergang unser Vermögen aufgezehrt haben und nun die Rechnung sich als falsch erweist? Wenn die Rechnung falsch ist, was wird dann das Loos Ihrer Frau und Tochter sein?

Nach Ihren Folgerungen stehe ich nicht mit der Erklärung an, daß dieses Loos sehr traurig sein würde, sagte der Philosoph freundlich. Aber Ihre Voraussetzung ist falsch: Die Welt wird zu Grunde gehen.

Fassen Sie wenigstens als ein guter Gatte und Vater die Möglichkeit des Gegentheils ins Auge! rief Herr Vincent und stellte ihm in der eindringlichsten Weise vor, daß

er ja nichts verlöre, wenn er auf diese Möglichkeit hin die Seinigen sicher stellte. Es sei seine Pflicht, seine heiligste Pflicht.

Herr Sagedieu ließ ihn ruhig ausreden, dann sagte er mit einem Lächeln: Wozu an Fälle denken, die nie eintreten können? Wozu sich noch während der letzten Momente auf dieser Erde mit überflüssigen Sorgen plagen? Ich sage Ihnen, sie wird untergehen. Ich weiß es!

Woher wissen Sie es denn? fragte ihn der Schwager scharf.

Wenn Sie ein Sehender wären, so wäre nichts leichter als die Beantwortung Ihrer Frage, entgegnete Herr Sagedieu noch immer mit seinem triumphirenden Lächeln auf den Lippen. Leider ist Ihnen der Blick geblendet. Ich kann Ihnen daher nur sagen, daß Zeichen geschehen sind, Stimmen gesprochen haben, gottbegnadigte Männer aufgestanden sind, welche mein Wissen untrüglich machen. Könnten Sie mit Ihrem Blick wie ich erkennen, wie sich alles zu einer unendlich fortwirkenden Kette verbindet, Sie würden nicht zweifeln. Aber Sie empfinden nur den gleichsam elektrischen Schlag dieser Kette; die Ursache vermögen Sie nicht zu ergründen, nicht jenen elektrischen Strom bis zu seiner Quelle des ewigen Lichtes zu verfolgen.

Sie reden im Fieber! rief Herr Vincent mit ausbrechendem Unmuth.

Doch Herr Sagedieu wurde dadurch keineswegs aus seiner Fassung gebracht, und von dem feierlichen Ton, in den er gerathen war, wieder zu seinem Lächeln zurückkehrend, sagte er: So schilt der blinde Wahn den Weisen immer. So schalt die Menge die Apostel, als sie am Pfingsttage

auf deren Häuptern die Flammen des heiligen Geistes leuchten sah. Uns, den Erwählten, leuchtet diese Flamme im Busen, und vermögen wir auch nicht in fremden Zungen zu reden, so vermögen wir doch die Stimmen zu vernehmen, die kein anderes irdisches Ohr versteht: die Stimmen derer, die, aus Licht und Aether gewoben, unsterblich droben walten. Aber ich selbst bin eigentlich nur noch ein Suchender. Wenn Sie mir daher nicht glauben wollen: ich kann Ihnen gewaltigere Zeugen entgegenstellen. Der Marquis —

Ah, gut, daß Sie auf diesen kommen! unterbrach ihn der Schwager. Wo ist er? Warum verbirgt er sich vor mir?

Er verbirgt sich vor niemand, versetzte Herr Sagedieu. Er war verreist, er ist zurückgekehrt. Auch der Größte bedarf zuweilen der Einsamkeit, setzte er geheimnißvoll hinzu, um sich fern von der Welt, allein mit dem zu unterhalten, der mit dem Worte war und ist.

Ich bin froh, daß er da ist, sagte Herr Vincent mit gerunzelter Stirn. Mich gelüstet sehr nach diesem Manne Gottes. Ihnen aber, Herr Schwager, kann ich nur noch einmal das Loos der Ihrigen dringend ans Herz legen. Wenn die Welt zu Grunde geht, ist es nicht gleichgültig, ob Ihr Vermögen in Ihrer Hand zusammengehalten oder in hunderttausend Theile zersplittert untergeht?

Nein, das ist es nicht, antwortete Herr Sagedieu. Wir geben mit vollen Händen den Armen, daß auch sie Muße finden, sich würdig auf das Weltende vorzubereiten, und damit sie am letzten Tage sagen können: auch wir haben wenigstens einmal die Freuden dieser Welt kennen gelernt. Ich könnte das Meinige hiezu nicht beitragen, wenn ich Ihren Rath befolgte.

Herr Vincent zuckte die Schultern. Ich wünschte fast um Ihretwillen, daß die vernünftigen Leute im Irrenhaus säßen, damit Sie von ihnen in Ihrem Schlafwandel nicht gestört würden. Aber wer ist denn der Verwalter Ihrer gemeinschaftlichen Kasse? Wohl dieser Herr Marquis?

Herr Sagedieu sah ihn mit einem mild strafenden Blick an und sagte: Ich vergebe Ihnen die Beleidigung, die Sie dem Reinen anthun wollen. Nein, der würdige Mann war nicht zu bewegen, die irdische Sorge jenes Amtes über sich zu nehmen.

Das ist mir lieb zu hören, rief der Schwager. So ist vielleicht noch nicht alles verloren. Er drang in Herrn Sagedieu, wenn er sich nicht mit irdischen Angelegenheiten befassen wolle, ihm eine Vollmacht auszustellen, um in seinem Namen noch zu retten, was zu retten sei. Vergebens! Herr Sagedieu war zu nichts zu bewegen, und sein Schwager entfernte sich mit einem mitleidigen Blicke auf die Frauen, die dem Gespräch in höchster Spannung zugehört hatten.

Es ist erstaunlich, bemerkte Herr Sagedieu nach seiner Entfernung, wie verhärtet diese Männer des praktischen Lebens gegen die einleuchtendsten Wahrheiten sind! Mir thut es leid, daß der Schwager so unbußfertig von dem Verderben ereilt werden soll, dessen herannahenden Schritt er nicht hören will. Nun, ich baue auf den Marquis. Er ist wieder da! Schmücke dich, mein Kind, ihn würdig zu empfangen. Er zog ein Kästchen aus der Tasche und reichte es seiner Tochter. Ein köstliches Geschmeide funkelte ihr aus demselben entgegen, als sie es öffnete. Er wird heute Abend wieder in unserem Kreise erscheinen, fuhr der Vater

fort. Er verachtet freilich allen eiteln Tand, aber dies ist kein Grund für uns, nicht auch äußerlich der Veranlassung würdig uns darzustellen.

Verzeihung, Vater, entgegnete Therese mit unsicherer Stimme, ich werde bei dem Empfang des Marquis nicht zugegen sein.

Frau Sagedieu blickte sie überrascht an, und der Vater rief: Nicht? Wer soll denn dem verehrten Manne den goldenen Pokal überreichen, den wir ihm als ein Sinnbild seines lautern Geistes darzubringen beschlossen haben? Was hält dich ab?

Ich kann an diesen Versammlungen nicht weiter Theil nehmen, mein Vater, versetzte Therese.

Nicht weiter Theil nehmen? wiederholte Herr Sagedieu mit großen Augen.

Es wäre ein Unrecht, wenn ich mich noch länger zu den Erwählten zählen wollte, fuhr die Tochter mit leiser aber festerer Stimme fort, indem sie das Schmuckkästchen auf den Tisch stellte. Ich habe keinen Glauben mehr an die geheimnißvollen Offenbarungen, die uns der Marquis verkündet oder auslegt.

Keinen Glauben mehr? rief Herr Sagedieu, und auf einen Stuhl sinkend, murmelte er mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes: Meine Tochter eine Abtrünnige!

Ich kann meinen Verstand nicht länger gefangen geben, Vater, fuhr Therese fort, indem sie an dessen Stuhl trat. Gott ist mein Zeuge, daß ich mit meinen Zweifeln gerungen habe. Ich habe mit ihnen schwer gekämpft, Vater; aber ich kann nicht anders. Ich beschwöre dich, Vater, achte auf die Rathschläge des Oheims!

Und sie ist Fleisch von meinem Fleisch, Bein von meinem Bein, stöhnte der Vater wie im lauten Selbstgespräch.

Therese kniete bei ihm nieder und flehte: Zürne mir nicht! Ich liebe und verehre dich wie immer. Du wirst mich in jedem Stücke als dein gehorsames Kind finden, nur fordere diesen Glauben nicht von mir. Ein Grauen vor mir selbst erfaßt mich, wenn ich an meine Verirrung zurückdenke.

Herr Sagedieu warf einen tief schmerzlichen Blick auf die Tochter; dann verhüllte er sich das Gesicht und saß eine Zeit lang schweigend. Endlich ließ er die Hände sinken und sagte mit erhobenen Augen: Ihr fehlt der Glaube! Herr, mein Gott, muß mir denn an meinem eigenen Kinde ein Zeichen geschehen, daß die Propheten die Wahrheit verkündeten? Ja das Weltende naht heran! Die Kinder stehen auf gegen ihre Väter und zeihen sie der Thorheit!

Vater! Vater! rief Therese schmerzlich. Er aber fuhr fort: Sie fallen ab vom Glauben und nennen es Verstand. Der Böse hat Macht gewonnen über ihre Herzen. Das ist das Gericht. Warum an meinem eigenen Kinde dieses Zeichen? Doch dein Wille geschehe, Herr!

Er wandte die Blicke auf seine Tochter, schaute sie eine Weile traurig an und sagte: Dir fehlt der Glaube? Begreifst du denn nicht, Unglückselige, daß eben dein Mangel an Glauben ein Beweis für die Wahrheit ist, an der du zweifelst? Ich sollte dich von meinem Herzen verstoßen. Unter den Blinden und Thoren, unter den reißenden Thieren, die nur auf die Auflösung aller Ordnung warten, um verheerend aus ihren nächtlichen Höhlen hervorzubrechen, unter diesen ist dein Platz. Aber ich will beten, daß dich

der Herr erleuchte. Ich will mich wund knieen im Gebet, daß ich nicht am Tage des Gerichtes den Himmel mit dem Schrei meines Schmerzes erfülle: wo ist mein Kind?

Er legte seine Hände auf das Haupt der schluchzenden Therese und betete leise.

Bete auch du, sagte er darauf, stand auf und ging in sein Zimmer.

Therese blieb noch einige Sekunden auf den Knieen liegen. Auch die Mutter weinte.

Er ist nicht zu retten! rief Therese sich erhebend und warf sich wie verzweifelt an die Brust der Mutter.

Wie Gott will, seufzte diese. Ich bin nur froh, daß du los bist. Wie dankbar bin ich Herrn Ruchat dafür.

Du irrst dich, Mutter, versetzte Therese, sich aufrichtend und ihre Thränen trocknend, Herr Ruchat hat nicht den geringsten Theil an meiner Lossagung.

Ihre Abneigung gegen Friedrich war eher im Wachsen als im Schwinden begriffen. Freilich betrieb er seine Sache auch gar nicht wie ein Liebender. Er blieb Therese gegenüber, so oft er zum Besuche kam, stets der Gelehrte, Lehrhafte und es fiel ihm nie ein, ihr jene kleinen Aufmerksamkeiten zu erweisen, auf welche Frauen gewöhnlich größeres Gewicht legen, als auf die gediegensten Kenntnisse und Urtheile.

Frau Sagedieu nahm kopfschüttelnd das Schmuckkästchen, welches auf dem Tische stehen geblieben war, und betrachtete dessen Inhalt.

Verwahre den Schmuck nur, bemerkte Therese bitter. Der Augenblick ist wohl nicht mehr so fern, wo wir ihn zu andern Zwecken brauchen werden, als mich damit zu putzen.

Dieser Augenblick wird für dich nie kommen, sagte die Mutter bedeutungsvoll, wenn du ihn nicht selber herbeiführst. Du hast dein Glück in deiner Hand.

Ich mag den Vogel nicht; ich lasse ihn fliegen, versetzte Therese ungeduldig.

Ihre Abwesenheit am Abend in dem Kreise der Auserwählten erregte ein bedeutendes Aufsehen. Das Bedauern der Männer war ohne Zweifel aufrichtiger, als das der Frauen. Die jugendlich anmuthige Mädchengestalt strahlte denn doch ein zu grelles Licht auf die welkenden oder hochreifen Reize ihrer schwärmenden Schwestern. Für Herrn Sagedieu war es ein trauriger Abend. Der Marquis suchte ihn zu trösten: es würde ihm gewiß gelingen, Therese auf den Pfad des Heils zurückzuführen. Er versicherte, es sei ein gutes Zeichen für die Erwählung des Mädchens; denn nur die Reinen und Besten strauchelten, da Gott sie vor allen Andern mit Prüfungen heimsuche, um sie für seinen Dienst zu festigen. Zugleich nahm er hieraus Veranlassung, seinen Freunden vorzustellen, daß ihr Gebet das verhängte Gericht von der sündigen Welt nicht abwenden werde, wie wohl einzelne der Brüder und Schwestern in ihrem frommen Gemüthe noch gehofft haben mögen.

Wozu also Staub zum Staube fügend? rief er, den schönen goldenen Pokal, den ihm Herr Sagedieu überreichte, mit einer ablehnenden Bewegung in Empfang nehmend.

Mit derselben heitern Milde, welche seine Verehrer in einem höhern Grade als gewöhnlich an ihm bemerkten und die sie auf Rechnung seiner Zwiegespräche mit Gott und seinen Engeln in der Einsamkeit setzten, erschien der Marquis gegen Abend des folgenden Tages in Montfleuri. Herr

Ruchat war mit den beiden Vincents kurz zuvor dort eingetroffen. Man war im Salon versammelt, und Leonille hatte sich auf die Bitte von George's Vater eben zum Spiel an das Pianino gesetzt, als der Marquis hereintrat. Herr Vincent musterte ihn scharf.

Sie sind der erste Träger dieses Namens, den ich persönlich kennen zu lernen die Ehre habe, sagte er, als ihm der Marquis vorgestellt wurde. Dennoch ist es mir, als müßten wir einander schon irgendwo begegnet sein.

Das ist wohl möglich, versetzte der Marquis leicht hin. Ich bin viel gereist, in Italien, England, Deutschland.

Nein, entgegnete der Andere, es war in Rußland, wo ich Sie getroffen zu haben glaube.

Sein Auge ruhte durchdringend auf dem Marquis, der unbefangen entgegnete, daß er nie in Rußland gewesen sei; es müßte Herrn Vincent wohl irgend eine Aehnlichkeit mit einer andern Person täuschen.

Wohl möglich, antwortete Herr Vincent kühl. Er erneuerte seine Aufforderung zum Spiel an Leonille nicht. Sein Auge beobachtete den Marquis unausgesetzt, der sich wie gewöhnlich mit den Andern unterhielt.

Ich habe Ihnen so oft von meiner Heimath erzählt, sagte er nach einiger Zeit; endlich kann ich Ihnen von derselben eine deutlichere Anschauung geben, als es wohl meine Worte vermocht haben.

Er holte eine Rolle Papier, die man bei seinem Eintritte in seiner Hand bemerkt und die er neben seinen Hut auf einen Stuhl unfern der Thüre gelegt hatte, löste das Band, welches sie umschlang, und breitete die Papiere auf dem Tische aus, wobei er mit einem flüchtigen Seitenblick

nach Herrn Vincent schielte. Es waren Grundrisse, Pläne und Karten seiner Besitzungen. Das Papier, auf dem sie gezeichnet waren, war vergilbt. Einige neuere Blätter enthielten Ansichten des Schlosses von verschiedenen Seiten aus aufgenommen. Diese letztern Zeichnungen waren von kunstfertiger Hand entworfen und brachten die verschiedenen Style von den ältern Feudalzeiten bis auf Ludwig den Vierzehnten, aus denen der Herrensitz zusammengebaut war, zu einer deutlichen Anschauung. Herr Vincent trat gleichfalls an den Tisch, betrachtete die Zeichnungen flüchtig und sagte: Das also ist Ihr Ahnenschloß?

Sie kennen dasselbe? fragte der Marquis gespannt.

Ich hörte nur in Paris davon, anwortete Herr Vincent gleichmüthig. Es liegt in der Provence.

Ganz richtig, versetzte jener rasch. Doch wie schade, daß Sie es nicht während Ihres Aufenthalts in Frankreich persönlich in Augenschein genommen haben! Es wäre ein Band mehr gewesen, das mich an den Freund des Herrn Ruchat geknüpft hätte.

Ich bedaure es in diesem Augenblicke gleichfalls, sagte Herr Vincent mit einem leisen Nachdruck.

Sie wären der beste Richter darüber gewesen, fuhr der Marquis fort, in wieweit diese Blätter die Wahrheit sprechen.

Dieser Richterspruch würde vielleicht manche Illusionen zerstören, erwiderte Herr Vincent mit einem eigenthümlichen Lächeln.

Der Marquis bemerkte es nicht; er hatte sich über die Blätter gebeugt. Herr Ruchat hatte unterdessen den Hauptplan zur Hand genommen. Während er denselben aufmerksam betrachtete, erklärte der Marquis den Andern die An-

sichten, einzelne Theile und Räumlichkeiten des Schlosses. Man hatte nun den Schauplatz im Bilde vor sich, an den sich so manche Sagen und geschichtliche Erinnerungen knüpften, die den Frauen bereits bekannt waren und nun wieder zur Sprache kamen, während hingegen manches ihnen noch Unbekannte durch die Bilder angeregt wurde. Herr Vincent hörte der Unterhaltung in einem nachdenklichen Schweigen zu.

Endlich rollte der Marquis wieder seine Blätter zusammen. Als er sich bald darauf empfahl, äußerte er gegen Herrn Vincent seine Freude darüber, daß er nun auch den Vater kennen gelernt, nachdem er die Bekanntschaft des Sohnes gemacht hätte. Sie müssen mir von meinem schönen Frankreich erzählen, rief er, und wie von einem plötzlichen Einfall durchblitzt, setzte er hinzu: Wie wäre es, wenn Sie mit Herrn Ruchat morgen bei mir speisten. Ich würde die Herren um drei Uhr erwarten.

Herr Vincent bedauerte, über den nächsten Tag schon verfügt zu haben.

So lassen Sie es übermorgen sein! sagte der Marquis und blickte von dem Einen zum Andern.

Sie nahmen die Einladung an und der Marquis entfernte sich.

Und er ist es doch! rief Herr Vincent, nachdem sich die Thüre hinter jenem geschlossen hatte.

Man fragte verwundert, was er meine? Er aber fuhr zu George gewendet fort: Vielleicht erinnerst du dich noch einer kleinen Reise, die ich mit dir an der kurländischen Seeküste machte? Du warst freilich damals noch sehr jung.

Ich erinnere mich noch vollkommen, rief dieser, und Leonille setzte hinzu: Sie wurden unterwegs von einem

furchtbaren Ungewitter überfallen, während dessen ein Schiff strandete. Er hat es uns erzählt.

Wie? rief Herr Vincent, du erinnerst dich so genau dieses Umstandes und hast diesen Mann nicht wiedererkannt? — Nun wohl, das Schiff war eine Brigg, welche von Petersburg kam. Unter den Passagieren an Bord desselben befand sich auch dieser Marquis. Ich selbst hatte das Mißgeschick, ihn aus dem Wasser zu ziehen, nachdem das Boot, in welchem er und Andere sich zu retten versucht, von den Wellen umgestürzt worden war. Da die Schiffbrüchigen ihr Hab und Gut verloren hatten, so sorgten die Kaufleute von Libau dafür, daß sie ihre Heimath erreichen konnten. Ich selbst nahm den Marquis als einen halben Landsmann für die Dauer bis zu seiner Weiterreise in mein Haus.

Und er konnte seinen Lebensretter verleugnen, sagte Frau Ruchat unwillig.

Wie sähe es denn mit seiner Sehergabe aus, rief George triumphirend, wenn er seinen Aufenthalt in Rußland und Libau zugegeben hätte? Hatte ich Unrecht, in ihm einen Betrüger zu argwöhnen?

Er hatte auch wohl noch andere Gründe, seinen Aufenthalt in Rußland abzuleugnen, nahm der Vater wieder das Wort. Mein Sohn schrieb mir von dieser Vision sowie von der Rolle, die der Marquis hier in dem Kreise der Frommen spiele. Ich kannte keinen Marquis Loys de Bochet.

Wie? rief man von allen Seiten im höchsten Erstaunen.

Der Mann, dem ich damals das Leben rettete, nannte sich Vicomte de Chobet, lächelte Herr Vincent.

Und beide sollen dieselbe Person sein? fragte der Bankier mit gerunzelter Stirn, während die Frauen Herrn Vincent

vorstellten, daß die lange Reihe von Jahren seit dem Schiffbruche eine Täuschung sehr möglich mache. Herr Vincent versicherte jedoch bestimmt, daß er sich nicht täusche. Er habe den Marquis sofort wiedererkannt, obgleich die Zeit seine Züge nicht unbeeinflußt gelassen habe. Seiner Sache vollends gewiß sei er aber geworden, sobald der Franzose zu sprechen begonnen.

Und wenn alles dies, selbst die so geringfügige Versetzung in den Sylben des Namens nicht wäre, fuhr er fort, wie kann ich mich täuschen, da sich bei meinen Nachforschungen, zu denen mich die Mittheilungen meines Sohnes veranlaßten, unumstößlich herausgestellt hat, daß es keinen Vicomte de Chobet gebe. Aber nur zu gut kannte meine Quelle einen Marquis Loys de Bochet, angeblich einem Geschlecht dieses Namens aus der Provence entsprossen. Ein Marquis dieses Namens war während der ersten Revolution aus Frankreich ausgewandert, und man wußte, daß ein Sohn desselben unter der Restauration die Familiengüter, welche als Nationaleigenthum erklärt und verkauft worden waren, ohne Erfolg beansprucht hatte.

Ohne Erfolg? unterbrach der Bankier den Berichterstatter. Und diese Karten, diese Pläne?

Nach der Vertrautheit des Marquis mit der Lokalität und den mancherlei Familientraditionen zu urtheilen, deren er Erwähnung gethan, entgegnete Herr Vincent, wäre es wohl möglich, daß er derjenige in der That ist, für den er sich ausgiebt. Jener Besitz gehört ihm aber ebenso wenig, wie Ihnen oder mir. Derselbe hat seit der Revolution schon einige Male den Eigenthümer gewechselt.

Doch diese Karten tragen unstreitig den Stempel der

Originalität, bemerkte Herr Ruchat mit wachsendem Unmuth.

Dieser Umstand bestärkt mich nur in dem Verdacht, welchen ich von dem Vicomte de Chobet auf den Marquis de Bochet übertragen muß, sagte Herr Vincent. Der Vicomte war noch nicht lange von Libau wieder abgereist, wo er alle Welt durch sein Wesen bezaubert hatte, als von Petersburg her eine delikate Geschichte ruchbar wurde, die jedoch nie völlig aufgeklärt worden ist. Man erfuhr nur, daß aus dem Kabinet des Ministers Papiere, welche auf die orientalische Frage Bezug hatten, auf eine unbegreifliche Weise verschwunden waren. Einige Sekretaire und Ministerialbeamte, mit denen der Vicomte Umgang gehabt, wurden nach Sibirien geschickt. Die folgende Politik Louis Philipp's aber bewies, daß man in den Tuilerien mit den geheimen Planen der russischen Regierung vollkommen vertraut war.

Eine kurze Pause folgte dieser Mittheilung. Man sah es den Mienen der Frauen an, wie peinlich es ihnen war, daß derjenige in solcher Weise entlarvt wurde, den sie so vertrauungsvoll in ihr Haus aufgenommen hatten. Herr Ruchat ging aufgeregt in dem Zimmer auf und nieder.

Sie glauben also, sagte er endlich, vor Herrn Vincent stehen bleibend, daß er möglicher Weise sein damaliges Handwerk hier weiter treibt?

Wie könnte ich daran zweifeln, versetzte George's Vater, nachdem ich in dem Marquis jenen Chobet wiedererkannt habe? Ob die uns vorgelegten Papiere ächt oder gefälscht sind, lasse ich dahingestellt. Es ist wie gesagt, sehr möglich, daß er ein Recht auf den Namen hat, unter dem er

bei Ihnen aufgetreten ist; gewiß ist aber, daß er ohne Vermögen nach Frankreich kam und dort das Leben eines Abenteurers führte. Allerdings erzählte man sich in Paris, daß er vor einigen Jahren in Baden-Baden die Bank gesprengt habe; doch derartige Gerüchte sind bekanntlich nur alljährlich wiederkehrende Reclamen, um die Gimpel an die Spieltische zu locken, und der Marquis mag sich einer solchen Sage bedient haben, um alles Forschen nach der Grundlage seiner augenblicklich glänzenden Verhältnisse abzulenken.

O, schändlich! schändlich! rief Herr Ruchat. Und er hatte noch die Frechheit, uns einzuladen!

Warum nicht? bemerkte Herr Vincent. Es mußte ihm viel daran gelegen sein, meinen Verdacht früherer Bekanntschaft zu entkräften.

Aber Sie können nicht daran denken, diese Einladung anzunehmen? fragte Frau Ruchat.

Ich denke bestimmt daran, versetzte Herr Vincent, und hoffe, ihm bei dieser Gelegenheit Winke zu geben, daß er es für gerathen finden soll, in der Stille das Weite zu suchen. Bei dem gespannten Verhältniß, in dem wir zu unserem französischen Nachbar stehen, ist es nur klug, jede Veranlassung zu neuen Händeln zu vermeiden.

Niemand war damit weniger einverstanden als George. Er wünschte den Betrüger öffentlich entlarvt zu sehen und er bat, ihm dieses Amt und seine Bestrafung zu übertragen. Mich hat er durch sein freches Gaukelspiel zunächst beleidigt, rief er. Ich habe eine lange Rechnung mit ihm abzumachen.

Ich wette, du möchtest ihm am liebsten mit Pulver und Blei zu Leibe zu gehen, lachte der Vater, und George sagte aus voller Seele Ja.

Und ich stand im Begriff, diesem Menschen den höchsten Beweis meines Vertrauens zu geben, rief der Bankier mit glühender Stirn. Ah! Herr Vincent, Sie haben mir und den Meinigen durch Ihre Enthüllung einen größern Dienst erwiesen, als Sie ahnen.

Er drückte George's Vater die Hand.

Es war spät geworden und man trennte sich.

Du kannst von Glück sagen, bemerkte Herr Ruchat nach Entfernung der Gäste gegen seine erschreckende Tochter, daß diese Enthüllung noch zur rechten Zeit erfolgt ist.

8.

Der längst beabsichtigte Ausflug nach dem Salève war endlich unternommen worden. Dieser Berg erhebt sich in der Richtung gegen Genf nackt und jäh wie eine Mauer. Ein steiler Pfad, der zuweilen durch Stufen fortgesetzt wird, führt aus der baumreichen Ebene, die sich zum See hinneigt, in vielfachen Windungen hinan. Ein schöner Blick belohnte die Mühe des Steigens. Wie ein silbernes Riesenhorn in grün ausgeschlagenem Gehäuse lag der Leman da. Sanft und grün erhob sich das gegenüberstehende Ufer mit seinen Städten und Dörfern, George glaubte sogar am fernsten Horizont die einfach edle Kathedrale von Lausanne zu gewahren. Zur Rechten that sich das Labyrinth der Alpen Savoyen's auf; zur Linken folgte das Auge dem Lauf der ungestümen Arve über das stufenweise um den Petersdom gelagerte Genf hinweg zu ihrer Vereinigung mit der blauen Rhone, die endlich zwischen den herandrängenden Felsen des Jura verschwindet.

Die Gesellschaft, zu der auch Therese gehörte, stand schweigend, dem Anscheine nach in die Betrachtung des schönen Rundgemäldes versunken, in Wahrheit aber mit andern Dingen beschäftigt. Der Bankier langweilte sich. Er war eben kein Verehrer der Natur. Er sah in ihr nur Wasser, Bäume, Berge, und um deren Anblick zu genießen, erschien es ihm ganz überflüssig, auf Felsen zu klettern. Aber er hatte sich Herrn Vincent gefällig beweisen wollen, auf dessen Veranlassung die Partie jetzt zu Stande gekommen war. Er hatte den Kopf voll von Geschäften, und dazwischen drängte sich der Verdruß, von dem Marquis beinahe in eine Falle gelockt worden zu sein. Auch mochte die beschämte Eitelkeit den Verdruß nicht gerade lindern.

Unfern von ihm standen Therese und Leonille. Therese war, von dem Oheim eingeladen und eingeführt, etwas beklommen und zurückhaltend in den neuen Kreis getreten. Aber Leonille sah in ihr nur die Geliebte des Bruders und kam ihr mit der gewinnendsten Herzlichkeit entgegen, die keine, wenn auch noch so leise Abwehr duldete. Therese war für sie eine Schwester und ihr Herz war in einer Verfassung, die nach einer schwesterlichen Freundin verlangte. Es war nicht das schwerste für die arme Leonille gewesen, die Liebe George's zurückweisen zu müssen. Sie bemerkte, wie er unter dieser Zurückweisung litt; sein förmliches, kühles Wesen, das er seitdem gegen sie angenommen hätte, schmerzte sie noch mehr, und sie fragte sich, ob sie in ihrem Zartgefühl nicht zu empfindlich gewesen, sich nicht bis zur größten Selbstsucht verirrt hatte? War es nicht die Bestimmung des Weibes, sich ganz und selbstlos dem geliebten Manne hinzugeben? Wenn sie aber wiederum dachte, daß seine jetzt

so glühende Liebe eines Tages erkalten könnte, daß dieselbe vor seinem Ehrgeize würde zurückweichen müssen, so fühlte sie ihr Herz qualvoll erstarren, und sie selbst flüchtete in die scheueste Zurückhaltung, die nichts von der Vertraulichkeit früherer Stunden verrieth. Nun hatte ihr Therese unterwegs mitgetheilt, daß George den Vater gebeten, ihn vorerst noch ein Jahr in Paris studiren zu lassen, und während ihr Auge über See und Berge glitt, schrie es in ihr: Er geht fort!

Es verhielt sich in der That, wie Therese gesagt hatte. George glaubte, es würde ihm fern von Leonille leichter werden, die Liebe zu überwinden. Es war ein Gebot der Nothwendigkeit, seines nur zu lebhaften Gefühls für das schöne Mädchen Herr zu werden. Ihr ganzes Benehmen seit jenem halben Geständniß, Alles schien ihm darauf hinzudeuten, daß er sich in dem größten Irrthum befunden, wenn er je auf ein wärmeres Gefühl für sich in dem Herzen Leonille's geschlossen hatte. Die höchste Selbstverblendung mußte ihn zu dieser Voraussetzung verführt haben. Die völlig unerwartete Enttäuschung war daher für den armen Jungen um so furchtbarer, und er litt um so mehr, je weniger seine lebhafte Natur gewöhnt war, Schmerzen zu ertragen. Er war ungeduldig, ungeberdig, und Leid und Liebe wurden durch den Anblick der Natur nicht beschwichtigt. Wie wäre es möglich gewesen in Gegenwart derjenigen, der alle Kräfte seiner Seele entgegendrängten und die er doch fliehen mußte?

Seiner Base war es nicht entgangen, daß George und Leonille sich mieden, während der Oheim auffallend die Nähe der letztern suchte. Sie hatte ferner bemerkt, daß Leonille

sehr still geworden war, nachdem sie ihr George's bevorstehende Abreise mitgetheilt. Es waren Erscheinungen, die sie nachdenklich machten. Friedrich, dessen Augen nicht von ihr ließen, hatte keinen Theil daran. Der Arme konnte es sich nicht verhehlen, daß er seinem Ziele um nichts näher gekommen, wenn er auch die Treppe in dem Hause des Herrn Sagedieu hinangestiegen war. Er konnte es sich nicht einmal anrechnen, daß Therese von ihrer religiösen Verirrung zurückgekommen war. Wie lebhaft hatte er sich vorgenommen, bei seinen Besuchen hierauf hinzuwirken! Liebe und Beruf fielen hier zusammen und erfüllten ihn für jene Aufgabe mit Begeisterung. Aber Therese's Umkehr war bereits vollzogen, als er kam. Sie deutete es gegen ihn an, indem sie jetzt und in der Folge allen Gesprächen über diesen Gegenstand auswich. Er mußte hiemit zufrieden sein und es aufgeben, sie für seine Ueberzeugung zu gewinnen.

George's Vater war in einer ungewöhnlich nachdenklichen Stimmung und zugleich zeigte er sich unruhig. Es entging Frau Ruchat nicht, die heute frei von jedem Bangen um Leonille athmete. Sie hatte den langentbehrten Freund an ihrer Seite; derselbe genoß die Freundschaft ihres Mannes und so schien nichts der Erfüllung ihres Lieblingswunsches entgegenzustehen. Zwar bemerkte sie, daß in dem Benehmen ihrer Tochter und George's gegen einander eine Aenderung, eine scheue Zurückhaltung eingetreten war, aber sie hielt dies für eine jener leicht vorübergehenden Wallungen des Mißtrauens von Liebenden, die sich nach dem Augenblick des Geständnisses ihrer Empfindungen sehnen und doch davor zurückbeben. Wie sie mehr auf ihre Tochter als auf die Landschaft schaute, gedachte sie wohl

ihres eigenen Zustandes, bevor das Wort der Liebe von den Lippen ihres Jugendfreundes alle Zweifel an den Empfindungen der eigenen Brust und denen, die sie einflößte, glücklich gelöst hatte. Sie wurde in ihrer heitern Zuversicht durch Herrn Vincent bestärkt, der ihr den Arm reichte, als der Bankier endlich das Zeichen zum Aufbruch nach dem nahe gelegenen Dorfe Monetier gab, wo man für die Frauen Esel miethete, um quer über das inselartig unter den Alpen aufragende Gebirge nach dessen südöstlichem sanft dem Arvethal sich zuneigenden Rande zu ziehen.

Herr Vincent sprach von Leonille, die er in wärmster Weise lobte. Er pries das Geschick, das sie davor bewahrt, die Gattin des Marquis zu werden. Wie unglücklich, rief er, hätte sie an der Seite dieses Mannes werden müssen, und vollends wenn ihr Herz nicht mehr frei wäre.

Er machte eine Pause, und Frau Ruchat sagte: Aus eben diesem Grunde haben mir die Bewerbungen des Marquis so große Sorge gemacht.

Verstehe ich Sie recht? fragte er gespannt. Darf ich wissen, wem die Neigung des lieben Kindes —

Gewiß sollen Sie es erfahren, entgegnete Frau Ruchat, indem sie ihn lächelnd anblickte. Nur darf ich es in diesem Augenblicke noch nicht verrathen und vollends Ihnen nicht, mein theurer Freund. Leonille scheint sich selbst noch nicht völlig klar zu sein.

Ah, rief Herr Vincent lebhaft, während seine Augen hell aufblitzten, wenn ich etwas dazu thun könnte, das schöne Kind glücklich zu machen!

Sie können viel, sehr viel dazu thun, versetzte Frau Ruchat bedeutsam.

Und Ihr Gatte? fragte er.

Von dieser Seite dürfen wir jetzt wohl ohne Sorge sein, antwortete sie. Ich weiß, daß er Sie außerordentlich hochschätzt. Ein Wort von Ihnen wird daher alles schnell ordnen.

Herr Vincent drückte der Freundin die Hand. Ich will sobald als möglich mit ihm reden, sagte er.

Sie waren während dieses Gespräches hinter den Andern zurückgeblieben. Jetzt langten auch sie bei dem Gasthause von Monetier an, wo man bereits wegen der Reitthiere für die Frauen handelseinig geworden war. Herr Vincent hob Leonille in den Sattel und blieb an ihrer Seite. George erwartete, daß Friedrich seiner Base denselben Ritterdienst erweisen würde. Aber Friedrich zitterte in seiner Blödigkeit bei dem Gedanken, die schöne Therese umfassen zu sollen, und er bemühte sich eifrig um die Mutter, sodaß George dem Mädchen auf das Grauthier helfen mußte.

Es war das schönste Wetter, und wer die Gesellschaft unter Anführung des Herrn Ruchat hätte dahinziehen sehen, würde sie für die glücklichsten Menschen gehalten haben. Man war außerordentlich munter geworden. In der That außerordentlich; denn es herrschte jene Munterkeit, wie sie sich einzustellen pflegt, wenn man dasjenige, was die Seele bewegt und aufregt, vor den Andern zu verbergen und sich selbst dem Gedanken daran zu entreißen sucht. Man lachte und scherzte über Alles und überbot einander in lustigen oder witzigen Bemerkungen. Die Launen der Grauchen, welche oft mit den Stöcken der Treiber übermeistert werden mußten, wenn alles Zerren und Ziehen an den Zügeln vergebens war, lieferten auch ihren Beitrag zu leicht

erregtem Gelächter. Die Undankbaren! und man hatte sie überreichlich mit Blumensträußen und Kränzen geschmückt, die kleine Buben und barfüßige Mädchen in den Dörfern der Gesellschaft zum Kauf aufdrängten. So zog man durch den Flecken Mornex, wohin man die Wagen durch das Arvethal nachbestellt hatte, und wandte sich dann links durch reifende Getreidefelder einer laubgekrönten Höhe zu. Am Saum des Gehölzes verließen die Frauen die Sättel, und die Thiere, deren man nicht weiter bedurfte, wurden zurückgeschickt.

Man hatte schon von Mornex herauf manchen Blick in das grüne Thal der Arve gethan, der verheißend reizte und lockte. Auf schmalen Pfaden durchschritt man das schattige Gehölz; jetzt trat man aus demselben auf der Südseite heraus, und wie mit einem Zauberschlage lag das schöne Thal enthüllt da mit seinem höher und mächtiger emporstrebenden Bergrücken, überragt von der gewaltigen, silbern leuchtenden Kuppel des Montblanc.

Die herrliche Aussicht war nicht die einzige Ueberraschung, welche hier der Gesellschaft harrte. Unter einer Eiche war ein Tafeltuch ausgebreitet und mit kalter Küche und Wein reichlich besetzt. Diese Ueberraschung hatte Herr Vincent, der zu dem Behufe seinen Diener vorausgeschickt, der Gesellschaft bereitet. Man lagerte sich und ließ sich das unverhofft Bescheerte trefflich schmecken.

Unter dieser Eiche hatte Herr Vincent als junger Mann oft mit seinen Freunden gelagert. Welche schönen stolzen Zukunftsplane waren hier nicht angesichts der ewigen Berge von den Jünglingen begeistert durchgesprochen worden! Er dachte daran und sagte: So grünte die Eiche, als ich zum

letzten Male in ihrem Schatten saß, und man sieht es ihr nicht an, daß seitdem die Stürme eines Vierteljahrhunderts durch ihre Krone gebraust sind.

Sie brauchen die Eiche nicht zu beneiden, meinte Herr Ruchat. Auch für Sie scheint die Zeit fast still gestanden zu haben. Sie stehen in voller Kraft da, ausgerüstet mit den Erfahrungen eines reichen Lebens. Wer weiß, wie es wäre, wenn Sie in dem heimathlichen Boden wurzeln geblieben wären.

Herr Vincent schaute nach Leonille hinüber, die ihm freundlich den Blick zurückgab. Therese aber rief: Sie können nicht im Ernst diejenigen beneiden, Oheim, deren Wachsthum in der Heimath nimmer unterbrochen wurde. Ich kann mir keinen wahrhaften Mann denken, der nicht den Athem der Welt an seiner Stirn gefühlt, der seine Kräfte nicht in der Fremde geübt und gestählt, seine Anschauungen geläutert hat.

Merke dir's! flüsterte George seinem Freunde zu, und Frau Ruchat äußerte: Ich möchte Ihnen nicht ganz Unrecht geben, wenn ich bedenke, daß die Welt der Prüfstein für das Gold der Gesinnung ist.

Eher ein Wetzstein, der den Menschen bildet und formt, versetzte Therese lebhaft.

Ich dächte, es sei mit dem Wetzen oft ein übel Ding, bemerkte Herr Ruchat etwas spöttisch. Haben wir doch eben ein Beispiel erlebt, wie dieses Wetzen auch gemeinem Glas den Schliff von Diamanten zu geben vermag.

Aber auch der Diamant erhält erst seinen wahren Werth, wenn er geschliffen und gefaßt ist, rief Therese, welche am Morgen erfahren, wen Herr Vincent in dem Marquis entdeckt hatte.

Ich aber halte es mit dem Dichter, sagte George, welcher singt:

> O Thor, was such' ich draußen im Raume?
> Die Welt giebt nichts dem Herzen zurück,
> Sie lockt und reizt, doch lohnt nur im Traume,
> Daheim nur blüht, im Engen, das Glück.

Ideologischer Klingklang, murrrte Herr Ruchat. Bleibe im Lande und nähre dich redlich, das sagt dasselbe.

Herr Vincent sah nachdenklich in sein Glas. Was hatte die Welt denn seinem Herzen für alles Mühen zurückgegeben? Nun er wieder in dem Engen stand, nun fühlte er, daß es ihm während seines rastlosen Ringens nach den Gütern der Erde im Busen öde geblieben war. Er fühlte es um so mehr, je weniger sich im Grunde die Verhältnisse in der Heimath geändert hatten, je mehr sich ihm die Beschränktheit derselben im Gegensatz zu dem Leben draußen aufdrängte. Der Nimbus, mit dem das Gefühl, sich wieder in der Heimath zu wissen, diese umkleidete, mußte wohl mit den Tagen schwinden. Er glaubte ein Recht zu haben, nach den Jahren der Arbeit nun auch ruhend zu genießen, indem er der Stimme in seinem Busen folgte. Er hielt es bei seiner Kraft mehr und mehr für möglich, sein Leben noch einmal da anzuknüpfen, wo der Faden bei seiner Entfernung aus der Heimath zerrissen war. Erst dadurch, daß ihm dieses gelang, konnte die Heimath für ihn wieder zur Heimath werden, konnte er sich in der Enge befriedigt fühlen. Sein Herbst trieb noch einmal Blüthen, und er glaubte, es sei wieder Frühling geworden.

Leonille ward durch die Verse an die bevorstehende Trennung von George gemahnt, und sie schaute trübe vor

sich nieder, während Therese ihrem Vetter einen raschen durchdringenden Blick zuwarf.

Beide Mädchen erhoben sich. Arm in Arm schritten sie vor der Eiche hin und wieder. Endlich verloren sie sich in dem Gebüsch. George und Friedrich hielten es nun auch nicht mehr lange bei der Tafel aus. Die Andern blieben zurück.

Schweigend waren die Mädchen unter den Bäumen fortgegangen. Der Pfad zog sich aufwärts nach einem freien Plätzchen, dessen Mittelpunkt drei dicht bei einander stehende Eschen bildeten. Eine Bank von berindeten Stäben stand darunter. Dort fanden die beiden jungen Männer Therese und Leonille Hand in Hand sitzen. Zu ihren Füßen lag das häuserreiche Mornex, dessen Obstgärten sich in die Halde verloren, über die sie hergekommen waren. In ihre Gedanken versunken, bemerkte sie Friedrich und George erst, als dieselben ganz nahe bei ihnen waren. Leonille ward roth und Therese bückte sich auf den Boden, aus dem sie einige Grashalme ausrupfte. Sie wählte fünf davon aus; dann rief sie mit munterm Ton: Komm, Vetter, halte mir die Halme fein säuberlich in der Mitte. Du magst dir etwas dabei denken; giebt es einen Kranz, so ist es oder wird es wahr.

Er mußte die Grashalme zwischen Daumen und Zeigefinger nehmen, während sie die Enden mit einander verknüpfte. Als sie fertig war und er losließ, waren es zwei gesonderte Kränzchen, von denen das kleinere zu Boden fiel. Therese schleuderte auch das größere mit einiger Heftigkeit fort und eilte davon. Bedurfte es denn noch dieses Orakels, um der Armen zu sagen, daß sie von George nicht geliebt

wurde? Friedrich stand unschlüssig, ob er ihr folgen oder bleiben sollte.

Was haben Sie sich denn gedacht? fragte Leonille.

O — nichts! stotterte George, in seinem Innern doch ein wenig betroffen, daß ihm das Orakel bestätigte, was er schon aus Leonille's eigenem Munde zu wissen glaubte.

Leonille fragte nicht weiter. Es gab eine Zeit, wo sie ihn wohl ein wenig geneckt hätte. Aber ihr Herz schwamm in Thränen; denn auch sie hatte in der Stille das Orakel befragt, welches Therese knüpfte. Es war eine wunderliche Frage gewesen in dem Herzen derjenigen, die George's Liebe zurückgewiesen hatte. Er ging und blieb ihr verloren; ihre Kreise bildeten kein Ganzes, griffen nicht einmal in einander: Jedes blieb für sich.

Ist es denn wahr, fragte sie nach einer Weile, daß Sie Genf verlassen werden?

Er nickte mit einem Seufzer.

Friedrich verließ sie. Er schlug eine andere Richtung ein, als Therese genommen hatte. Er dachte an ihr Lob der Fremde, an sein eigenes eckiges Wesen. Sollte es Therese wirklich auf seine Anschauungen gemünzt haben, die der Läuterung bedürften? Ihren Worten nachdenkend, sich selber prüfend, ging er achtlos auf einem schmalen Fußpfade weiter. Endlich warf er den Kopf empor. Er war überzeugt, daß seine Ideen die richtigen waren. Nicht er, sondern die Welt bedurfte der Läuterung. Diese leichtsinnige, nur nach Genüssen haschende Welt mußte zur wahren Erkenntniß des Lebens, zur Gottesfurcht zurückgeführt werden. Plötzlich stand er bei der Wendung des Pfades um ein Gebüsch vor Therese. Sie saß auf der Erde und weinte bitterlich. Er

erschrak. Als sie seiner ansichtig wurde, suchte sie rasch ihre Thränen wegzuwischen.

Liebe Therese! begann er voll Theilnahme.

Sie ließ ihn nicht ausreden; sie sprang auf und rief hastig: Sprechen Sie nicht! Kein Wort jetzt!

Er sah sie bekümmert an. Sie leiden, sagte er. Bin ich denn Ihres Vertrauens so ganz unwerth?

Therese prallte fast zurück. Sie sollte ihm vertrauen, was ihre Seele mit tausend Schneiden marterte!

Wir wollen zurückgehen! sagte sie. Sie schritt rasch voran und er folgte ihr seufzend.

Ein Eulenruf drang aus dem Gebüsch herauf.

Er schreckte Leonille aus den Armen George's auf. Doch noch einmal sank sie weich an seine Brust.

O vergieb mir das Weh, das ich dir bereitet habe, bat sie flüsternd. Ich kannte mein Herz nicht und ich kannte das deine nicht.

Abermals ließ sich der Eulenruf vernehmen. Derselbe ging von Herrn Ruchat aus, welcher, eine Kunst versuchend, die er in der Jugend geübt, auf diese Weise die im Walde Zerstreuten herbeirief. Für die Liebenden wäre das Kunststück unverstanden geblieben, wenn jetzt nicht Herr Vincent den Namen seines Sohnes gerufen hätte.

Betrübt war Leonille fortgegangen, mit einem rosig strahlenden Gesichte kehrte sie wieder zur Eiche zurück, wo Herr Ruchat in der Zwischenzeit in eine so heitere Laune gerathen war, wie sie die Seinigen noch nie an ihm bemerkt hatten, während sich in den Mienen seiner Frau ein tiefer Kummer verrieth.

Man ging nach Mornex hinunter, wo man noch Kaffee

trinken und dann durch das Arvethal nach Hause fahren wollte.

Folgen Sie meinem Beispiel, Herr — Herr Vincent, rief der Bankier, indem er sich Therese's Arm bemächtigte. Wer das Glück hat, führt die Braut heim.

Wollen Sie sich meiner Führung anvertrauen? fragte Herr Vincent Leonille. Sie hing sich mit einem freundlichen Kopfnicken vertraulich an seinen Arm. War er doch der Vater ihres George. Sie sah sich oft nach diesem letztern, der mit der Mutter folgte, verstohlen um. Diesem war die Brust vor Glückseligkeit so voll und weit; aber er konnte nicht scherzen wie am Morgen. Er war fast stumm. Mit Entzücken lauschte er auf das silberne Lachen Leonille's, welches sich von Zeit zu Zeit vernehmen ließ. Herr Vincent unterhielt sie vortrefflich.

Frau Ruchat fragte ihren Begleiter, ob Leonille schon wisse, daß er seine Studien in Paris fortzusetzen beabsichtigte?

Er bejahte.

Was lag in diesem Ja, daß Frau Ruchat so tief dabei aufseufzte?

Leonille wußte um die baldige Entfernung ihres Freundes und doch konnte sie so heiter sein? Und es war keine erzwungene Munterkeit, wie am Morgen während des Eselrittes. Ihre Blicke waren so strahlend!

Frau Ruchat errieth die Ursache dieser Verwandlung. Aber die schöne Hoffnung, welche sie noch am Vormittage auf dem Salève gehegt hatte, verwandelte sich in das tiefste Weh, als sich Leonille, nachdem man nach Hause gekommen war, mit glühenden Wangen in ihre Arme warf und ihr

durch ihr verschämtes Geständniß die letzten Zweifel nahm, daß die beiden jungen Herzen sich wirklich gefunden hatten. Die unheimlich dunkle Wolke, welche Frau Ruchat stets über dem Scheitel ihres Kindes hatte schweben sehen, hatte sich auf das geliebte Haupt herabgelassen und umhüllte es in demselben Augenblick, da es auf der Stirn den Weihekuß der Liebe empfing. Ach, warum mußte Leonille ihr, der Mutter, jugendlich holdes Abbild sein? Warum mußte sie so dem Vater ihres Geliebten in der Stunde seiner Ankunft entgegentreten? Warum mußte diese Aehnlichkeit, ihre kindliche Liebenswürdigkeit und Verehrung für den Vater ihres Geliebten in demselben die Hoffnung, den Glauben, die Ueberzeugung wecken und nähren, daß für ihn noch ein Ersatz für jenes Lebensglück möglich sei, welches ihm durch seine Verbannung zertrümmert worden war? Tiefer und tiefer hatte er sie in seine Lebensplane verwebt; in dem Hause, das er zu bauen beabsichtigte, sollte sie walten — Leonille-Juliette. Frau Ruchat hatte in ihrem Gespräch mit ihm auf dem Wege nach Monetier nur an George gedacht, und er hatte ihre Aeußerung auf sich und seine Neigung zu Leonille bezogen!

Die jungen Leute hatten sich kaum von der Eiche entfernt, als Herr Vincent, an die von seinem Sohne angeführten Verse anknüpfend, seine Wünsche zur Sprache brachte. Die Entlarvung des Marquis hatte sie zum Entschluß gestaltet. War es nicht ein ihm günstiges Zeichen des Geschickes, daß es ihm vorbehalten gewesen war, Leonille von der Verbindung mit dem Betrüger zu retten? Es giebt Augenblicke, in denen selbst die stärksten Köpfe nicht frei sind von Aberglauben und vielleicht die stärksten weniger

als die schwachen, in denen die Leidenschaft keine so tief gehenden Wogen aufzustürmen vermag.

Herr Ruchat hatte den Antrag mit großer Freude angenommen und Frau Ruchat in Anwesenheit ihres Gatten schweigen müssen. Sie begriff vollkommen die Gründe, welche ihren Jugendfreund zu dieser Verbinduug veranlaßten, das Glück, welches er von derselben erwartete. Wie gern hätte sie es dem geliebten Manne gegönnt, wenn nur das Herz ihres Kindes frei gewesen wäre! Nur mit dem Beistande des Freundes hatte sie es bei ihrem Manne durchgesetzt, daß man ihr gestattete, Leonille auf die unerwartete Werbung vorzubereiten. Vorbereiten sollte sie ihr Kind und jetzt wußte sie, daß dasselbe nicht mehr Herr seines Herzens war! Ihre Augen waren in stummem Schmerz zum Himmel aufgeschlagen, ihre Thränen träufelten auf das Haupt der Tochter.

Aber war es denn denkbar, daß der Vater noch auf dieser Verbindung bestehen sollte, wenn er erfuhr, daß ihr das Glück seines Sohnes zum Opfer fallen müßte? Konnte er vergessen haben, was er selbst in ähnlicher Lage gelitten hatte? An jene Zeit des eignen Leids wollte sie den Freund ihrer Jugend mahnen. Wenn er gut und edel war, und er war es ja, dann mußte er zurücktreten. Vermochte sie nichts über ihn, dann war es ja noch immer Zeit, Leonille auf ihr schweres Geschick vorzubereiten. Aber eine Vorbereitung wollte sie treffen; Leonille sollte durch sie den Mann kennen lernen, dem ihre Hand bestimmt war. Sie zog Leonille sanft mit sich auf das Sopha und lüftete von dem Geheimniß ihres Herzens den Schleier. Die Geschichte ihres

kurzen Glückes, ihrer langen Leiden und Kämpfe konnten der Tochter ein Beispiel sein.

Von dem Arm der Mutter umfangen, unter Staunen, Lächeln, Thränen lauschte die Tochter der Erzählung, welche ihr die Weihe einer Freundin gab.

Es ist natürlich, daß das Bild des Jugendfreundes durch die Erzählung um so glänzender aus dem Leidenskranz späterer Tage der Frau Ruchat vor Augen trat, natürlich, daß ihr Vertrauen auf den Edelmuth des Freundes stärker wurde.

Arme Mutter, sagte Leonille, nachdem Frau Ruchat ihre Geschichte beendet hatte, was hast du gelitten! Aber ich will Herrn Vincent noch einmal so lieb haben, da ich weiß, was er dir war.

Bete! bete, mein Kind! rief die Mutter erbebend vor diesem Wort, daß Gott deine Liebe segnen möge!

Aber was kannst du fürchten? fragte Leonille, und die Mutter entgegnete: Bete! bete! Wer tief unglücklich gewesen ist, der verlernt das Fürchten nicht.

Ihre Furcht sollte sich als nur zu gegründet erweisen. Ihre Hoffnung, die drohende Wolke unschädlich und unbemerkt an dem geliebten Haupte vorüber zu führen, ward durch ihren Gatten grausam vereitelt. Er machte während des Frühstücks am folgenden Morgen Anspielungen, welche das Blut in Leonille's Adern erstarrte. Vergebens flehten ihn die Blicke seiner Frau an, zu schweigen.

Thorheit, rief er, es stirbt kein Mädchen an der Nachricht, daß sie Braut ist.

Leonille ward geisterbleich. Ihr Auge irrte von dem Vater zur Mutter. Sie wollte sich erheben, die Kräfte

verließen sie und ohnmächtig sank sie in die Arme ihres rasch aufspringenden Bruders.

Der Vater verließ mit einem unwilligen Gesicht das Zimmer.

9.

Der Marquis erwartete seine beiden Mittagsgäste in seiner Wohnung auf dem Grand Quai. Bei dem ihm eigenen Mangel an Selbstsucht, hatte er Sorge getragen, daß auch sein Landsmann, Herr Charmot, der Zollinspektor von St. Julien, der Nachrichten sich erfreue, die Herr Vincent aus Paris und Frankreich überbrachte. Herr Charmot war heute sorgfältiger gekleidet, als an jenem Abend, an welchem ihn der Marquis so unerwartet in seinem Zimmer getroffen hatte. Mit seinem dicken grauen Schnurrbart konnte man ihn füglich für einen verabschiedeten Reiterofficier halten, und als solchen gedachte ihn der Marquis auch seinen Gästen vorzuführen. Beide waren in angelegentlicher Unterhaltung begriffen, die sie mit gedämpfter Stimme führten. Die Sonntagsglocken hatten eben zum Gottesdienst des Nachmittags ausgeläutet. Es fehlte mithin noch eine Stunde an der Zeit, welche der Marquis seinen Gästen bestimmt hatte.

Der Augenblick, wo er des Beistandes seines Landsmannes bedurfte, war schneller gekommen, als der Marquis erwartet hatte. Doch, beanspruchte er denselben damals in dem Gedanken an George, so wollte er ihn jetzt gegen dessen Vater brauchen. Während Herr Sagedieu den Marquis in

der Wildniß der Berge ein einsam beschaulich Leben führend glaubte, war derselbe in Paris gewesen, um die Vollendung der Karten und Ansichten, die er in Montfleuri vorgezeigt hatte, zu beschleunigen. Dieselben waren nach photographischen Aufnahmen gefertigt. Sie sollten dazu dienen, Herrn Ruchat durchaus sicher in dem Glauben zu machen, daß die bedeutenden Summen, welche der Marquis zur angemessenen Durchführung seiner Rolle aus Paris in Wechseln erhielt, deren Discontirung Leonille's Vater vollzog, die Erträge jenes Grundbesitzes seien. Mancherlei Aeußerungen des Bankiers hatten den Marquis zu der Annahme berechtigt, daß er als Freier willkommen sein würde. Ueberzeugt, daß er jetzt George's Nebenbuhlerschaft nicht mehr zu fürchten habe, den er vergebens in ein Netz von Verführungen zu locken und zu verstricken gesucht, war er nach Genf zurückgekehrt. Nun drohte ihm der Vater des jungen Mannes alle seine Pläne zu durchkreuzen. Er hatte Herrn Vincent gleich bei seinem Eintritt in den Salon zu Montfleuri wiedererkannt und er hatte seiner ganzen Selbstbeherrschung bedurft, um über dessen unerwartete Anwesenheit keine Betroffenheit zu verrathen. Die Frage des Herrn Vincent, ob sie einander nicht früher schon im Leben begegnet wären, die Erwähnung Rußlands hatten ihm gezeigt, daß der Boden unter ihm nicht mehr völlig sicher sei, und so hatte er seine Karten und Ansichten hervorgeholt, um den Verdacht von George's Vater zu zerstreuen. Daß derselbe von seinem vorgeblichen Besitz in der Provence gehört hatte, konnte ihm auf der einen Seite nur förderlich sein; aber auf der andern Seite drohte jetzt die Gefahr einer Entdeckung. Es mußte gehandelt werden, bevor Herr

Vincent Zeit gewann, den Verdacht in Gewißheit zu verwandeln, daß seine Erinnerungen ihn nicht täuschten. Er mußte auf etwaige Nachforschungen um so mehr gefaßt sein, als es ihm nicht entgangen war, daß die Blicke des Herrn Vincent ihn während seines ganzen Besuches nicht eine Sekunde verlassen hatten. Herr Vincent mußte unschädlich gemacht werden, und darauf zielte die gegenwärtige Unterredung des Marquis mit Charmot.

Also der Augenblick des Handelns ist endlich gekommen! rief letzterer, sich vergnügt die Hände reibend. Reden Sie, sprechen Sie, was soll geschehen?

Es lag keineswegs in der Absicht des Marquis, seinem Gefährten die Triebfedern seiner Handlungsweise aufzudecken, und so sagte er: Es ist eben nichts Großes im Werke, dazu ist der Augenblick noch nicht gekommen. Aber es gilt ihn vorzubereiten und herbeizuführen. Wir müssen die guten Genfer durch Hetzereien mürbe machen, daß sie selbst nach dem Anschlusse an Frankreich schreien, als dem einzigen Mittel, Ruhe und Frieden zu haben.

Also? fragte der Zollinspektor.

Sie werden nur zwei Gäste an meiner Tafel finden, sprach Loys de Bochet weiter: den Bankier Ruchat und einen gewissen Vincent. Dieser letztere ist unser Mann. Sie fangen während des Essens Streit mit ihm an, ich vermittele und Sie halten sich ruhig bis zum Nachtisch, wo Sie die Sache wieder aufnehmen —

Ihn fordern und so weiter und so weiter, unterbrach ihn Charmot.

Nein, nicht und so weiter, rief der Andere. Fordern sollen Sie diesen Vincent allerdings; doch nicht in meinem

Beisein, oder in meinem Hause. Sie müssen der Fordernde bleiben, verstehen Sie? Sie schicken ihm Ihre Herausforderung schriftlich zu, sobald er sich entfernt hat.

Vortrefflich, mein Bester, bemerkte Charmot ironisch, nur schade, daß Ihre Rechnung ein Loch hat. Mein Arm und mein Blick sind wohl noch so sicher wie immer; allein die Kugeln haben mitunter ihren eigenen Kopf. Es könnte der meines Gegners einfallen, mich zu treffen, bevor ich Zeit hätte, ihn zu pfeffern.

Der Aufenthalt in St. Julien scheint wirklich nachtheilig auf Ihren Verstand zu wirken, sagte der Marquis. Ich begreife nicht, auf welcher Fährte Sie jagen? Muß denn auf die Forderung ein Duell folgen? Sie scheinen ganz vergessen zu haben, was für Zwecke wir im Auge haben. Wenn ich durchaus darauf bestehe, daß Sie der Fordernde bleiben, so will ich damit erreichen, daß nicht er, sondern Sie den Ort des Kampfplatzes und die Waffen zu bestimmen haben.

Charmot nickte lebhaft und blickte den Marquis gespannt an, der seinen Sessel noch näher an den seines Gastes heranrollte und fortfuhr: Sie bezeichnen das kleine Gehölz bei St. Julien als Stelldichein für morgen früh um vier Uhr und zugleich geben Sie zwei Gensdarmen den Befehl, diesen Vincent und seinen Sekundanten, wer derselbe auch sein mag, sobald sie dort erscheinen, zu verhaften und ohne Verzug an die Präfektur nach Chambery abzuführen. Ich habe den Bericht, den Sie den Leuten mitgeben, bereits aufgesetzt. Sie selbst, Charmot, brauchen sich gar nicht zu zeigen.

Was sollen denn die Gensdarmen berichten? fragte Charmot.

Einfach, was sie sehen und finden werden, erklärte der Marquis. Sie finden zwei Fremde mit Waffen, Pulver und Blei auf französischem Gebiete, arretiren sie nach dem Buchstaben des Gesetzes und liefern sie zu ihrer Vernehmung an das Polizeiamt von Chambery aus. Was dort weiter mit ihnen geschieht, kümmert Sie nicht. Das ist zunächst meine Sache. In Paris wird man dann das Fernere entscheiden.

Ah, endlich sehe ich Licht, rief der Steuerinspektor mit aufblitzenden Augen. Ich höre den Lärm, den es darüber hier geben wird.

Und den Sie, fiel der Marquis ein, durch scharfe Artikelchen in französischen Journalen aus besten Kräften vermehren. Sprechen Sie von der hier herrschenden Demoralisation, sprechen Sie meinetwegen von einem beabsichtigten Einfall mit bewaffneter Hand in Frankreich. Thun Sie mit einem Worte alles, was in Ihren Kräften steht, die Wuth der hiesigen Spießbürger gegen diejenigen aufzureizen, welche die Ursache der neuen Streitigkeit mit der kaiserlichen Regierung sind. Man wird die Freilassung der Gefangenen verlangen, man wird sich deshalb von hier nach Paris und an den Bund wenden. Die Diplomaten bekommen zu thun; überlassen wir ihnen, wie weit sie diesen Handel für ihre Zwecke nützlich finden. Schließlich behält unsere Regierung doch Recht, daß sie diejenigen verhaften ließ, welche sich auf französischem Grund und Boden schlagen wollten.

Herrlich, herrlich, rief Charmot. Aber, Freundchen, warum haben Sie sich diesen Vincent zu der ersten aber keineswegs angenehmen Rolle in unserer Komödie ausgesucht.

O, das ist einfach genug, versetzte Loys de Bochet. Dieser Vincent ist zwar ein Genfer, aber hier noch so gut wie fremd. Die öffentliche Meinung wird daher gern alles von ihm glauben, was man ihr über ihn in den Mund legt. Zudem kommt er eben aus Paris, und man wird ihn deshalb von der andern Seite in jedem möglichen Verdacht haben können. Endlich ist er, wie man versichert, sehr reich, und so werden seine Freunde um so weniger verfehlen, in die Lärmtrompete zu stoßen. Wäre es ein armer, unbekannter Teufel, so könnte es geschehen, daß man ihn hier, um des lieben Friedens willen, in den Gefängnissen von Chambery vergäße. Sorgen Sie nur für zwei ergebene Leute; die Ihnen aus dem Unternehmen erwachsenden Kosten erhalten Sie im voraus von mir erstattet.

Die beiden Kumpane waren kaum mit allen Punkten im Reinen, als der Bankier mit Herrn Vincent erschien.

Man ging in dem anstoßenden Zimmer zu Tisch. Die Mahlzeit entsprach dem Rufe, welchen die Küche des Marquis in Genf genoß. Die verschiedenen Gänge wie die Weine waren gleich ausgesucht. Sämmtliches Geschirr, sowie ein schöner silberner Tafelaufsatz und die prächtigen Blumenvasen trugen ein Wappen. Der Aufsatz wie die Vasen gehörte zu den vielen reichen Geschenken, durch die der Kreis des Herrn Sagedieu nicht ermüdete, seine Verehrung für den gottbegnadigten Mann zu bekunden.

Herr Ruchat bewunderte den kunstvoll gearbeiteten Tafelaufsatz, auf Felsenklippen grasende Gemsen darstellend, die von einem Jäger beschlichen werden, und er fragte den Marquis, wessen Wappen es sei, das wie in den Felsen eingehauen erschien.

Loys de Bochet erklärte es für das seiner Familie, hinzufügend, es sei dasselbe, welches Herr Ruchat wohl an den neulich vorgelegten Ansichten seines Schlosses bemerkt haben würde; es prange in Stein über dem Hauptportal.

Da Sie dieses Schlosses gedenken, so will ich doch nicht zu erwähnen vergessen, was man mir von demselben in Paris erzählt hat, nahm Herr Vincent das Wort und fuhr, den Marquis scharf anblickend, fort: Man erzählte mir nämlich, daß ein ehemaliger Holzhändler, dessen Namen mir entfallen ist, sich den Eigenthümer Ihres Ahnenschlosses nennt.

Der Marquis schlug ein lautes langes Gelächter auf, in welches Charmot kräftig einstimmte.

Sie haben also auch davon gehört? rief der Wirth noch immer lachend. Wie schade, daß Ihnen dieser Umstand nicht vorgestern eingefallen ist. Sie haben dadurch die Damen um eine Anekdote gebracht. Sie kennen ja das Schloß, Charmot! Erzählen Sie doch den Herren, was für eine Bewandniß es mit diesem Holzhändler hat.

Ah, Sie meinen den Tollhäusler? fragte Charmot mit bewunderungswürdiger Geistesgegenwart, obgleich er zum ersten Male von diesem Holzhändler hörte. Wirklich, es ist zu komisch! Er lachte unmäßig.

Sein eigentlicher Platz wäre allerdings im Irrenhause, nahm der Marquis wieder das Wort; allein da seine Narrheit unschädlich ist, so läßt man ihn frei herumgehen. Dieser Mensch ist der Sohn des frühern Kastellans. Man gestattet ihm zuweilen, fremde Besucher im Schlosse herumzuführen, wobei er denn niemals verfehlt, sich als dessen Eigenthümer auszugeben. Er pflegt dann eine lange, wenn

auch eben nicht zusammenhängende Geschichte zu erzählen, von der Revolution, in der ein Theil des Schlosses zerstört wurde, von dem Aussterben meines Geschlechtes und dergleichen mehr. Der Bursche war von Geburt an schwachsinnig.

Sie setzen mich in das größte Erstaunen, sagte Herr Vincent, und er war in der That über die freche Lügenkunst des Marquis nicht wenig erstaunt. Die Sache wurde mir von so glaubwürdigen Männern berichtet, daß ich einen Eid auf die Wahrheit ihrer Mittheilung geleistet hätte.

Der Marquis zweifelte nicht daran. Charmot aber rief: Ha, mein Herr, wissen Sie auch, daß Ihre Worte eine Beleidigung für unseren vortrefflichen Gastgeber sind?

Wenn dem so wäre, entgegnete Herr Vincent, den Kopf stolz aufrichtend, so dünkt mich dies die Sache des Herrn Marquis und nicht die Ihrige zu sein.

Die Sache unserer Freunde ist die unsrige, brauste Charmot auf. Ich werde nicht dulden, daß meinen verehrten Freund in meiner Gegenwart auch nur der Schatten einer Beleidigung kränke.

Der Marquis legte sich ins Mittel. Sie sind wieder zu feurig, mein alter Freund! Ich wette, Sie würden sich an Stelle des Herrn Vincent ebenso ausgedrückt haben, wenn Ihnen der wahre Zusammenhang der Sache nicht schon früher bekannt gewesen wäre.

Er versicherte, nicht im mindesten gekränkt oder beleidigt zu sein, und er bat Herrn Vincent, dem Freunde seinen Eifer nicht übel zu nehmen; derselbe könne es noch immer nicht vergessen, die Lanciersuniform getragen zu haben. Das leichte Reiterblut walle gar zu schnell auf.

Charmot verneigte sich mürrisch gegen Herrn Vincent, und dieser gab seinen Friedensgruß gemessen zurück. Der Marquis begann seine glänzende Unterhaltungsgabe zu entfalten. Er war unerschöpflich an interessanten Anekdoten und Schilderungen aus dem Leben bedeutender Menschen und Staatsmänner der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart aller Länder. Nur von Rußland sprach er nicht, und als Herr Vincent die Rede auf Persönlichkeiten des petersburger Hofes lenkte, die zur Zeit eine Rolle gespielt hatten, als der Marquis in Rußland gewesen war, wußte dieser eine solche Unkenntniß der dortigen Verhältnisse an den Tag zu legen, daß er jeden Andern nur nicht Herrn Vincent getäuscht hätte. Diesen hinderte die Anwesenheit Charmot's, den er nicht kannte, den Zweck offen zu erreichen, wegen dessen er gekommen war. Herr Ruchat verhielt sich zurückhaltend und wortkarg. Auch Charmot nahm an der Unterhaltung nur wenig Theil und zeigte eine Stirn, auf der man die Unzufriedenheit mit der Friedensstiftung des Marquis deutlich las. Er schonte den Wein nicht, als suchte er darin Vergessenheit seines Grolles, und noch eifriger hielt er sich an den Champagner, der gegen Ende der Mahlzeit aufgetragen wurde. Der Champagner schien seinen Groll nur zu steigern, statt zu besänftigen, und als die Diener, nachdem sie brennende Kerzen und Cigarren auf den Tisch gestellt, sich entfernt hatten, brach er los:

Zum Teufel, Marquis, daß Sie so ein Stück von einem Propheten und Friedensapostel sind! Ich wollte, Sie hätten mich meine Sache mit dem Herrn dort drüben ausmachen lassen.

Aber es ist nicht Ihre Sache, Charmot, rief der Wirth.

Kommen Sie, ertränken Sie Ihren Aerger in einem vollen Glase.

Gut gesprochen, lachte der Zollinspektor. Sie wissen, ich fürchte mich vor einem vollen Glase ebenso wenig, wie vor einer Batterie. Aber das soll nicht gesagt werden, daß man Sie ungestraft beleidigt hat, während Ihr ältester Freund dabei saß.

Er stürzte sein Glas hinunter und setzte es dann mit einem herausfordernden Blick fest auf den Tisch. Herr Vincent begegnete diesem Blick mit Ruhe. Das Benehmen Charmot's begann ihm verdächtig zu werden, und er gab dem Bankier einen Wink, während der Marquis rief:

Kein Wort weiter, Charmot, wenn Sie mich lieb haben.

Ja, ich habe Sie lieb, versetzte dieser von seinem Stuhle aufspringend. Darum sage ich — Er brach plötzlich ab und setzte sich wieder.

Die beiden andern Gäste erhoben sich nun ihrerseits und verabschiedeten sich. Der Marquis wollte sie nicht fortlassen.

Sie werden begreifen, sagte Herr Vincent kühl, warum wir nicht bleiben können.

Soll diese Beleidigung mich etwa auch nichts angehen? schrie Charmot. Und ich sage, es ist eine Beleidigung, Herr — Herr Centvingt.

Sie verrechnen sich, entgegnete ihm Herr Vincent, ohne sich nach ihm umzusehen, und verließ das Zimmer. Herr Ruchat folgte ihm. Der Marquis gab ihnen das Geleit, sich in Entschuldigungen wegen der hitzigen Laune seines Freundes erschöpfend.

Jetzt kommen Sie in mein Arbeitszimmer, sagte er, als

er wiederkam, und schreiben Sie die Herausforderung, die ich schon aufgesetzt habe. Sie haben vortrefflich gespielt.

Charmot zündete sich eine neue Cigarre an, trank und sagte dann ruhig, indem er sich frisch einschenkte: So weit sind wir noch nicht, Freundchen! Unser Vertrag von vorher gilt nicht mehr.

Der Marquis betrachtete ihn mit Erstaunen, und jener fuhr fort: Sie haben mir vorhin nicht reinen Wein eingeschenkt. Dieser Vincent, dessen Fratze ich beiläufig schon irgendwo gesehen haben muß — Halt, jetzt habe ich's! Es war im Hotel der Göttin mit der Freiheitsfackel, ich meine bei Freund Bias, im Cercle des étrangers.

Das war der Sohn, bemerkte der Marquis mit gerunzelter Stirn.

Vortrefflich, lachte Charmot, der Sohn an die Spielbank, der Vater ins Gefängniß.

Was fällt Ihnen ein? fragte Bochet ungeduldig.

Das will ich Ihnen sagen, versetzte der Andere. Ich habe diesen Vincent scharf genug beobachtet. Er weiß mehr von Ihnen, als Ihnen lieb ist. Für Ihre Geschichte von dem Holzhändler giebt er keinen rothen Sous.

Wenn er mehr wüßte, so hätte er es gesagt, rief der Marquis.

Aber Sie fürchten, daß er es sage, ergänzte Charmot, und darum haben Sie ihn sich ausgesucht, um die große Haupt- und Staatsaktion ins Werk zu richten.

Und wenn dem so wäre? fragte der Andere mit einem finster lauernden Blick.

Und wenn ich meine Hand nicht dazu böte, fragte Charmot zurück, indem er den Rauch seiner Cigarre mit

Wohlbehagen von sich blies. Sie sehen, die Sachen stehen etwas anders als vorher, und es ist an mir, den Preis zu machen.

So machen Sie denn Ihren Preis in des Teufels Namen, knirschte der Marquis ingrimmig.

So geben Sie Acht! rief Charmot, streckte seine beiden Hände mit gespreizten Fingern dem Andern entgegen und setzte hinzu: Mal hundert, die Kosten ungerechnet.

Der Marquis war einverstanden, und sie gingen in dessen Kabinet.

Aber erst Geld, dann geschrieben, sagte Charmot, indem er sich an den Schreibtisch setzte.

Daß ich ein Narr wäre! rief Loys de Bochet. Die Hälfte jetzt, die Hälfte sobald dieser Vincent in den Händen der Polizei ist.

Ein Wort?

Ein Wort!

Das Billet ward geschrieben und an die Adresse befördert.

Unterdessen befand sich George in einem Zustande grenzenloser Verzweiflung. Er hatte Leonille am Vormittage vergebens, obgleich sie es verabredet hatten, in der Kirche erwartet. Durch ihr Ausbleiben beunruhigt, von der Sehnsucht der Liebe getrieben, war er nach Beendigung des Gottesdienstes nach Montfleuri hinausgegangen. Er hatte nur Friedrich gesprochen. Leonille lag krank zu Bett, die Mutter war bei ihr. Friedrich sah aus dem Wesen, entnahm aus dem Tone des Freundes, mit dem er nach der Schwester fragte, daß derselbe von dem ihm drohenden Verluste noch keine Ahnung hatte. So schonend als er vermochte, theilte er George die Ursache von Leonille's Krankheit mit. Alle

Schonung konnte die Schneide nicht abstumpfen, mit der George dieser Schlag traf. Friedrich wollte ihn trösten, er hörte nichts, riß sich los und stürzte fort. Plötzlich hinabgestürzt von der höchsten Sonnenhöhe des Glücks in die tiefste Nacht der Verzweiflung. Es war nicht das schlimmste, daß Leonille einem Andern gehören sollte. Jedem Andern würde er sie streitig gemacht haben, selbst mit Aufopferung seines Lebens, denn Leonille's Herz gehörte ihm. Aber dieser Andere war sein Vater! Gegen ihn war er ohnmächtig, durfte er auf sein Recht nicht bestehen. Sein Vater sein Nebenbuhler, die Geliebte seine Mutter! O, es lag Stoff genug darin, ihn wahnsinnig zu machen.

Erst Nachmittags kam er wieder nach Hause, erschöpft von dem tobenden Sturm in seiner Brust. Während er draußen umhergeirrt, war Friedrich, welcher ihn in dieser Lage und Stimmung nicht verlassen wollte, dagewesen und hatte wiederzukommen versprochen. Man sagte es George, der nicht darauf achtete. Tief aufstöhnend warf er sich auf seiner Stube aufs Bett. Aber es duldete ihn nicht lange. Er sprang wieder auf und ging hin und her. Was sollte er thun? Was sollte werden?

Der Diener seines Vaters brachte ihm einen Brief. Es war die Herausforderung Charmot's für den folgenden Morgen. George, welcher den Brief mechanisch geöffnet hatte, stutzte. Der Name des Mannes war ihm völlig unbekannt. Er besah die Adresse. Sie lautete an Herrn Vincent. Das konnte freilich der Vater ebenso gut wie er sein. Er überlas den Brief noch einmal. Der Sinn der wenigen Zeilen war nicht mißzuverstehen. George erkundigte sich, wer den Brief gebracht hätte.

Ein Bedienter des Herrn Marquis, lautete der Bescheid, und er wartet unten auf Antwort.

Das gab George plötzlich Licht, und er schrieb zurück, daß er sich um die bestimmte Stunde einstellen würde; der Gegner möchte für den Arzt sorgen. Die Herausforderung steckte er in die Brusttasche seines Rockes. Er hatte instinktmäßig gehandelt. Nun er an dem Läuten der Hausglocke vernahm, daß sich der Diener mit seiner Antwort entfernte, dachte er an die Folgen seiner Handlung. Es war ihm klar, daß es an der Tafel des Marquis zwischen seinem Vater und diesem Charmot zu Zwistigkeiten gekommen sein mußte. Aber würde sich Charmot die Stellvertretung auf dem Kampfplatze gefallen lassen? George wollte ihn dazu zwingen, und wenn er sich weigerte, so war ja der Marquis da, dessen Name ihn wohl zumeist zur Beantwortung des Briefes veranlaßt hatte. Er nahm an, daß der Marquis Charmot sekundiren würde. Ließ man ihn nicht für den Vater eintreten, so schien ihm doch die beste Gelegenheit geboten, seine eigene Rechnung mit dem Marquis auszugleichen. Er war ganz in dem Humor dazu, der Mündung einer Pistole mit Lachen entgegenzublicken, und er freute sich, daß ihm der Zufall das Rächeramt für den Vater übertragen hatte. In dem Arbeitszimmer seines Vaters hingen dessen Reisepistolen; Pulver war in dem ersten besten Gewürzladen zu haben. George holte die Pistolen und säuberte sie. Bei dieser Beschäftigung fand ihn der wiedereinsprechende Friedrich, der darüber betroffen den Freund fragte, was er vorhätte.

O, es gilt nur einen kleinen Tanz, entgegnete George, und es ist gut, daß du kommst; ich brauche deinen Beistand.

Er ersuchte Friedrich, sein Sekundant zu sein. Die Ursache des bevorstehenden Duells wollte er nicht angeben, weil er sie nicht kannte, und so verschwieg er auch den Namen seines Gegners. Friedrich würde denselben auf dem Kampfplatze zeitig genug kennen lernen.

Aber du vergißt, daß ich Theologe bin, rief Friedrich, und versuchte George zur Versöhnung zu stimmen, die er vermitteln wollte. George unterbrach ihn. Ich brauche deinen Beistand, nicht deine Predigt. Ich habe mich an dich gewendet, weil ich Niemand in der Stadt kenne. Verbieten dir deine Grundsätze, mir zu sekundiren, so kann ich mich auch ohne Sekundanten schlagen. Derselbe ist ja doch nur eine leere Formel, um das Duell von einem Morde zu unterscheiden. Du weißt, daß ich selbst das Duell verdamme; aber es giebt Fälle, wo es unmoralisch wäre, nicht unmoralisch zu handeln.

Das heißt, rief Friedrich, den Freund durchdringend ansehend, es giebt Fälle, wo wir das Leben gern los sein möchten, weil wir zu feig sind, seine Schmerzen zu tragen.

Gleichviel wie es ist, erwiderte George düster. Du magst später urtheilen, wann du alles erfahren haben wirst. Entschließe dich.

Friedrich sann einen Augenblick nach und sagte dann seinen Beistand zu. Beide kamen überein, sich am folgenden Morgen auf Plainpalais zu treffen. George wollte für einen Wagen sorgen, und er ging zu diesem Zwecke aus, als sich Friedrich entfernte.

Es war, wie gesagt, Sonntag. Die Hauptstraßen und die prächtigen Quais waren von Spaziergängern und Fuhrwerken belebt. Zahllose bunte Gondeln schwammen auf dem

See, dazwischen zogen Schwäne hin und her, in stiller Majestät, die Hälse anmuthig neigend, wenn ihnen aus den Booten, von den Quais oder der Rousseauinsel etwas zugeworfen wurde. Von der Insel tönte Musik her. Vor den Kaffee's am Quai saßen die Stutzer und diejenigen, die es gern gewesen wären, und lorgnettirten die Schönen, welche vorüberwandelten, fuhren, ritten. Das rastlos arbeitende, handelnde Genf athmete seinen Vorrath von frischer Luft für die nächste Woche ein.

In der Rue des Chanoines war es dagegen so still wie immer, ja noch stiller wie an den Wochentagen. Die Bewohner dieser hohen, bürgerlich vornehm kalten Häuser wurden heute durch kein Geschäft hinausgelockt, und der Nachmittagsgottesdienst war vorüber. Calvin hatte in dieser Straße gewohnt, und sein Geist schien noch wie eine Todtenhand auf ihr zu liegen.

Therese war allein in der Wohnstube, die Mutter auf Besuch. Die Hände des Mädchens ruhten unthätig in ihrem Schooße; um so beschäftigter war ihr Kopf, ihr Herz. Sie dachte an den gestrigen Ausflug auf den Salève und sie dachte an den ersten Besuch ihres Vetters. Seine Umarmung und sein Kuß beim Abschied an der Treppe waren um vieles lebhafter und wärmer gewesen, als die sanfte Flamme verwandtschaftlicher Zuneigung zu sein pflegt. Jener Kuß war der erste und letzte gewesen; aber er hatte Therese's Seele aufgeweckt, und sie hatte gehofft, daß dem Erwachen ein Frühlingstag der Liebe folgen würde. Sie hatte vergebens gehofft! Ihr Herz blühte George entgegen, doch er gewahrte es nicht. Er blieb freundlich, brüderlich; da wollte sie sich an ihrem weiblichen Stolze emporraffen, allein es

war zu spät. Er zerstörte grausam den Wahn, in welchem sie bisher sich wohlgefühlt, aber sie mußte ihn lieben. Besaß er doch alle Eigenschaften, die der Liebe würdig sind, jene gesellschaftliche Gewandheit, die Therese so hochschätzte, und blickte er doch nicht hochmüthig auf die armen Frauen herab, als ob sie nur gut wären zum Spielzeug in der Jugend, zu Köchinnen und Kinderfrauen in der Ehe. Frei, wie er von den Vorurtheilen ihrer Landsleute war, durfte sie an seiner Seite ein Leben hoffen, wie sie es in der Empörung gegen die drückenden Verhältnisse der Heimath oft geträumt hatte. Aber er liebte sie nicht und ahnte nicht, was es sie kostete, so unbefangen heiter und geistreich ihm gegenüber zu sein, nicht die Aufbietung ihrer Kräfte, um das aufwallende Gefühl niederzuhalten, wenn er mit strahlenden Blicken von Leonille erzählte. Nun wußte sie gewiß, daß er Leonille liebte, daß er von ihr wiedergeliebt wurde: die strahlenden Mienen beider hatten es ihr verrathen, als sie gestern nach der Eiche zurückgekehrt waren.

Und warum liebte er Leonille und nicht sie? Brauchte sie vor Leonille in den Schatten zu treten? War nicht auch sie gebildet, liebenswürdig, und hatte ihr Aeußeres den Vergleich zu scheuen? Sie hatte sich diese Fragen schon gestern auf dem Rückwege vom Salève wieder und wieder gestellt, und wohl lag in ihnen die Ursache, daß sie am Morgen eine größere Sorgfalt als gewöhnlich auf ihre Toilette verwandte, obwohl sie wußte, daß George sie nicht sehen würde, denn seit der Rückkehr seines Vaters hatte er aufgehört, ihr täglicher Mittagsgast zu sein. Er war seitdem kaum zwei oder dreimal gekommen. Therese besaß von Natur jenen Instinkt, der ihr die Grenze zeigte, wo der feine Geschmack

in Koketterie übergeht: heute hatte sie die letztere in ihrer Kleidung nicht ganz vermieden, dazu funkelte der jüngst vom Vater erhaltene Schmuck an ihrer Brust, funkelten die diamantenen Gehänge durch das kastanienbraune Lockengekräusel, welches glänzend auf die weißen Schultern und tief den schönen Nacken hinab ringelte. Sie wollte sich so schön machen, als sie vermochte, um Leonille, deren Bild vor ihrer Seele stand, zu überbieten. Gewiß, sie war reizend, reizender als Leonille, und dennoch rang sie verzweifelt die Hände, als es ihr der Spiegel zugab. Wozu taugten ihre Reize, da George der anspruchsloseren Erscheinung Leonille's den Preis zuerkannte? Sie hätte ihre Schönheit willig hingegeben für eine einzige Minute erwiderter Liebe. Nur ein Wort der Liebe von seinen Lippen, nur einmal von ihm in diesem Geist umfangen, und sie hätte sich gleichgültig unter das Joch der Verhältnisse gebeugt. Ob der am Horizonte drohende Bankerott dann hereinbrach, ob sie die Gattin eines ungeliebten Mannes wurde, sie hatte die höchste Seligkeit und Wonne dieser Erde gekostet. Sie besaß dann einen Schatz, der sie für alle Folge reich machte. Wie viele Frauen zehrten nicht in der Oede ihres ehelichen Verhältnisses von dem Manna einer solchen minutenlangen Liebe!

Therese war freilich nicht nach ihrem Charakter dazu geschaffen, sich auf so karge Weise abfinden zu lassen. Daß sie es aber für möglich hielt, bewies, wie elend sie sich fühlte, wie leidenschaftlich ihre Liebe war, und sie täuschte dieses Elend hinweg, indem sie sich die einzige Sekunde des Glückes, nach der sie vergebens schmachtete, glühend ausmalte.

Der Vater unterbrach ihre Träume. Mit ihm kam der Marquis. Derselbe fühlte sich eben in der richtigen Stimmung, sein Herrn Sagedieu gegebenes Versprechen zu halten und Therese in den Kreis der Erwählten zurückzuführen, sah er doch der Krönung seines größten Wunsches zuversichtlich entgegen: Leonille ihm von dem reichen Bankier zugesagt, George's Vater aus dem Wege geräumt! Wenn George für die Reize seiner Base unempfindlich geblieben, der Marquis war es nicht. Er mochte die schöne Therese in dem Kreise der Frommen nicht entbehren, so lange er selbst noch demselben angehörte. Ihr war es unfaßlich, daß der Marquis nach dem, was sie von ihm wußte, noch die Stirn besaß, sich vor ihr zu zeigen. Sie dachte nicht daran, daß er davon keine Kenntniß haben, daß er sich noch unerkannt glauben könnte.

Sie hatte sich in die Kissen des Sophas zurückgelehnt und so starrte sie in ihrer Ueberraschung unfähig, ihre Lage zu verändern, auf den Gast.

Mein Kind, sagte der Professor, dein Vater hat dich nicht auf die Bahn der Wahrheit zurückführen können; unser hochverehrter Freund würdigt dich seiner Erleuchtung. Ich lasse euch allein.

Bleibe! stammelte Therese, sich aufrichtend.

Ein Besserer ist mit dir, entgegnete der Vater, seine grauen Locken schüttelnd. Verschließe dein Herz nicht seinen göttlichen Ermahnungen.

Er ging.

Der Marquis lächelte mild wie ein Engel. Er fand Therese reizender als je. Ihre Ueberraschung, ihre gestammelte Bitte an den Vater, sich nicht zu entfernen, schrieb

er auf Rechnung der Verlegenheit, ihre Abtrünnigkeit vor ihm, dem Gottgesandten, zu rechtfertigen, zu behaupten, und er näherte sich ihr mit dem Ausdruck ermuthigender Sanftheit, um den Kuß des Friedens auf ihre Stirn zu drücken. Mit halbgeschlossenen Augen beugte sich der Marquis über sie. Sie wich seiner Absicht mit einer raschen Bewegung aus.

Er lächelte und sagte salbungsvoll: Meine liebe Tochter, ich komme nicht als ein Strafender. Weisen Sie den Gruß der Versöhnung nicht zurück. Ich weiß, daß Sie die Sophismen Ihres Vetters irre geführt haben. Sprechen Sie Ihre Bedenken aus; ich will sie zerstreuen, wie das Licht die Nacht. Kommen Sie, setzen Sie sich zu mir; sprechen Sie mit mir, wie mit Ihrem Vater!

Er streckte ihr die Hand entgegen, um sie auf das Sopha zu ziehen. Sie trat einen Schritt zurück; eine lebhafte Röthe begann ihre Wangen zu überziehen.

Ich habe keine Bedenken mitzutheilen, sagte sie aus gepreßter Brust.

Weil Sie überzeugt sind, daß dieselben vor mir nicht bestehen können, entgegnete er sanft, indem er sie unverwandt betrachtete.

Weil Sie der Letzte sind, zu dem ich Vertrauen fassen könnte, versetzte sie mit nachdrücklicher Betonung.

Der Mangel Ihres Vertrauens ist die Folge Ihres Abfalls, bemerkte er.

Wenigstens ist mein Abfall keine Rolle, rief sie mit aufblitzenden Augen.

Im Gegentheil, sagte er, indem er sich auf das Sopha setzte, er ist ein Beweis für Ihre Berufung, wie ich schon

Ihrem Vater sagte. Nur die Berufenen werden durch Zweifel geprüft, wie Sie.

Sie irren, erwiderte Therese aufgeregt. Die Zeit der Zweifel ist für mich vorüber. Darum lassen wir dieses Gespräch.

Der Marquis schüttelte leise den Kopf: Sie reden die Sprache derjenigen, die sich schwach fühlen und stark erscheinen möchten. Wir haben in unserer letzten Versammlung um Ihre Erleuchtung gebetet, und der Engel des Herrn hat mir verkündet, daß ich Sie zu uns zurückführen werde.

Genug, mein Herr! rief Therese über diese Heuchelei empört. Mich täuschen Sie nicht länger; ich kenne Sie.

Wenn Sie mich kennten, versetzte er mit einem Anklang von Traurigkeit in der Stimme, so würden Sie mich nicht beschuldigen, daß ich Sie täuschen will. Wie kommen Sie nur zu einem solchen Verdacht, einer solchen Anklage? Es spricht ein Anderer aus Ihnen; ich höre die Schlangenzunge des Bösen zischen.

Es ist die Stimme der Wahrheit, rief Therese mit Nachdruck. Mein Oheim kennt Sie, kennt Ihre Vergangenheit, und so werden Sie begreifen, daß Ihre Bekehrungsversuche scheitern müssen.

Keine Miene des Marquis verrieth die furchtbare Wirkung dieser Worte auf ihn. Lächelnd betrachtete er Therese; aber einen Moment lang verschwamm alles vor seinen Blicken. Dann schoß ihm das Blut siedend heiß in die Augen, und obgleich er innerlich vor Wuth knirschte, so sagte er doch sanft: Ich bin an dergleichen Irrthümer und Verleumdungen gewöhnt. Der Fromme wandelt durch Dornen hienieden.

Aber Sie sollten nicht so leichtgläubig sein. Was gewinnen Sie dadurch?

Therese gerieth fast in Bestürzung. Eine solche Erwiderung hatte sie nicht erwartet und sie war zu dem Glauben geneigt, daß ihr Oheim vielleicht doch irre. Der Marquis bemerkte den Eindruck seiner Worte, und mit Blicken so lüstern hämisch und blutgierig wie die des Fuchses, wenn er seine arglose Beute beschleicht, fuhr er schmeichelnd fort, indem er sich erhob: Was gewinnen Sie dadurch, liebe Therese? Fühlen Sie sich nicht muthig genug, mit mir die Gründe Ihres Rücktrittes durchzukämpfen, wohlan, ich will sie nicht wissen, nicht jetzt. Aber entziehen Sie sich unserem Kreise nicht. Niemand wird Sie fragen, alles sich allmälig ausgleichen. Es ist mehr als ein Glied unserer Gemeinde, das wir in Ihnen verlieren.

Ihre Verlegenheit wuchs, und er näherte sich ihr mit den Worten: Wir verlieren viel in Ihnen und auch Sie in uns. Ein schöner Mensch ist ein Tempel Gottes, und Sie wissen, daß wir Alle in Ihnen seine schönste Offenbarung verehren.

Er faßte ihre Hand, indem er fortfuhr ihr zu schmeicheln und sie an die Huldigungen zu erinnern, die sie im Kreise der Erwählten genossen. Was könnte ihr dafür außerhalb desselben Ersatz bieten? Er sprach von den engen gesellschaftlichen Verhältnissen Genf's, in die sie nicht passe. Therese hörte ihm beklommen zu, seine Sprache wurde immer wärmer, seine Blicke feuriger.

Soviel Anmuth und Schönheit darf uns nicht verloren gehen. So lassen Sie mich denn Sie wieder als Eine der Unsrigen weihen!

Sie fühlte seine heißen Lippen auf ihrer Stirn; sie

zuckte empor, er umfaßte sie; sie suchte ihn zurückzustoßen. Er aber rief, sie nur fester an sich drückend: So sind Sie denn wieder unser, schöne Schwester!

Sie rang sich los und floh der Thüre zu, die sich in demselben Augenblick öffnete. George, dessen Klopfen überhört worden war, trat herein. Therese sank an seine Brust; sie wollte sprechen, aber die Stimme versagte ihr in der Aufregung.

Ah, mein junger Freund, Sie nicht in Montfleuri? rief der Marquis. Doch ich will nicht stören. Ich eile zu Ihrem Vater, liebe Therese, ihm zu verkünden, daß Sie uns zurückgewonnen sind.

Therese schnellte empor; doch schon hatte sich der Marquis entfernt.

Die Scene war so schnell vorübergegangen, daß George kein Wort zu äußern vermocht hatte. Seine Ueberraschung war keine geringe gewesen. Und Therese wieder zu den Frommen zurückgekehrt?

Der Heuchler! rief sie empört. Aber er soll den Vater nicht weiter mit seinen Lügen umstricken.

George erfuhr, daß man dem Oheim noch verschwiegen, wen sein Vater in dem Marquis wiedererkannt hatte. Frau Sagedieu war der Ansicht gewesen, daß es besser sei, wenn ihr Mann es aus dem Munde des Herrn Vincent selbst vernähme. Jetzt wollte Therese mit dieser Mittheilung nicht länger zurückhalten und sie forderte George auf, sie nach dem Arbeitszimmer ihres Vaters zu begleiten. George war nur zu bereitwillig dazu, hoffte er doch, auf diese Weise schon heute die Gelegenheit zu finden, die er morgen in St. Julien suchen wollte.

Herr Sagedieu saß ruhig bei seinen Büchern, als Therese und George bei ihm eintraten. Der Marquis hatte sich nicht gezeigt. Herr Sagedieu war ein wenig erstaunt, daß derselbe weggegangen war, ohne ihn von dem Erfolg seines Bekehrungsversuches zu benachrichtigen. Aber er legte es sich gleich zurecht, daß ihn derselbe auf diese Weise habe schonen wollen, da sein Versuch erfolglos geblieben. Er schloß es aus dem aufgeregten Zustande seiner Tochter.

Ist es nicht so? fragte er seufzend, seinen Gedanken Ausdruck verleihend.

O, Vater, rief Therese, traue diesem Mann nicht weiter.

Du solltest den Mann nicht verdächtigen, mein Kind, sagte er traurig, der eine so warme Besorgniß für dein Seelenheil hegt.

Therese ward glühend roth. George bemerkte es und nun verstand er die Aufregung, in der ihm seine Base entgegengestürzt war. Er erzählte dem Oheim, was er von dem Marquis wußte.

Herr Sagedieu ließ ihn ohne Unterbrechung ausreden, dann sagte er: Du siehst, Neffe, daß sich dein Vater irren muß. Sonst hätte ihn der Marquis nicht heute eingeladen, sonst wäre er nicht hierhergekommen, um diese Verirrte uns wieder zuzuführen.

Therese wollte sprechen, doch die Scham verschloß ihr den Mund.

Er ist nicht zu überzeugen, stöhnte sie, nachdem sie mit ihrem Vetter in die Wohnstube zurückgekehrt war.

Aber du sollst wenigstens gerächt werden, rief George düster.

Sie fragte, was er meine? Er wich der Antwort aus,

indem er sagte: Ich fürchte, die Entlarvung des Marquis wird für euch zu spät kommen. Nach der Lebensweise des Oheims kann von seinem Vermögen nicht mehr viel übrig sein. Vergiß also nicht, Therese, daß Friedrich dich liebt.

Er warf sich auf das Sopha. Es war eigentlich diese letzte Mahnung gewesen, warum er Therese aufgesucht, nachdem er seine Vorbereitungen für den folgenden Morgen beendet hatte. Er hatte dem Freunde noch einmal auf alle Fälle das Wort reden wollen. Therese ließ seine Worte unerwidert. Es war ihr das qualvollste, von ihm, den sie liebte, mit ihrem Herzen an den andern Mann gewiesen zu werden. Da sie schwieg, redete auch er nicht weiter von Friedrich.

Therese setzte sich zu ihm. Es begann Abend zu werden. George dachte schon nicht mehr an den Freund. Das Leid ist selbstsüchtig. Therese versuchte in seinen Mienen zu lesen. Eine Frage schwebte auf ihren Lippen. Noch drängte sie dieselbe zurück. George hatte den Kopf auf den Arm gestützt und starrte vor sich hin. So düster starrt kein Glücklicher. Endlich legte Therese ihre Hand leise auf seine Schulter. Wie kam es nur, daß er, den sie heute im Glück der Liebe bei Leonille schwelgend sich gedacht hatte, neben ihr saß? Ihre Stimme schwankte unsicher, als sie ihn fragte, wie es komme, daß er nicht in Montfleuri sei?

Er seufzte tief auf.

Warst du nicht dort? fragte sie noch beklommener.

Es ist vorbei! murmelte er, und übermannt von seinem ausbrechenden Schmerz, setzte er hinzu: Ich habe sie verloren! Er erzählte seine kurze Wonne, den jähen Blitzstrahl, der den Baum seines Glückes zerspalten und zersplittert hatte.

Welchen Aufruhr erregten seine Worte in Therese's Brust! War es ihr zu verargen, wenn die Flamme der Hoffnung noch einmal hoch aufschlug in ihrem Herzen? Vielleicht gelang es ihr nun doch, ihn eines Tages zu gewinnen, wann sein Schmerz sich beschwichtigt hatte. Die Gewalt dieses Schmerzes zeigte ihr, wie glühend seine Liebe war, zeigte ihr, was sie entbehrte, was Leonille besaß. Fortgewirbelt von diesen Vorstellungen, ihrer nicht mehr mächtig, brach sie in ein leidenschaftliches Weinen aus.

Du bist ein gutes, liebes Mädchen, sagte er trübe und drückte ihre Hand. Ich fühle, daß man so nur einmal liebt. Das Herz verbrennt daran, und es bleibt nichts übrig als ein Aschenhaufen.

Verloren! schluchzte sie.

Was sie leidet, drückt mich am schwersten, sagte er, und doch ist es ein Trost, daß es Keinen giebt, der ihrer würdiger wäre, als mein Vater.

O George! George! zitterte sie und sank mit der Stirn an seine Schulter. Seine Gedanken wanderten nach Montfleuri hinaus; die schönen Stunden, die er dort verlebt, zogen an ihm vorüber wie die Bilder des verlornen Paradieses. Therese weinte leiser und leiser. Sein Unglück knüpfte ihn mit einem neuen Bande an ihr Herz.

Es ward dunkler und dunkler in dem Zimmer.

Beide blieben stumm. Es war in ihrem Elend Seligkeit für Therese, an seiner Schulter lehnen zu dürfen. Er hatte mechanisch seinen Arm um sie geschlungen. Endlich dachte er an morgen. Er wollte noch an den Vater schreiben, an Leonille. Es war Zeit, daß er ging. Er machte eine Bewegung; Therese richtete sich auf. Der schöne Traum

war zu Ende. Mit einem unterdrückten Seufzer strich sie sich die Locken aus dem Gesicht. Da kam die Mutter nach Hause. Sie war verwundert, die Stube dunkel zu finden.

Ist denn niemand hier? fragte sie.

George und Therese antworteten gleichzeitig.

Ei, ei, Neffe, neckte ihn Frau Sagedieu, bist du so lichtscheu geworden?

Therese holte die Lampe vom Kamin. Das Zündhölzchen, welches sie anstrich, wollte aber den Docht der Lampe nicht erfassen. George nahm den Brief Charmot's aus der Brusttasche und riß von der zweiten Blattseite ein Stück zu einem Fidibus ab. Den Rest steckte er wieder in die Tasche.

Was habt ihr denn vorgehabt? fragte Frau Sagedieu, als die Lampe brannte. Ihr habt euch wohl wieder einmal gezankt.

George verneinte, indem er aufstand, um heimzugehen. Die Tante ließ ihn indessen noch nicht fort. Sie kehrte in der besten Laune von ihrem Besuch zurück, und er mußte erst die Stadtneuigkeiten anhören, die sie erfahren hatte. So ward es über eilf Uhr, bevor sich George entfernen konnte. Therese gab ihm das Geleit, während die Tante in ihr Schlafzimmer ging. Inniger wie gewöhnlich, bewegt, drückte George dem Mädchen zum Abschied die Hand. Im Hinuntersteigen wandte er sich noch einmal nach ihr zurück und wie bei seinem ersten Besuch blickte ihm ihr Antlitz aus der Fülle der herüberfallenden Locken nach. Die Lampe, die sie in der Rechten trug, beleuchtete sie. George stand und schaute zu ihr auf. Vielleicht sah er sie zum letzten Male.

Lebe wohl, du Gute, sagte er weich. Denke meiner!

Ein wehmüthiges Lächeln war ihre Antwort.

Er eilte rasch davon.

Sein gedenken! flüsterte sie, in die Stube zurückkehrend. Als ob sie seiner nicht stets gedächte.

Bei dem Luftstrom, den das Oeffnen der Thüre verursachte, sah sie etwas Weißes auf dem Boden flattern. Sie hob es auf. Es war Charmot's Brief, den George vorbeigesteckt hatte.

Therese las, und ein tödtlicher Schrecken überkam sie. Nun verstand sie den wahren Sinn seines letzten Wortes. Es war ein Abschied vielleicht auf immer gewesen. Ein Zittern ergriff sie. Sie mußte niedersitzen, und es vergingen einige Minuten, bevor sie wieder zu denken vermochte. Sie überlas den Unglücksbrief noch einmal. Schon morgen um vier Uhr! stammelte sie. Aber das blutige Zusammentreffen mußte auf alle Fälle vereitelt werden. Sie sann auf ein Mittel. Es war das beste, George's Vater in Kenntniß zu setzen, und sie eilte auf ihr Zimmer, um an diesen zu schreiben. Doch wie sie die Feder schon eingetaucht hatte, fiel ihr ein, daß kein Bote zuverlässig war. Man würde sich begnügen, den Brief an den die Hausthüre öffnenden Diener ihres Oheims abzugeben und dieser denselben bis zum nächsten Morgen liegen lassen. Sie wollte selbst gehen. Sie öffnete das Fenster und schaute hinaus. Die Straße war so öde, die Laternen bereits mit wenigen Ausnahmen ausgelöscht, und wie Therese lauschte, vernahm sie aus der Ferne rauhen, mißtönenden Gesang. Sie hatte nicht den Muth, sich hinauszuwagen, und sie beschloß endlich, den Anbruch des Tages abzuwarten. Es waren kaum

noch drei Stunden bis dahin. Um die Zeit nicht zu verschlafen, legte sie sich in ihren Kleidern auf das Bett, nahm ein Buch und las. Als ihr Auge aber an dem Ende der Seite angekommen war, hatte sie kein Wort verstanden. Sie fing noch einmal von vorn an, doch es ging mit dem Lesen nicht. Ihre Gedanken weilten bei George und dem morgenden Zweikampf. Sie stand wieder auf und trat ans Fenster. Die Nacht war so mild und sternenhell, und wie sie den Blick zu den Gestirnen aufhob, da fiel es ihr furchtbar auf die Seele, daß George dieselben entweder heute zum letzten Male gesehen hätte, oder sie morgen auf einen Flüchtling, vielleicht einen Gefangenen schienen, wenn ihr nicht jenes Billet in die Hände gerathen wäre. Von ihr hing jetzt sein Geschick ab; sie war dessen Wächterin. Es lag etwas von Glück in diesem Gedanken.

Sie las das Billet noch einmal. Der Name, von dem es unterzeichnet, war ihr unbekannt. Ueber die Ursache der Herausforderung grübelnd, setzte sie sich auf den Rand ihres Bettes und stützte den Arm auf den Nachttisch. Plötzlich fuhr sie wieder auf. Hatte sie geschlafen? Sie sah nach der vor ihr liegenden Uhr. Kaum eine Minute war verflossen, seitdem sie sich hingesetzt hatte. Sie konnte wohl nicht geschlafen haben. Aber sie durfte nicht schlafen: der Tod lag darin. Sie war noch in ihrem Sonntagsputze, diesem Putze, der ihren Reizen Leonille zu überstrahlen helfen sollte. Jetzt hatte sie ein Bedauern für die Arme, die von dem Schlag des Schicksals zu der Stunde niedergeworfen dalag, während sie sich schmückte. Sie kleidete sich um, wusch sich und kämmte und ordnete ihr Haar. Das alles that sie so langsam wie möglich, um nur recht

viel Zeit damit hinzubringen. Endlich war sie doch damit fertig, auch Hut und Tuch waren bereit gelegt. Wie entsetzlich langsam der Zeiger fortrückte! Sie ging in der Stube auf und nieder; doch sie fühlte sich bald ermüdet. Die heftigen wechselnden Gemüthsbewegungen des Abends hatten sie angegriffen. Sie nahm das Buch, in dem sie vorher gelesen hatte, und warf sich damit auf das Sopha. In dem Buche war von Empfindungen der Liebe die Rede, und ihre Gedanken wandten sich von ihnen auf das eigene Herz, auf George, Leonille, ihren Vater, Friedrich.

Fröstelnd sprang sie endlich auf. Es tagte schon! Die Müdigkeit hatte Therese doch übermannt. Ihr erschreckter Blick flog nach der Uhr. Ah, es war noch Zeit, aber keine Minute zu verlieren. Sie griff nach Hut und Tuch und huschte die Treppe hinunter. Der Schlüssel steckte von innen in der Hausthüre. Wie ein gejagtes Reh eilte sie durch die dämmernden Straßen und Gassen nach dem Rhoneplatz hinunter. Heftig zog sie an der Wohnung des Oheims die Glocke. Sie mußte wiederholt läuten, und es schien ihr eine Ewigkeit, bis geöffnet wurde.

Kaum hatte sie Athem genug, den über ihren Anblick verdutzten Diener zu ersuchen, daß er ihren Oheim wecke.

Und abermals dünkte es Therese eine Ewigkeit, bis der Diener mit der Meldung zurückkam, daß sein Herr gleich erscheinen würde. Er führte Therese, die bisher in der Hausthüre gestanden hatte, in den Salon. Ob ihr Vetter schon ausgegangen sei, wußte der Diener nicht. Er glaubte es nicht. Der junge Herr sei ein Langschläfer.

Endlich kam der Oheim. Therese reichte ihm den Brief, sagte, wo sie ihn gefunden hätte.

Aber dieser Brief ist an mich, rief Herr Vincent, nachdem er gelesen. George wird ihn erbrochen und eingesteckt haben, da die Adresse keine nähere Bezeichnung enthält, und Sie haben sich vergebens geängstigt, liebes Kind.

George ist also daheim? fragte Therese.

Wo sollte er denn sonst sein? entgegnete der Oheim. Er kennt diesen saubern Charmot nicht einmal. Um Sie jedoch zu beruhigen, will ich gleich nachsehen.

Er ging nach dem Zimmer seines Sohnes. Es war leer, das Bett unberührt. George hatte die Nacht über mit Schreiben verbracht. Friedrich sollte die Briefe übergeben, für den Fall, daß ihn ein schwarzes Loos träfe.

Therese las in dem Gesicht ihres wiederkehrenden Oheims, daß George fort war. Sie ward leichenblaß. So komme ich doch zu spät! lallte sie.

So meinen Sie wirklich, George habe den Inhalt dieses Billets auf sich bezogen? fragte Herr Vincent. Ich verstehe nicht, was ihn dazu vermocht haben kann? Was denken Sie, Therese?

Zugleich läutete er mit aller Macht und befahl dem hereinstürzenden Diener, so schnell als möglich einen Wagen herbeizuschaffen.

Kaum eine Sekunde lang schwankte Therese, ob sie den Vermuthungen Worte leihen sollte, die sie durchblitzt hatten, als sie erfuhr, daß die Herausforderung dem Vater und nicht dem Sohne gelte. George setzt sich an die Stelle des Vaters, da ihm Leonille verloren ist, war ihr Gedanke, und sie sprach ihn aus.

Das also ist's? rief Herr Vincent mit finsterm Blick und nach einem Moment des Nachdenkens setzte er hinzu:

Es wird so sein, wie Sie sagen. Es giebt keine Tollheit, deren er nicht fähig wäre. Aber es ist Zeit, daß ich mich fertig mache. Warten Sie noch, liebes Kind!

Er ließ Therese allein, und diese wünschte sich Glück, daß sie nicht geschwiegen hatte. Aber neue Angst überkam sie. Es schlug halb vier, bis St. Julien war es etwa eine Stunde Wegs und noch verkündete kein Geräusch auf der Straße das Herannahen von Pferd und Wagen.

Bald kam der Oheim völlig angekleidet zurück.

Auch meine Pistolen hat George mitgenommen, sagte er.

Er beruhigte Therese. Da die Herausforderung nicht gegen George gerichtet, so sei nicht zu vermuthen, daß Charmot dessen Stellvertretung gelten lassen würde. Bei sich selbst war er jedoch keineswegs so ruhig. Die Forderung bestätigte ihn nur in dem Argwohn, den er bereits gestern gegen Herrn Ruchat geäußert hatte. Er hielt die Einladung zum Diner für eine ihm gestellte Falle, die Herausforderung für abgekartet zwischen dem Marquis und Charmot, und er fürchtete von dem heißen Kopfe seines Sohnes.

Jetzt noch eins, liebe Therese, sagte er, da Sie doch einmal in diese fatale Geschichte hineingerathen sind! Er bat sie, wenn er bis acht Uhr nicht zurück sein sollte, Herrn Ruchat von dem Handel mitzutheilen, was sie wüßte. Sein Diener Franz würde sie benachrichtigen, ob er um die angegebene Zeit wieder zu Hause sei, oder nicht.

Aber, liebes Kind, fuhr er fort, was George zur Annahme der Herausforderung bewogen haben mag, davon braucht Herr Ruchat vorläufig nichts zu wissen.

Therese versprach, seinen Auftrag pünktlich auszurichten.

Und jetzt erklären Sie mir, wie Sie auf Ihre Vermuthung gekommen sind, rief Herr Vincent. Sie scheinen das Vertrauen meines Sohnes in höherem Grade zu besitzen als sein Vater.

Therese gerieth in Verlegenheit. Doch bevor sie antworten konnte, ließ sich das Rollen eines Wagens vernehmen.

Es ist Franz, rief Herr Vincent nach einem Blick aus dem Fenster, und er eilte mit seiner Nichte vor die Hausthüre. Im Einsteigen unterrichtete er den Diener seiner Uebereinkunft mit Therese gemäß, reichte dieser die Hand und rief: Vorwärts, wenn auch die Pferde daran glauben sollen!

Der Wagen rollte davon.

Kaum beruhigt kehrte Therese heim.

10.

Der Marquis war nie mehr in Gefahr gewesen, seine Gegenwart des Geistes zu verlieren, als in dem Augenblick, da er von Therese erfuhr, daß ihn Vincent der Vater wirklich erkannt und daß dieser über ihn und seine Vergangenheit nicht geschwiegen hätte. Wußte Therese, wer er war, so mußte er auch annehmen, daß der Bankier damit bekannt war. Damit war seine Hoffnung auf die Hand Leonille's dahin, dahin die Hoffnung, seinen Stammbaum, dessen letzter Sprosse in Italien emporgekeimt war und von mütterlicher Seite neapolitanisches Blut — nicht eben blaues — erhalten hatte, mit dem Golde des Bankiers jenen Glanz

wiederzugeben, den ihm die französische Revolution geraubt hatte. Es war vollkommen richtig, daß der Marquis als ein Abenteurer seine Heimath betreten hatte. Sein Vater war während der napoleonischen Feldzüge in Wien gestorben, wo er sein Leben als Sprachlehrer gefristet hatte, ohne den Stolz eines französischen Marquis aufzugeben. Neapel, wohin er sich zuerst geflüchtet, hatte er bei dem Sturz der Bourbonen verlassen müssen. Sein Aufenthalt in Neapel war die goldene Zeit seiner Flüchtlingsjahre gewesen. Damals hatte ihn wie alle seine Landsleute noch die Hoffnung getäuscht, daß die Ordnung bald wieder in Frankreich hergestellt werden würde. Leichtsinnig wie in Paris hatte er in Neapel fortgelebt und geliebt. Die erste Sängerin des dortigen Theaters begleitete ihn auf seiner Flucht nach Wien. Loys war der Sprosse dieser Verbindung, die nie der Segen des Priesters geweiht hatte, und eines schönen Morgens fand sich der Marquis mit seinem Knaben allein in der Kaiserstadt. Die Mutter war in ihr schönes Vaterland und zur Kunst zurückgekehrt.

Loys de Bochet erwuchs in der Tradition seiner Familie. Es war die angenehmste Erholung des Vaters nach seinem geisttödtenden Geschäft, dem Knaben von dem Glanz und den Thaten seiner Vorfahren zu erzählen, sich die Rückkehr in das Schloß derselben auszumalen. Er sollte die Heimath nicht wiedersehen. Als die Lilien in Frankreich restaurirt worden waren, eilte sein Sohn nach Paris, um die Familiengüter zurückzufordern. Diese dennoch eines Tages in seinen Besitz zu bringen, war gewissermaßen der Leitstern seines vielbewegten Lebens gewesen. Durch Leonille's Vermögen hatte er diesen Wunsch endlich zu erfüllen gehofft.

Nun war er durch das Begegnen mit Vincent so weit wie je davon entfernt. Gegen diesen richtete sich daher auch seine ganze Wuth. Was hätte er jetzt nicht darum gegeben, wenn er es zwischen diesem und Charmot wirklich auf einen Zweikampf angelegt hätte. Er kannte Charmot's sicheres Auge. Aber er nahm es sich vor, alle Minen springen zu lassen, George's Vater jede Süßigkeit französischer Gefängnisse und Polizeiplackereien zu kosten zu geben.

Sobald die Wuth des Marquis etwas verdampft war, begann sich bei ihm auch das Vertrauen auf seinen Kopf wieder einzustellen. Wie manches Mal hatte dieser Kopf nicht schon Auswege gefunden, wo er sich im ersten Augenblick völlig verstrickt glaubte, nicht dennoch Mittel und Wege zu seinem Ziele entdeckt, wo ihn rings nur Abgründe zu umgähnen schienen! So begann er auch jetzt, das Spiel noch nicht für verloren zu halten. Nur um vieles schwieriger war es geworden, darum auch der Reiz um so größer, es dennoch zu gewinnen. Wie viel schwieriger es geworden, erkannte er in der folgenden Nacht, die er mit dem Schmieden der verschiedensten Pläne hinbrachte. Keiner erschien ihm bei näherer Erwägung probehaltig. Wenn er dennoch seinen Morgenkaffee in erträglicher Stimmung zu sich nahm, so geschah es in dem erquickenden Gedanken, daß sich Vincent jetzt auf dem Wege nach dem Polizeigefängniß von Chambery befand. Er gewann es selbst über sich, einen Blick in die Morgenjournale zu werfen.

In dieser Beschäftigung ward er durch seinen Kammerdiener unterbrochen, der ihm einen Brief brachte. Dieser Brief auf grobem Aktenpapier hauchte einen Geruch von abgestandenem Taback aus. Ein Bettelbrief, dachte der Mar-

quis, indem er das Schreiben mit einigem Widerwillen öffnete. Es war in der That eine Art von Bettelbrief, aber einer, der den Marquis aus seinem Lehnstuhl empor-trieb, als wäre er plötzlich von Nadeln gestochen worden. Die wenigen Zeilen des Schreibens lauteten:

Helfen Sie mir aus der Violine, bester Freund, in der ich seit gestern Abend sitze. Man verlangt für meine Freilassung zweitausend Franken Sicherheit. Der Teufel hat bei Bias sein Spiel gehabt. Eilen Sie bald in die Arme

Ihres sehnsüchtigen

W. Charmot.

Charmot seit gestern Abend im genfer Polizeigefängniß! Der Marquis stand wie eine Säule. Träumte er? wachte er? Aber nein, da stand es ja schwarz auf weiß! Und was war aus seinem Plane mit Vincent geworden?

Eine Viertelstunde später befand er sich in einer Droschke auf dem Wege nach der Präfektur.

Wie konnte der würdige Zollinspektor von St. Julien fünfhundert Franken in seiner Tasche fühlen und nicht Herrn Bias im Cercle des étrangers einen Besuch abstatten? Es sollte nur ein ganz kurzer Besuch werden, und er meinte, wenn er sich nur spätestens Abends acht Uhr nach St. Julien zurückbegab, so blieb ihm noch Zeit genug zu den nöthigen Vorbereitungen für den folgenden Morgen. Aber der Teufel hatte sein Spiel getrieben, wie Charmot achselzuckend gegen den Marquis wiederholte.

Charmot war ein Mann, auf den man sich in Geschäften verlassen konnte. Aber war es seine Schuld, daß ihm das Glück ausnahmsweise günstig war? Diese Gunst hatte ihn eine Stunde länger festgehalten, als es seine Ab-

sicht gewesen. Heiter war er gekommen, noch heiterer verließ er die glänzenden Säle. Entzückt über den Plan, zu dessen Ausführung er dem Marquis die Hand bieten sollte, hatte er im Heraufsteigen der Treppe der Freiheitsgöttin triumphirend zugerufen: Geduld, deine Fackel hat am längsten geleuchtet! Jetzt dachte er in seiner heitern Laune, er könnte die Fackel wohl schon heute Abend auslöschen. Er sah sich allein auf der Treppe. Ein Schlag mit seinem Stocke — und Arm und Fackel der Statue fielen zu Boden und zersprangen mit großem Geräusch in viele Stücke.

Aber das Geräusch zog den Portier herbei. Auch der Thürsteher des Cercle, die Diener und einige Gäste, die sich im Vorzimmer befanden, hatten es gehört. Nicht minder war der Lärm von den Bewohnern des Parterre gehört worden. Sie alle eilten herbei, während Charmot gelassen die Treppe herunterstieg und an dem Portier vorüber wollte. Dieser hielt ihn zurück.

Sie haben die Statue zerschlagen, rief er, und wollte ihn nicht eher fortlassen, bis er entweder den Schaden ersetzt oder sich über seine Person ausgewiesen hätte.

Pah, rief Charmot, und versuchte den Portier bei Seite zu schieben. Aber er fand an ihm seinen Meister. Der Streit zog immer mehr Menschen herbei, die Bank droben stand verödet. Als Charmot sah, daß er nicht fortkam, machte er gute Miene zum bösen Spiel. Lachend zog er seine Börse.

Hoffentlich werden Sie mich nicht den dummen Stein mit Gold aufwiegen lassen, scherzte er.

Dieser Scherz verdarb seine Sache vollends. Der dumme Stein stellte die Göttin der Freiheit vor, und man bestand

jetzt darauf, den Namen desjenigen zu wissen, für den die Freiheit nur ein dummer Stein sei.

Charmot weigerte sich, und eine Stimme rief, mit Geld sei die Sache überhaupt nicht abzumachen; der Fremde hätte in doppelter Weise gegen das Strafgesetz verstoßen, nicht nur, daß er aus Muthwillen fremdes Eigenthum beschädigt hätte, sondern die Beschädigung beträfe auch öffentliches Eigenthum, denn als solches sei die in der offenen Vorhalle eines jedermann zugänglichen Gebäudes aufgestellte Statue zu betrachten.

Charmot mußte sich zu dem Gange auf die Polizei bequemen. Dort aber half es ihm nichts, daß er seinen Namen nannte. Man kannte ihn nicht, er war ein Fremder, und man ersuchte ihn höflichst, sich bis zum folgenden Morgen zu gedulden, wo der Präfekt entscheiden würde. Dieser hatte zwar gegen seine Freilassung nichts einzuwenden, verlangte aber Sicherheit, daß er sich der einzuleitenden gerichtlichen Verhandlung stellte.

Charmot war Philosoph. Er dachte in Bezug auf seine Angelegenheit in St. Julien, aufgeschoben, sei nicht aufgehoben, und er fügte sich in das Unvermeidliche. Seine Heiterkeit kehrte nach einem kurzen Nachdenken zurück. Er ließ Wein und Speisen holen, tafelte mit den wachhabenden Beamten und bewirthete die interessante Gesellschaft, welche die Wächter als Schicksalsgötter in der Violine zusammengewürfelt hatten. Charmot war die Leutseligkeit selber. Er unterhielt sich galant mit den anwesenden jungen Damen, welche ihre Toilette zur Abendpromenade für zwei Franken gemiethet hatten, er politisirte mit den Herren, welche höchst communistische Grundsätze errathen ließen, er stieß mit allen

an, man trank, man sang, und das Schnarchen einiger eifrigen Noahverehrer am Boden lieferte die Tafelmusik.

Sein Humor stand noch in voller Blüthe, als der Marquis kam, und verlieh seinem Bericht über die Ursache seiner Haft die lebhaftesten Farben. Loys de Bochet nagte in stummer bleicher Wuth die Unterlippe. Er hätte Charmot erwürgen mögen, daß sein Plan mit Vincent gescheitert war, und der Zollinspektor durfte sich die Anwesenheit der Polizeibeamten als ein Glück anrechnen. Sobald sich der Marquis von der Vereitelung seines Planes überzeugt hatte, wollte er fort. Charmot hielt ihn jedoch zurück und sagte:

Sie werden hoffentlich einen alten Freund nicht in der Klemme sitzen lassen?

In der That, knirschte der Marquis, das bin ich sehr zu thun gesonnen.

Ganz wie Sie wollen, versetzte Charmot leichthin, nur vergessen Sie nicht, daß es von mir abhängt, ein gewisses Licht auf Sie fallen zu lassen. Sie wissen, ich bin seit meiner Anstellung in St. Julien nur noch Freiwilliger für gewisse Dienste.

Der Marquis zahlte die verlangte Sicherheit. Seine Absicht, sich zu entfernen, mußte er indessen vorläufig aufgeben. Die Kunde von dem Vorfall im Spielhause hatte sich schon durch die ganze Stadt verbreitet. Bei den mancherlei Reibungen zwischen der Republik und dem Kaiserreiche ward die That, die ein „Fremder“ begangen hatte, sofort einem französischen Emissär zugeschrieben, und so hatte sich allmälig eine aufgeregte Volksmenge vor dem Polizeigebäude angesammelt. Der Marquis hatte schon bei seiner Ankunft verschiedene Gruppen beisammenstehen ge-

funden; ein dumpfes brausendes Geräusch, das er nicht weiter beachtet, war während seiner Unterredung mit Charmot zu ihm gedrungen; jetzt preßte sich Kopf an Kopf in der nicht breiten Gasse. Polizeibeamte versuchten, die Menge zu zerstreuen; allein es gelang nicht. Jeder wollte den Spion sehen. Man ließ eine Droschke kommen, die sich mühsam einen Weg bahnte; doch der Marquis wollte lieber warten, als sie mit Charmot besteigen.

Wie Sie wünschen, Freundchen, bemerkte dieser spöttisch. Es wird ein Triumphzug, und ich ernte die Ehren, die eigentlich Ihnen gelten.

Ein Schreien und gellendes Pfeifen erhob sich, als Charmot vor dem Hause erschien. Er zuckte lachend die Schultern und stieg ein. Unzählige Fäuste wurden drohend gegen ihn geschüttelt, wüthende Menschen drängten sich dicht an den Wagen, der sich langsam in Bewegung setzte. Das Schreien und Pfeifen dauerte fort, selbst einzelne Steine wurden nach dem Wagen geschleudert, und wo Charmot hinsah, erblickte er nichts als leidenschaftlich drohende Geberden, zornfunkelnde Augen. Nur den Beamten, welche die Droschke durch das Gedränge bis in die nächste breitere Straße begleiteten, dankte er es, daß er ohne Mißhandlung davon kam. Die tobende Menge verfolgte ihn indessen noch lange. Charmot war es bei diesen „Ehrenbezeugungen" doch nicht wohl zu Muth geworden, wenn seine Haltung auch ruhig, fast spöttisch erschien, und er gab sich in seinem Innern das Wort, daß der Marquis die für ihn geleistete Sicherheit verlieren sollte.

Er hielt auch dieses Wort; denn als ihm nach etwa vier Wochen die gerichtliche Vorladung zugestellt werden sollte,

war er aus St. Julien verschwunden. Später erfuhr man, daß er nach Toulouse versetzt worden sei.

Sobald die Menge, dem Wagen nachdrängend, die Straße vor dem Polizeigebäude geräumt hatte, begab sich auch der Marquis nach Hause. Fast wie in einem Krampf hatte er die Zähne zusammengebissen. Er war keines klaren Gedankens mächtig. Und dennoch schritt er wie gewöhnlich in vornehmer Gemessenheit dahin und erwiderte zuvorkommend lächelnd, links und rechts die Grüße von Bekannten. Nur etwas blässer war er. Alle Farbe aber verließ ihn, auf die Dauer einer Minute wenigstens, als er auf dem Vorsaal seiner Wohnung von dem Diener erfuhr, daß ihn die Herren Vincent und Ruchat im Salon erwarteten. Nur eine Minute stand er, sich sammelnd, still, dann trat er lächelnd, erfreut über den Besuch, in den Salon.

Beide Männer erwiderten seinen Gruß mit kurzer Gemessenheit, die angebotenen Stühle ablehnend, und sofort ergriff Herr Vincent das Wort.

Sie werden aus meiner Anwesenheit vielleicht schließen, sagte er, daß Ihrem Freunde ein Unglück zugestoßen sei. Beruhigen Sie sich, er lebt, er hat es vorgezogen, sich nicht zu stellen.

Ich komme eben von Charmot, versetzte der Marquis ruhig, indem er überlegte, ob er nicht George's Vater vor die Mündung seiner Pistole fordern sollte. Ein unglücklicher Zufall hat ihn seit gestern in der Stadt zurückgehalten.

Wir kennen diesen Zufall, bemerkte der Bankier scharf. Dieser Charmot ist ein zu häufiger Gast des Spielhauses, als daß man nicht den Namen desjenigen wissen sollte, der gestern Abend dort die Statue zerschlagen hat.

In der That! murmelte der Marquis mit einem matten Lächeln, und Herr Vincent sagte:

Wäre mir die Rolle, zu der Sie Charmot gegen mich ausgewählt, schon während unseres gestrigen Mittagsessens völlig klar gewesen, so hätten wir uns den heutigen Gang ersparen können. Wir hätten Sie dann schon gestern ersucht, unsere Vaterstadt nicht länger mit Ihrer Gegenwart beehren zu wollen.

Mein Herr! fuhr der Marquis auf. Er ließ den Gedanken fallen, den Sprecher zu fordern; denn er erkannte jetzt, daß seine Herausforderung nicht angenommen werden würde.

Ich hatte das Unglück, rief Herr Vincent schneidend, Sie aus den salzigen Fluthen der Ostsee aufzufischen, eine That, für welche es die Ironie des Schicksals wollte, daß ich von dem russischen Kaiser mit einem Orden dekorirt wurde. Ich gebe Ihnen die Mittel, in Ihre Heimath zu entkommen, und Sie erwerben Güter in Ihrem schönen Vaterlande, während Sie Sibirien erwartete. Also —

Er brach bedeutungsvoll ab, und Loys de Bochet fragte mit sanfter Stimme: Und wenn ich außer Stande wäre, Ihre Bitte zu erfüllen?

Sie haben sich sicher so eingehend mit unsern Verhältnissen beschäftigt, entgegnete Herr Vincent, daß Sie wissen müssen, welchen Eindruck Ihre höchst romantische Geschichte auf diejenigen Kreise machen würde, in denen Sie zu glänzen gewohnt sind, wenn man sie an der Börse erzählte oder etwa drucken ließe.

Es entstand eine Pause. Man hörte das schwere Athmen des Marquis.

Unser Geschäft wäre wohl zu Ende? fragte er endlich mit einem verzerrten Ausdruck seines Gesichtes, der ein Lächeln bedeuten sollte.

Wenn Sie innerhalb achtundvierzig Stunden abreisen, sagte der Bankier.

Der Herr Marquis kann um seiner fernern Laufbahn willen nicht wünschen, daß seine diplomatischen Talente durch die Posaunenstöße der Fama entweiht werden, rief Herr Vincent. Zudem ist das Wetter vortrefflich zur Reise.

Beide empfahlen sich. Der Marquis brach erschöpft zusammen.

Unterdessen hatte es Friedrich übernommen, Therese, welche, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, auf Botschaft von dem Oheim harrte, zu beruhigen. Wie Diamanten, deren Schimmer durch Befeuchtung erhöht wird, so leuchteten Therese's Augen in dem freudigen Gefühl auf, George der Gefahr entgangen zu wissen. Ein Zug der Bitterkeit machte sich in Friedrich's Mundwinkeln bemerkbar, als er diese Freude gewahrte. Er hielt dieselbe zu dem seltsam aufgeregten Wesen Therese's auf dem Salève, zu den Thränen, in denen er sie dort gefunden hatte. Sobald sie sich ein wenig gesammelt hatte, wünschte sie zu wissen, wie Friedrich schon so früh zur Kenntniß des Vorganges gekommen sei? Er erklärte die Ursache, und Thereses Erstaunen bemerkend, daß er das Amt eines Sekundanten übernommen hätte, fügte er hinzu, er habe es nur mit dem festen Entschluß gethan, den Zweikampf um jeden Preis zu verhindern. Ist es doch mein Amt, Frieden zu stiften, sagte er.

Frieden zu stiften! Und er selbst war durch dieses Amt in Unfrieden gestürzt worden! Aber dieser innere Unfriede

hätte ihn nicht gehindert, sich im äußersten Falle zwischen die tödtlichen Geschosse der Gegner zu werfen.

Therese reichte ihm dankend die Hand und zog dieselbe nicht zurück, als er sie an seine Lippen drückte. Sie betrachtete ihn fast als den Lebensretter ihres Vetters, und sie sprach es aus, daß sie ruhiger gewesen wäre, wenn sie gewußt hätte, daß ihn Friedrich begleitete. Sie war in ihrer jetzigen Stimmung freundlicher, wärmer gegen ihn als sonst. In einem Doppelgefühl froher und schmerzlicher Erregung verließ er sie.

George war glücklicher als er. Sein Vater war durch die Mittheilung Therese's über George's Liebe zu Leonille nicht überrascht worden; aber eine Wunde hatte sie berührt, die noch lebhaft blutete. Er war zwar am gestrigen Nachmittage in Montfleuri gewesen, doch Leonille hatte er nicht gesehen. Frau Ruchat hatte indessen Gelegenheit gefunden, mit ihm allein zu sprechen. Unter derselben Platane, unter der er Leonille zuerst erblickt, erfuhr er von der Jugendfreundin, wie falsch er deren Worte auf dem Salève gedeutet hatte. Sie erinnerte ihn an ihr beiderseitiges Leid. Sollten die Herzen ihrer Kinder sich in demselben Gram verzehren? Wie ihm bei dieser Mittheilung, so mochte demjenigen zu Muthe sein, der, von einer stürmischen Seereise heimkehrend, im Angesicht des Hafens an verborgenen Klippen plötzlich scheitert, dem dann die tückischen Wellen auch die Planke entreißen, auf der er noch das Ufer zu erreichen hoffte. Wie fest hatte er sich an die Hoffnung geklammert, welche die ganze Schuld eines feindlichen Schicksals tilgen sollte.

Sie sind beide noch so jung, murmelte er. Sie fanden sich erst gestern; sie werden vergessen.

Haben Sie vergessen? fragte Frau Ruchat sanft. Habe ich vergessen?

Es ist schwerer, der Sittlichkeit ein Opfer zu bringen, als dem Zwange äußerer Verhältnisse. Herr Vincent nahm das Glück, das er sich ausgemalt, als ein Recht in Anspruch, er vertheidigte es fast mit Eigensinn. Doch was vermochte er jener Mahnung der Jugendfreundin entgegenzustellen? Auch die Grundsätze, um deren willen er sein Vaterland hatte meiden müssen, stritten wider ihn. Er war bezwungen. Allein er gewann es nicht über sich, von dieser Angelegenheit mit seinem Sohne zu sprechen. Er schickte ihn nach Montfleuri hinaus, nachdem er mit Herrn Ruchat von der letzten Unterredung mit dem Marquis zurückgekehrt war. Er sagte ihm nur, daß ihm Frau Ruchat etwas mitzutheilen hätte. Mit Leonille's Vater brachte er die Angelegenheit noch an demselben Vormittage in Ordnung.

Herr Vincent schloß nun den Ankauf des ihm seit einiger Zeit vorgeschlagenen Landsitzes ab. Thätigkeit war das beste Mittel, über die zweite Prüfung, welche ihm das Geschick auferlegt, hinwegzukommen. Er begann sofort den Abbruch des alten Hauses. Baumeister und Arbeiter gaben ihm vollauf zu thun. Als die Weinlese begann, war das alte Gebäude hinweggeräumt und der Grund des neuen ausgegraben. Die Legung des Grundsteins sollte feierlich begangen werden, und Herr Vincent hatte dazu den Bankier mit den Seinigen, sowie die Familie seines Schwagers eingeladen. Nur Herr Sagedieu stellte sich auf dem festlich geschmückten Bauplatz nicht ein. Leonille ward von Herrn Vincent auserwählt, den Grund- und Eckstein des künftigen Gebäudes mit den ersten Hammerschlägen einzuweihen. Als

das schöne Kind in der Tiefe stand und der Granit leise unter dem Hammer erklang, da begegneten sich die Blicke der Frau Ruchat und ihres Jugendfreundes in demselben Gedanken. Welch ein anderes Gebäude hatte er gehofft, das ihm Leonille einst gründen sollte!

Nun wird es Ihre eigene Schuld sein, sagte er zu dem Mädchen, seine Bewegung unter dem Scherz verbergend, wenn sich das Haus nicht fest über Ihrem künftigen Glücke wölbt.

George hatte diese Worte gehört, eben reichte ihm Therese den Hammer, den sie nach Leonille geführt, und mächtig auf den Stein schlagend, rief er: Der rührt sich nimmer! Der Grundstein allen Glückes aber ist die Liebe!

Friedrich suchte die Blicke Therese's, und mit einem unterdrückten Seufzer that er seinerseits die üblichen drei Schläge. Der arme Bursche! Während auf den Wangen seiner Schwester die Mairosen der Gesundheit wieder in voller Blüthe standen, war er blässer als je. Er hoffte kaum noch, Therese's Herz zu gewinnen; er fürchtete, in demselben ein unübersteiglicheres Hinderniß als seine Unliebenswürdigkeit entdeckt zu haben. Doch nicht diese Entdeckung allein beunruhigte ihn. Er hatte an jenem Morgen in dem Gehölz von St. Julien mit George ein Gespräch gehabt, das er nicht zu vergessen vermochte. Es war ein Gespräch gewesen über den Geist des genfer Reformators, den Friedrich wieder in das Leben zu rufen trachtete. Die Ermahnungen an George, von seinem blutigen Vorhaben abzustehen, hatten die Veranlassung dazu gegeben. George hatte jene Zeit, da der Reformator wirkte, gegen den Geist der Gegenwart gehalten. Er hatte den Freund

auf die Unmöglichkeit hingewiesen, die menschliche Entwickelung um Jahrhunderte zurückzuschrauben, die geistige Arbeit dieser Jahrhunderte auszustreichen. Er hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, daß es die Nachwirkung jener Zeit der Theokratie sei, wenn sich noch heute neben der Kirche die Regierung, der Vornehme, der Reiche, der Familienvater als Auserwählter zu betrachten und despotisch aufzutreten berechtigt glaube. Was du erstrebst, sagte er, ist im Grunde nichts anderes, als ein Abfall von dem Protestantismus. Ist die Reformation doch aus dem Widerstand der Geister gegen die alles Leben durchstrickende Hierarchie der katholischen Kirche hervorgegangen! Ein gewaltthätiger Geist konnte wohl auf kurze Zeit im Protestantismus etwas ähnliches versuchen. Die kurze Dauer dieses Versuches zeugt gegen den Unternehmer.

Aehnliche Gespräche hatten die Freunde wohl schon öfter in früheren Tagen geführt; aber nie hatte George mit diesem ruhigen Nachdruck gesprochen, und es liegt eine besondere Kraft in den Worten eines Mannes, der im Begriff steht, dem Tode ins Auge zu schauen. Erschüttert aber war Friedrich, als der Freund schloß:

Und was ist es, was meinen Oheim und seine Freunde zur Bildung ihrer Gemeinde veranlaßt und in Verirrungen getrieben hat, als der Schatten des Geistes, den du wieder lebendig machen willst? Sie schmachten nach Erquickung des Gemüthes, und jener Schatten liegt wie ein kalter Grabstein auf dem Quell des Lebens. Nicht die Beschwörung der Todten, sondern die Befreiung des quellenden Lebens thut noth. Du bist persönlich unschuldig an der Verirrung, in die sich auch Therese eine Zeit lang verloren hatte, und dem Ruin

ihrer Vermögensverhältnisse; aber der Geist, in dem du zu wirken strebst, ist es nicht.

Vielleicht hätte Friedrich den Eindruck dieser Worte später überwunden und sich in seiner Richtung neu bestärkt, wäre er durch seine Besuche in dem Hause des Herrn Sagedieu nicht immer wieder daran erinnert worden. Herr Sagedieu blieb dabei, daß man den Marquis verleumde, er nannte es Einbildung, als er von seiner Frau die Zudringlichkeit desselben gegen Therese erfuhr, und er hielt an dem Glauben fest, daß derselbe eines Tages zurückkehren und alle seine Widersacher glänzend zu Schanden machen werde. Eine Zeit lang hielt die ganze kleine Gemeinde an diesem Glauben fest; dann wurden Einzelne irre und schieden aus. Wie es gewöhnlich geschieht, war bei ihnen die Person allmälig an die Stelle der Idee getreten. Eine Auseinandersetzung des gemeinschaftlichen Vermögens war nun erforderlich. Da stellte sich denn heraus, daß ein Theil der Mitglieder ihr Vermögen bereits völlig aufgezehrt hatte, Andere waren dem Bankerott nahe. Was Herr Sagedieu rettete, genügte nicht, um von den Zinsen die Seinigen zu unterhalten. Ihn focht es nicht an, er lebte aus dem vollen weiter, war doch der Untergang der Welt nicht mehr fern. Alle Versuche, ihn seinem Wahn zu entreißen, scheiterten. Mild und freundlich hörte er jeden an und ging innerlich triumphirend aus allen solchen Versuchen hervor. Als nun der bestimmte Tag verging — er verbrachte ihn in ununterbrochenem Gebet auf seinen Knieen — ohne daß die Erde in Trümmer brach, da trat er nach Mitternacht mit einem strahlenden Antlitz in die Wohnstube, wo Frau und Tochter in Angst und Bangen um ihn wachten, und verkündete ihnen, daß

Gott auf das Gebet der Frommen das Gericht abgewendet habe. Gottes Barmherzigkeit ist unendlich, rief er in Extase. Es war das letzte helle Aufleuchten seines Geistes. Fortan mußte man ihn bewachen wie ein Kind.

Die Wirkung jener Unterredung auf Friedrich zeigte sich zunächst darin, daß er, sonst scharf und feurig in seinen Debatten, ein echter Jünger des Mannes, der in Genf die kriegerische Kirche gegründet hat, gegen Herrn Sagedieu nachgiebiger, duldsamer wurde. Therese wußte ihm dafür Dank. Unterdessen reifte in ihm ein Entschluß. George sollte zur Fortsetzung seiner Studien in den nächsten Tagen nach Paris. Der Vater hielt für die Förderung derselben Leonille's schöne Augen nicht geeignet. Friedrich gedachte, George zu begleiten; auch das atheistische Deutschland wollte er kennen lernen. Aber sollte er fortgehen, ohne daß sein Geschick von Therese entschieden wäre?

Herr Vincent that den letzten Schlag auf den Grundstein seines künftigen Hauses. Die Feierlichkeit war vorüber, und die Gesellschaft zerstreute sich, bevor sie zur Abendtafel in die Stadt zurückkehrte, Trauben naschend in dem Weinberg, der sich von dem Bauplatz nach dem Seegestade hinabsenkte. George war natürlich von Leonille unzertrennlich; und wer will es den Liebenden verdenken, wenn sie unter dem Schutz des Weinlaubes süßeres als Trauben naschten? Therese hielt sich von ihnen fern. Friedrich fand sich zwischen den Weinstöcken zu ihr. Sie wußte nichts von seinem Vorsatze, erst die Welt kennen zu lernen, bevor er ein Pfarramt in der Heimath annahm. Sie billigte seinen Entschluß, der sie anfangs in Erstaunen setzte. Er faßte seinen Muth zusammen.

Lassen Sie mich nicht ganz ohne Hoffnung scheiden, bat er. Sie lieben mich nicht, ich weiß es; vielleicht vermögen Sie es eines Tages.

Sie preßte die Hand auf ihr schwer beklommenes Herz und sagte mit kaum hörbarer Stimme: Nehmen Sie die festliche Handlung, der wir eben beigewohnt, als ein Symbol für uns beide. Bedenken Sie, was geschehen mußte, bevor der Grundstein des neuen Gebäudes gelegt werden konnte. Gönnen Sie uns beiden Zeit!

Eine lebhafte Röthe färbte seine bleichen Wangen. Stumm gaben sie einander die Hände.

Berlin, Druck von Gustav Schade, Marienstr. 10.